

Sonderausgabe 1. August: Zur Lage der Nation

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 31/32 – 30. Juli 2020 – 88. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90



4 194407 006904 31

## Überleben in einer verrückten Welt

Laura Zimmermann,  
Sergio Ermotti,  
Ruth Dürrenmatt,  
Gilles Marchand,  
Clint Capela,  
Vera Weber u. v. a.

Cover-Gestaltung:  
Thomas Hirschhorn



# Degussa



GOLD UND SILBER.



## GOLD VON DEGUSSA – DIE POSITIVE ANTWORT AUF NEGATIVZINSEN.

**S**eit mehr als 6000 Jahren überdauert Gold alle Weltreiche und alle Währungen. Das wird auch in Zukunft so bleiben – weil physisches Gold anders als Papierwährungen nicht beliebig vermehrbar ist. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen. Alle unsere Degussa Barren verfügen über eine Banken-Valorenummer. Gerne können Sie Ihre Wertgegenstände auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern – und das auch in Zukunft ohne Negativzins.

Weitere Informationen  
und Onlineshop unter:

[DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH](http://DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH)



BESUCHEN SIE  
UNS ONLINE.

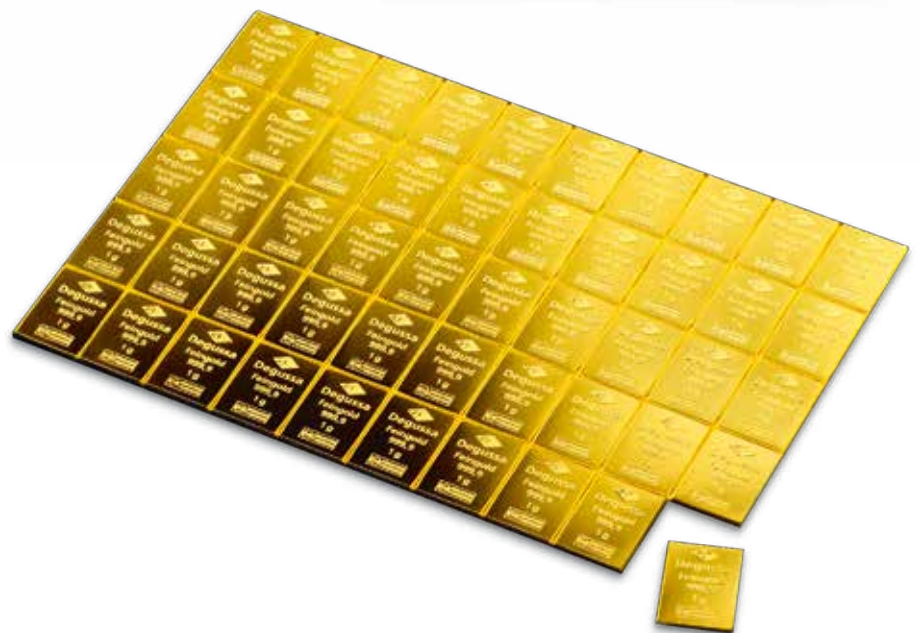
### VERKAUFGSGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich

Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf

Telefon: 022 908 14 00



ZÜRICH | GENF | FRANKFURT | MADRID | LONDON

Wichtiger Hinweis: Das ist unsere Doppelausgabe zum Nationalfeiertag. Die nächste *Weltwoche* erscheint am 13. August. «*Weltwoche daily*» macht bis 4. August Sendepause.



*Fast verweht:* Reporter Bögli, Künstler Hirschhorn.

Thomas Hirschhorn ist ein Ereignis. Kaum hat er sich an diesem heissen, windigen Juli-Feierabend auf der Terrasse des Boulevardcafés «Brésil» gegenüber dem Bieler Bahnhof für seine Buchpräsentation «Robert Walser Sculpture» an ein Bistrotischchen gesetzt, bildet sich eine Warteschlange von fast hundert Leuten. Sie alle wollen eine Widmung des berühmten Künstlers. Die Stimmung ist entspannt, Hirschhorn, 63, bestens gelaunt, wir wechseln ein paar freundliche Worte. Für die *Weltwoche* hat er das Titelblatt dieser Doppelnummer entworfen: Überleben in einer verrückten Welt? Simone Weil lesen! Weshalb die französische Philosophin und Mystikerin heute so wichtig ist und wie er die Schweiz und die Welt – auch jene der Kunst – sieht, erklärt Hirschhorn auf Seite 62.

Fast zehn Jahre ist er an der Spitze der grössten Schweizer Bank, ein Banker, der den ganzen dramatischen Umbau der Finanzbranche mitgestaltet hat, ein Konzernchef, der zwischen durch auch seine Ansichten zu politischen und regulatorischen Fragen klar darlegt – UBS-CEO Sergio Ermotti ist unter Managern in der Schweiz eine Ausnahmeerscheinung. Und mit seiner Erfahrung zählt der Tessiner zu den interessantesten Gesprächspartnern, wenn man etwas Klarheit über das erhalten möchte, was eigentlich in den vergangenen Monaten und Jahren geschehen ist und wie die Zukunft aussehen könnte. Wir haben Ermotti am Sitz der UBS an der Zürcher Bahnhofstrasse zum Interview getroffen – in dem er zwar nicht pessimistisch wirkt, aber doch auf Entwicklungen hinweist, die man nicht zu leicht nehmen sollte. Seite 40

Laura Zimmermann, die junge Frontfrau von Operation Libero, und *Weltwoche*-Autor Alex Baur, der altersmässig ihr Vater sein könnte, haben das Heu in vielen Dingen nicht auf derselben Bühne. Nach ersten telefonischen Kontakten gerieten sich die beiden fürchterlich in



*Klarheit:* UBS-Chef Ermotti.

die Haare. Einig waren sie sich nur in einem: Nein, aus dem geplanten Porträt würde nichts werden. Die Übung wurde abgeblasen. Doch dann mischte sich überraschend der Komiker Viktor Giacobbo ein, der zufällig vom Crash erfahren hatte, und er überzeugte beide: Baur über Zimmermann, das wäre eine Geschichte, die er unbedingt lesen möchte! So raufte sich das ungleiche Paar doch noch zusammen für eine ausgedehnte Wanderung über die malerischen Hügel rund um Konolfingen, Laura Zimmermanns Heimatdorf. Seite 32

Was sie erreichte, gelang keiner Schweizer Soldatin vor ihr: Germaine Seewer, 56-jährig, absolvierte die Rekrutenschule und brachte es bis zum Grad eines höheren Stabsoffiziers. Als erste Frau Brigadier verdiente die Walliserin aus Leuk jeden Rang ab, genau gleich wie ihre männlichen Kameraden. Ende 2019 wurde die promovierte ETH-Chemikerin zum Divisionär befördert. Zum Sommergespräch treffen wir die erste Frau Divisionär an ihrem Standort in Luzern, wo sie die Höhere Kaderausbildung führt. Seite 60

*Ihre Weltwoche*



## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,  
leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
www.weltwoche.ch/abo

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Mitglied der Chefredaktion:** Beat Gygi (*Wirtschaft*)

**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Michael Bahnerth, Alex Baur,  
Erik Ebnetter, Katharina Fontana,  
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,  
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,  
Roman Zeller

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,  
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,  
Thomas Renggli, Chris von Rohr,  
Peter Ruch, Peter Rüedi,  
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,  
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,  
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),  
Tamara Wernli, Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*),  
Caroline Grimm, Jasmin Karim (*Bildredaktion*)

**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Renate Brunner,  
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,  
Beat Zaugg, Dieter Zwicky

**Website:** Alex Merz, Tim Tassonis

**Sekretariat:** Sabine Mähner

**Finanzen und Personal:** Tien Köppel

### Verlag:

**Verlagsleiter:** Sandro Gianini

**Anzeigenverkauf:** Gabriel Lotti, Brita Vassalli

**Anzeigen-Innendienst:**

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** GLA United

**Tarife und Buchungen:** weltwoche@gla-united.com

**Betriebsleiter:** Samuel Hofmann

**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.





Naturtalent: Laura Zimmermann. Seite 32

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 7 **Kommentare**  
Liebe Eidgenossen\*innen
- 8 **Religion** Milde Gabe
- 8 **Corona** Die Debatte öffnet sich
- 9 **Eilmeldung**  
Den Falschen beurlaubt
- 20 **Mörgeli**  
Im Namen Gottes. Amen
- 20 **Bodenmann**  
Mutti Merkels «little Switzerland»
- 21 **Medien** Beschwipster Heiligenschein
- 21 **Die Deutschen** Sauber und rein

## Inland

- 12 **Pro Patria** schafft sich ab  
1.-August-Abzeichen als Ladenhüter
- 13 **Innovationspark**  
Blamage in Dübendorf
- 16 **Ziemlich freier Mensch**  
Wiedersehen mit Olivier Kessler
- 18 **Hongkong mit Kuhgebimmel**  
Wirtschaftswunder Nidwalden

## Ausland

- 14 **Frankreich führt, Deutschland zahlt**  
Corona-Hilfspaket des EU-Gipfels
- 15 **Juristen-Pornografie**  
Ein falscher Klick im Internet
- 17 **Hagia Sophia** Rückwandlung  
der Ayasofya zur Moschee
- 19 **Hohe Schule des Schweigens**  
Mysteriöse Zwischenfälle im Iran
- 19 **Inside Washington** Blindflug
- 86 **Schiedsrichter der Weltpolitik**  
Der Basler Jurist Daniel Kipfer



Weltuntergang schaut anders aus: Seite 78

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 76 **Zitronen für Roosevelt**  
Konferenz von Jalta, 1945
- 89 **Amorana** Erfolg mit Sexspielzeug
- 91 **Gesundheit** Arzthonorare

## Kultur & Gesellschaft

- 68 **So schön war Italien noch nie**  
Traumsommer nach der Krise
- 88 **Plötzlich Rassist** Debatte um den  
Philosophen Immanuel Kant
- 94 **Im Auto über Land**  
Kurztrip im Rolls-Royce Ghost

## Rubriken

- 7 **Im Auge** George Foreman
- 10 **Personenkontrolle**
- 11 **Nachruf** Olivia de Havilland
- 22 **Thiel** Maskerade
- 22 **Leserbriefe**
- 23 **Fragen Sie Dr. M.**

## Sonderausgabe 1. August: Zur Lage der Nation

- 24 **Heuer ist Bundestrauertag**  
Urs Paul Engeler
- 28 **Vera Weber, Umweltschützerin**  
Die Tochter von Franz Weber
- 30 **Im wilden Wald meines Lebens**  
Christophe Vorlet
- 32 **Laura Zimmermann, Polit-Aktivistin**  
Besuch der jungen Dame
- 36 **Eddie und Adolph Rickenbacker**  
Flug zweier Helden
- 38 **Ruth Dürrenmatt** «Chasch o male?»
- 40 **Sergio Ermotti, UBS-Konzernchef**  
«Wir müssen uns auf unsere  
Stärken besinnen»
- 44 **Imperium Europaeum**  
Essay von Carl Baudenbacher



## «Nur weil jemand nackt ist, ist es noch lange nicht sexistisch.»

Mickry 3: Seite 58

- 46 **Nina Müller, Managerin**  
Wer ist die neue Jelmoli-Chefin?
- 48 **Clint Capela, Basketball-Profi**  
«Die Schweiz bedeutet mir alles»
- 52 **Corona-Schweiz in Zahlen**
- 54 **Gilles Marchand, SRG-Generaldirektor**  
«Labor für Europa»
- 57 **Flynn Richter, Nachwuchstalent**  
Der kleine Tennis-Prinz
- 58 **Mickry 3, Künstlerinnen-Trio**  
«Was ist los mit den Leuten?»
- 60 **Germaine Seewer, Armee-Divisionär**  
«Ich könnte General werden»
- 62 **Thomas Hirschhorn, Künstler**  
«Die Schweiz hält stand»
- 66 **Ernst Fehr, Starökonom**  
Die empirische Revolution
- 70 **Hans-Jakob Siber, Abenteurer**  
Saurier sind sein Leben
- 73 **Täsch bei Zermatt**  
Portugiesen-Dorf in den Alpen
- 74 **Robert Weibel, Vermittler**  
«Du hast mein Leben gerettet»
- 78 **Matt Ridley, Optimist**  
Warum die Welt nicht untergeht
- 82 **Reto Gurtner, Tourismus-Pionier**  
Guter Visionär
- 83 **Luna Mwezi, Schauspielerin**  
«Ich fühle mich nicht anders»
- 84 **Maja Baumann und Björn Wettergren**  
Beharrlichkeit und Weitsicht
- 90 **Richard alias Franca Donovan**  
Der exzentrische Einsiedler
- 92 **Armand Volker, Musiker**  
Der Gitarrist von TEA ist zurück
- 96 **Sehnsuchtsorte**  
Geheimtipps der *Weltwoche*-Redaktion



# Christentum und Freiheit

Nur ein Gott kann die CVP noch retten. Von Roger Köppel

Die Christlichdemokratische Volkspartei der Schweiz (CVP) denkt darüber nach, das christliche C aus ihrem Namen zu streichen. Einen nachvollziehbaren Grund für diesen Schritt gibt es nicht. Man argumentiert mit Meinungsumfragen. Zur Debatte steht eine Fusion mit der abserbelnden Bürgerlich-Demokratischen Partei (BDP). Sollte die CVP deswegen ihr C aufgeben, wäre es wohl das erste Mal in der Weltgeschichte der Fusionen, dass der stärkere Teil seinen Namen opfert, um dem schwächeren Teil, der allein ohnehin nicht überleben kann, entgegenzukommen. Oder ist es ein falsch verstandener Akt von Nächstenliebe?

Die C-Diskussion fällt vielleicht nicht zufällig in eine Zeit, da radikale Antirassismus-Bewegungen in den USA Statuen von Jesus vandalisieren und abreißen wollen, weil sie angeblich Ausdruck einer weissen Überlegenheitsdoktrin seien. So jedenfalls äussert sich in seinen Tweets Shaun King, der Anführer der linksmilitanten Gruppe Black Lives Matter. Seiner Ansicht nach müssen die Standbilder «jenes weissen Europäers, den sie Jesus nennen, fallen, denn sie sind eine Form weisser Unterdrückung. Waren es immer.» Die amerikanischen Gleichheitsfundamentalisten räumen jetzt also nicht nur die Gründer ihres Staates ab. Ihr Hass richtet sich auch gegen die heiligsten Symbole der westlichen Zivilisation.

Warum muss uns dieser Angriff auf Insignien des Christentums, sei es durch Black Lives Matter, sei es durch die Schweizer CVP, beunruhigen? Ich sage das explizit aus der Warte eines nicht besonders gläubigen Menschen. Meine religiöse Ausbildung zu Hause bestand darin, dass unser Grossvater, der den Zweiten Weltkrieg als Zeuge aus nächster Nähe erlebt hatte, regelmässig Wutanfälle gegen den «banalen Optimismus» unserer Grossmutter bekam, wenn sie mit uns Kindern Gutenachtgebete aufsagte. Er hielt Gott für eine Lüge, für tot oder für einen Zyniker, denn ein Gott, den man ernst nehmen könnte, hätte solche Katastrophen niemals zugelassen.

Ich spreche hier also nicht aus der Perspektive eines gefühlsmässig Beleidigten, der sich persönlich attackiert fühlt, wenn christliche Symbole unter die

Räder geraten. Ich spreche aus der Warte eines Schweizers, dem Freiheit und Demokratie am Herzen liegen. Und genau hier muss die Beunruhigung ansetzen. Das Christentum hat nämlich über das Theologisch-Religiöse hinaus eine zutiefst politische Bedeutung. Die Vorstellung, dass es nur im Himmel einen allmächtigen Gott gibt, ist gleichbedeutend mit der Idee, dass es auf Erden keinen allmächtigen Menschen geben kann. Die christliche Idee Gottes ist die mächtigste Barriere, die wir haben gegen die Anmassung von Menschen, andere Menschen zu beherrschen.

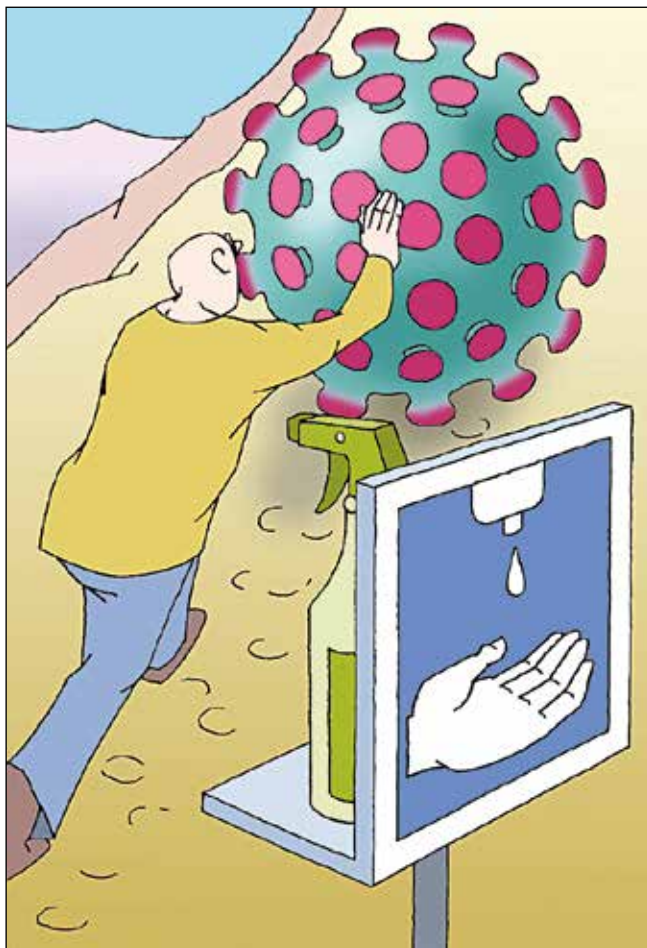
Hier liegt der tiefere Grund, warum die radikale Linke immer schon die Religion und das Christentum bekämpfte. Der kommunistische Vordenker Karl Marx hielt die Religion, worunter er vor allem das Christentum verstand, für den Ausdruck eines «falschen Bewusstseins», das die Menschen daran hindere, den wahren Grad ihrer persönlichen Unterdrückung zu durchschauen. Für Marx war die Religion eine Droge, «Opium für die Massen». Die Religion musste demnach beseitigt werden, damit die Menschen endlich das irdische Paradies ihrer angeblich absoluten Freiheit im Kommunismus erreichen würden. Marx hielt dem Christentum seine eigene kommunistische Religion entgegen und predigte den Leuten, sie sollten nicht mehr zu Gott aufschauen, sondern zu Marx und seinen Kommunisten, neben denen er keinen anderen Gott mehr duldete.

Alle totalitären Staaten des 20. Jahrhunderts waren gegen das Christentum, weil das Christentum, richtig verstanden, der natürliche Feind totaler Herrschaft ist. Solange es einen Gott gibt, hat die Macht der Menschen Grenzen. Wo es keinen Gott mehr gibt, ist der Mensch den Menschen ausgeliefert, den Mehrheiten, dem Zeitgeist, der politischen Korrektheit, der Politik. Ohne das Christentum wäre die moderne Idee der persönlichen Freiheit niemals Wirklichkeit geworden. Der Liberalismus ist angewandtes Christentum.

Ich bin mir bewusst, dass ich vor 200 Jahren einen anderen Leitartikel geschrieben hätte. Damals stand die Religion im Bund mit den Monarchien gegen die Freiheitskämpfer der Aufklärung. Heute allerdings scheint es eher so zu sein, dass Menschen, die einen stärkeren Bezug zu einer jenseitigen Autorität haben, die Freiheitskämpfer sind, die Nonkonformisten und Zweifler, die sich vom Zeitgeist und seinen Predigern nicht so willig vereinnahmen, nicht so leicht einschüchtern lassen. Wer Halt findet in einer allmächtigen Instanz, die nicht von dieser Welt ist, leistet weltlichen Mächten, die ihn bedrängen, eher Widerstand. Die radikallinke Black-Lives-Matter-Bewegung verschandelt Jesus-Statuen, weil auch sie neben sich keinen anderen Gott mehr haben will. Wer christliche Symbole angreift, greift nach der absoluten Herrschaft.

Heute bräuchte es wenn schon mehr, nicht weniger christliche Politik gegen diese Tyrannei der Moralierer. Christliche Politik ist nicht softreligiöses Gutmenschentum, sondern Politik aus dem Bewusstsein einer unberührbaren persönlichen Freiheit heraus. Was da draussen auch immer an modischen Wahrheiten eingeweicht werden mag, die individuelle Freiheit, die Stimme des eigenen Gewissens, bleibt das unerschütterliche Bollwerk gegen die Zumutungen der Menschen. Christlich heisst da vor allem skeptisch, misstrauisch. Christlich ist der kulturell institutionalisierte Restvorbehalt gegen jede Form von Herrschaft, die angeblich im Namen höchster Ideale ausgeübt werden soll.

Wenn eine Greta wie eine Heilige verehrt wird, sollten die C-Parteien nicht mit in Trance verfallen, sondern auf die Barrikaden steigen. Wenn in den USA Jesus-Statuen fallen, müssten die C-Parteien einen Kreuzzug für die christliche Freiheitslehre starten. Stattdessen denken sie in der Schweiz in todessehnsüchtiger Verzweiflung bereits darüber nach, der christlichdemokratischen CVP das C aus dem Namen zu entfernen. Eine unzeitgemässere, verzweifeltere, dümmere Idee ist aktuell kaum vorstellbar. Nur ein Gott kann diese CVP noch retten.







Ferrari-Museum © Ferrari



Ducati-Museum © Dino Eisele



Ferrari-Museum Paddock © Museo Ferrari



Lamborghini-Museum © Lamborghini



## VIP-Spezialreise «Motor Mania e Dolce Vita» Diamanten auf Rädern erleben

Allein die Namen lassen aufhorchen: Lamborghini, Maserati, Ducati, Ferrari und Pagani. Die Herzen der Fans von edlen und schnellen Motorfahrzeugen werden auf dieser fünftägigen Reise höherschlagen! Erleben Sie unvergessliche Anblicke, exklusive Führungen durch Produktionswerke und Museen und so manchen kulinarischen Hochgenuss.

Start frei! Sie wohnen in einem 4-Sterne-Hotel im Herzen von Bologna. Im Stadtteil Borgo besuchen Sie am zweiten Tag das Werk des leidenschaftlichen Motorradherstellers Ducati. Unterhaltsam wird Ihnen die spannende Geschichte des Unternehmens präsentiert. Nächster Stopp: Lamborghini. Der Neffe des Firmengründers, Fabio Lamborghini, beehrt Sie in seiner Stamm-Trattoria beim Mittagimbiss. Diese Begegnung steigert die Vorfreude auf den Rundgang durchs Werkmuseum. Und es öffnen sich für Sie auch die Türen zum Ferruccio-Lamborghini-Privatmuseum. Technik und Emotion werden spürbar.

Am dritten Tag lockt das Maserati-Museum auf dem Landgut der Familie Panini. Berausende Impressionen! Nachdem Sie mittags typischen Parmigiano genossen haben, widmen Sie sich dem wohl exklusivsten Automobilhersteller der Welt: Pagani. Im legendären Unternehmen wird

Automobilbau zur Kunst. Zum Tagesabschluss werden Sie auf einem Weingut zur Degustation und zum Abendessen erwartet.

Bella Bologna erleben Sie am Vormittag des vierten Reisetages auf dem Rundgang durch die historische Altstadt. Am Nachmittag sehen Sie Rot: Die Scuderia Ferrari in Maranello steht auf dem Programm! Eine Tour durch die Auto schmiede gibt erste Eindrücke, es folgt eine Zeitreise durch die Ferrari-Geschichte im Museum. Wer das Erlebnis noch steigern möchte, hat Gelegenheit zur Probefahrt im Ferrari F430 auf den Strassen rund um Maranello.

Zum Finale speisen Sie im Stammlokal der Formel-1-Piloten: totaler Genuss im Ristorante «Montana» in Fiorano Modenese. Sie sind am Ziel Ihrer Träume!

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter [www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club).

### Platin-Club-Spezialangebot

**VIP-Spezialreise «Motor Mania e Dolce Vita»**  
2. bis 6. September 2020  
7. bis 11. Oktober 2020

#### Leistungen:

- Swiss-Flüge Zürich-Venedig-Zürich
- 4 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel
- 1 Abendessen mit Aperitif
- 1 Mittagimbiss mit Fabio Lamborghini
- 1 Parmigiano-Verkostung
- 1 Weindegustation mit Spezialitäten
- 1 Abendessen im Restaurant «Montana»
- Ausflug Ducati-Werk und Lamborghini-Museum
- Ausflug Maserati-Museum und Pagani-Werk
- Ausflug Altstadt Bologna
- Ausflug Ferrari-Werk und Museum
- Qualifizierte Reiseleitung

#### Preis:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1795.-  
Für Nichtabonnenten: Fr. 2095.-  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 280.-  
Ferrari-Probefahrt: Fr. 125.-

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch)

#### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



# Liebe Eidgenossen\*innen

Von *Linus Reichlin* — Eigentlich hätte ich dieses Jahr auf dem Rütli sprechen wollen. Weil auch diese Feier abgesagt wurde, wende ich mich an dieser Stelle an Sie.



Präsentierteller: Rütliwiese.

**C**he\*è\*r\*es compatriotes, cari\*e italiani\*e, Charas aspecturas e chars aspecturs dal Radiotevisiun Svizra Rumantscha, liebe Geschlechtsneutrale aller Ganz- und Halbkantone, verehrte Veganer\*eusen beiderlei Konfessionen, liebe Tamilen\*innen in den Küchen unseres Landes, liebe deutsche Fach-, liebe osteuropäische Flacharbeiterinnen, lieber Bundesrat, liebe Tina Turner!

Als General Guisan im Jahr 1940 alle hohen Offiziere der Schweizer Armee zu einem Rapport auf die Rütliwiese bestellte, wiesen Skeptiker darauf hin, dass die versammelte Armeeführung auf einen Schlag ausgelöscht werden könnte, falls die Deutschen eine Bombe aufs Rütli werfen würden. Die Deutschen hätten die Wiese auch ganz einfach vom Fronalpstock, vom Klingenstein, von Morschach oder vom Seehotel «Waldstätterhof» aus beschossen können, oder vom Ausflugschiff «Gotthard» aus bei einem Glas Riesling. Denn die Rütliwiese ist geostrategisch gesehen das, was Artilleriekommandanten einen Präsentierteller nennen.

Es ist ein völlig ungeschütztes Gelände, zu allen Seiten von Erhöhungen umgeben. Wer immer sich dort versammelt, seien es 650 hohe Offiziere wie 1940 oder 3000 Schüler auf Schulreise, 24 000 japanische Touristen oder drei Mitglieder des Weimarer Schiller-

vereins: Er könnte auf einen Schlag vernichtet werden.

Einen gefährlicheren Ort hätten sich die drei Eidgenossen für ihre konspirativen Treffen nicht aussuchen können. Wenn sie sich nachts im Schein von Fackeln auf der Wiese versammelten, konnte jeder Habsburger, dem nicht der Helm über die Augen gerutscht war, sie aus grosser Entfernung sehen. Auf dieser Wiese war man im Mittelalter sogar noch viel exponierter als heute, denn entgegen einer landläufigen Annahme war der Wald damals radikal abgeholzt. Zu Zeiten der drei Eidgenossen stand in weitem Umkreis um die Rütliwiese vermutlich nur noch eine einzige Tanne, die man nur den Hirtenhunden zuliebe stehen gelassen hatte. Im Grunde haben sich diese drei Männer (sicherlich auf den Rat ihrer viel klügeren Frauen hin) in aller Öffentlichkeit getroffen. Alle sollten sehen, dass sie bereit waren, ihre Freiheit zu verteidigen. Wenn sie sich hätten verstecken wollen, hätten sie sich in der Höhle Gruebisbalm bei Vitznau getroffen, deren Betreten damals noch nicht Fr. 20.80 pro Person kostete.

Nebenbei gesagt, standen alle drei Eidgenossen materiell gut da, sie hätten sich sogar die Extrafahrt zur Höhle mit der Rigi-Bahn für Fr. 400.– leisten können. Aber sie wollten ihren Freiheitsschwur eben nicht in einer muffigen Höhle ablegen, wo ihnen die Fledermäuse aufs Haupt kackten. Sie wollten unter aller Augen, unter freiem Himmel und auf einem weiten, offenen Stück Land schwören, dass dieses Land ihnen gehörte und nicht mehr einem Feudalfürsten aus dem Kanton Aargau.

## Menschen können sich ändern

Bekanntlich waren die Habsburger ursprünglich Aargauer. Aber Menschen können sich ändern. Es gibt keinen Grund für uns andere Schweizer, am 1. August die Höhenfeuer im Kanton Aargau aus Rache zu löschen. Schon gar nicht vaterländisch! Diese Feuerlösch-Art wird heute nicht mehr gern gesehen. Viele junge Schweizer wissen gar nicht mehr, was damit gemeint ist. Und die, die es noch wissen, versammeln sich in der Höhle Gruebisbalm, um dort heimlich vaterländisch zu löschen. Aber nicht jede Freiheit, die verlorengeht, ist es wert, dafür zu sterben.

So, jetzt habe ich den Faden verloren.

Liebe Miteidgenossen jedwelcher Couleur: Lasst uns alle am nächsten 1. August offen und am helllichten Tag auf dem Rütli stehen!

## Zwei Fäuste



George Foreman, Influencer.

**F**ür viele in Amerika bleibt trotz allem ein Trost: das Barbecue, das verheissungsvolle Brutzeln prächtiger Fleischmocken auf dem Grill. Und keiner freut sich darüber mehr als Reverend George Foreman, obwohl sich seine Frau Mary Joan, seine fünfte, damals vor zwanzig Jahren mächtig Mühe geben musste, ihn und seine 120 Kilo Lebendgewicht vom Sofa hochzukriegen, als ihn die Leute einer Grillfirma als Zugpferd engagieren wollten. Er hat dann klug verhandelt und 40 Prozent auf jeden Rost für sich herausgeschlagen. Später trat er die Namensrechte für 138 Millionen Dollar ab. Vom Foreman-Grill sind bis heute über 100 Millionen Exemplare verkauft worden.

George Foreman, 71, gilt als der erste Influencer, der mit der Schlagkraft seines Namens einem Produkt zum Durchbruch verhalf – er war schliesslich als Boxer Olympiasieger und Weltmeister im Schwergewicht und holte die meisten Gegner schon in der ersten oder zweiten Runde von den Beinen. Auch wenn er dann den legendären «Rumble in the Jungle»-Fight und den Titel am 30. Oktober 1974 in Kinshasa gegen Muhammad Ali in der achten Runde durch Knock-out verlor, wie von Norman Mailer episch beschrieben. Nach seinem Abgang wurde er demütiger Armenpriester auf den Strassen von Houston und schliesslich zum Reverend ordiniert, stieg aber mit 38 wieder in den Ring, weil er Geld benötigte für ein Jugendzentrum. «Big George» eroberte mit Gottes Hilfe nochmals einen Weltmeistertitel und legte die Handschuhe erst mit 48 endgültig beiseite – noch ziemlich gesund, auch im Kopf. Und nochmals fand ihn der Erfolg, diesmal mit diesem Elektrogrill, der das Fett aus den Fleischstücken schmilzt, gerade als auch Amerika auf gesunde Ernährung umzuschwenken begann, und der keinen schädlichen Rauch in die Luft ausstösst wie Holzkohlenroste. Und George Foreman ist der Prophet, der die Kasse klingeln lässt, auch als biblischer Vater, der zwölf Kinder ins Leben entlässt. Manchmal hat das Glück zwei Fäuste und ist schwarz. *Peter Hartmann*



## Milde Gabe

Von Christoph Mörgeli — Pfarrer Peter Raich erbt ein Haus am Bodensee. Darf er das?

Es ist eine alte Streitfrage: Dürfen Seelsorger, Ärzte oder Anwälte ihnen anvertraute «Klienten» beerben? Wird nicht ein berufliches Abhängigkeitsverhältnis ausgenutzt, wenn sich Betreuer von Anvertrauten, die sich in ihrem letzten und einsamsten Lebensabschnitt auch geistig nicht mehr im Zenit ihrer Kräfte befinden, reich beschenken lassen? Kann, soll, darf man das?

Für den deutschen Pfarrer Peter Raich ist es ein Müssen: Er könne sich doch nicht über den letzten Willen einer Verstorbenen hinwegsetzen. Mit viel Formalismus statt Ethik tritt der reformierte Geistliche in Gottes Namen das Erbe eines schmucken Hauses in Berlingen an. Das Anwesen liegt wenige Meter vom Bodensee entfernt und dürfte Millionen wert sein.

Raich hat die kinderlose, verwitwete Erblasserin bei seiner Pfarrtätigkeit im 900-Seelen-Dorf kennengelernt. Als er vor sechs Jahren ins bernische Walkringen wechselte, intensivierte sich der Kontakt. Die Nachbarschaft wunderte sich über die vielen Besuche. Pfarrer Raich kümmerte sich rührend um die vereinsamte Frau. Und ebenso rührend um ihre Finanzen. Er durfte sogar in ihrem Haus übernachten, wenn er auf der Durchreise in seine süddeutsche Heimat am Bodensee einen Halt einlegte.

Die Kirchgemeinde Walkringen, wo Peter Raich wirkt, hat konsequent gehandelt: entweder Pfarramt oder Erbschaft. Der Pfarrer wählte die Erbschaft. Sie erschien ihm offenbar wertvoller als sein Job.

Sollte man Erbgänge von Pfarrern, Ärzten und Anwälten gesetzlich verbieten? Dies widerspricht der liberalen Eigentumsordnung. Jeder Erblasser ohne gesetzliche Erben darf sein Hab und Gut vermachen, wem er will. Vertreter der genannten Berufsgruppen sollten aber dafür sorgen, dass solche Erbschaften gemeinnützig statt eigennützig eingesetzt werden. Rigorose Anstellungsbedingungen und strikte Standesregeln müssen unanständigen Bereicherungen einen Riegel schieben.

Möglicherweise kommt im Fall Peter Raich eine gewisse Mentalitäts-Nuance zum Vorschein. Einen Schweizer Pfarrer würde eine solche Erbschaft vielleicht doch ein bisschen beschämen. Derweil sagt der deutsche Kollege rascher: «Das steht mir zu.»

Aber auch für ihn gilt letztlich die Heilige Schrift: «Das Erbe, darnach man zuerst sehr eilt, wird zuletzt nicht gesegnet sein.» (Sprüche 20, 21)

## Endlich öffnet sich die Debatte

Von Beat Gygi — Die Beurteilungen der Schweizer Pandemie-Politik werden geprägt durch Fachleute der Bundes-Expertengruppe. Nun wächst der Widerstand in der Öffentlichkeit.

Das Thema kam laut daher. Landesweit wurde vor Tagen an Bildschirmen und in Zeitungen gemeldet, dass es in der Schweiz 8000 Corona-Todesfälle gegeben hätte, hätte der Bundesrat den Shutdown eine Woche später verhängt. Das tönt nach Stützung der Regierung. Und 1600 Leben hätten gerettet werden können, wäre eine Woche früher geschlossen worden. Das wirkt komisch, denn dann wäre ja kaum jemand gestorben. Autor der Studie ist Christian Althaus, Epidemiologe an der Universität Bern. Unter Ärzten und Gesundheitsfachleuten regten sich viele enorm auf über diese Publikation, ein leichtfertiges Zahlenturnen sei das. Kritisiert wird auch, dass die Studie quasi unreif veröffentlicht wurde, vor dem wissenschaftlichen Gegenchecken durch Fachkollegen. Aber wirklich lauten öffentlichen Widerspruch gab es nicht.

Viele sehen das im Zusammenhang damit, dass Althaus der Swiss National Covid-19 Science Task Force des Bundes angehört und damit eine Art offiziellen Schutz geniesst. Bundesrat und Verwaltung haben diese Gruppe mit über sechzig Expertinnen und Experten eingerichtet – mit einem Mandat zur Unterstützung und Beratung der Bundesinstanzen. Mit wissenschaftlichen Experten verbindet man die Erwartung, dass diese ihr Wissen einbringen, ohne sich von anderweitigen Abhängigkeiten beeinflussen zu lassen. Die Task-Force erweckt aber den Eindruck, dass sie diesen Anforderungen nicht genügt.

Die fünf Dutzend Experten sind in zehn Untergruppen aufgeteilt, jede auf eine bestimmte wissenschaftliche Disziplin ausgerichtet und mit einer Präsidentin oder einem Präsidenten. Die Gruppe Digitale Epidemiologie etwa wird von Marcel Salathé (ETH Lausanne) präsiert, die Expertengruppe Ökonomie von Monika Bütler (Hochschule St. Gallen). Präsident der gesamten Task-Force ist Matthias Egger, Professor für Epidemiologie an der Universität Bern. So gesehen gibt es drei Hierarchiestufen in der Experten-Institution, die der Tendenz nach darauf hinwirken, dass sich einheitliche Meinungen herausbilden.

Das ist nicht alles. Egger ist auch normales Gruppenmitglied in Salathés Team und daneben – und vor allem – ist er in der Leitung des Schweizerischen Nationalfonds als Präsident des Nationalen Forschungsrats tätig. Er ist also an der Spitze jener grossen Institution, die in der Schweiz öffentliche Gelder für wissenschaftliche Projekte und Stellen spricht. Wer

in der Covid-Task-Force mitmacht, wird also bei Diskussionen und Auseinandersetzungen wohl im Kopf behalten, welche Funktion Egger bei der Mittelverteilung an Wissenschaftler in der Schweiz hat.

### Twitter-Like des Task-Force-Chefs

Das gilt auch gegen Aussenstehende. Als Pietro Vernazza, Chefarzt Infektiologie am Kantonsspital St. Gallen und nicht Mitglied der Task-Force, kürzlich in der *Sonntagszeitung* sagte, dass das Thema Durchseuchung zu diskutieren sei, machte ein Journalist eine abfällige Twitter-Bemerkung über Vernazza – und Egger versah diese mit dem Like-Zeichen. Auf Leute aus der Gesundheitsbranche wirkte das, als ob die Task-Force wissenschaftliche Debattenbeiträge einteilt in richtig und falsch, quasi mit Bundesautorität.

Laut Egger wird die Task-Force zu den von Vernazza aufgeworfenen Fragen ein Papier verfassen. Mit dem Übergang von der ausserordentlichen zur besonderen Lage erhielt die Task-Force jetzt ein angepasstes Mandat, und Egger übergibt das Präsidium auf Anfang August an den bisherigen Vize Martin Ackermann, Mikrobiologe an der ETH. Schon nur das Signal, dass die Ämter-Konstellation geändert wird, kann zu einer allmählichen Öffnung der Corona-Diskussion führen.



Offizieller Schutz: Task-Force-Präsident Egger.

# Den Falschen beurlaubt

Von Christoph Mörgeli — Am Beginn der Intrige gegen Francesco Maisano am Zürcher Herzzentrum steht nicht ein «Whistleblower», sondern Kardiologie-Chef Frank Ruschitzka persönlich.

An der Leitungssitzung des Herzzentrums am Universitätsspital Zürich vom 18. Juli 2019 überschüttete Frank Ruschitzka, ordentlicher Professor für Kardiologie, seinen chirurgischen Kollegen Francesco Maisano mit den heftigsten Vorwürfen. Nach der Erinnerung mehrerer Sitzungsteilnehmer kritisierte Ruschitzka im Beisein von fünf weiteren Personen Maisanos Indikationsstellungen und hielt ihm angebliche fachliche Fehlleistungen der Vergangenheit unter die Nase.

Obwohl der CEO des Universitätsspitals, Gregor Zünd, noch am gleichen Tag auf Ruschitzkas unkollegiales, unprofessionelles Verhalten aufmerksam gemacht wurde, kehrte keine Ruhe ein. Das von Maisano vorgeschlagene moderierte Gespräch, das die im Raum schwebenden Vorwürfe endlich abklären und bereinigen sollte, führte zu nichts. Faktisch war die Zusammenarbeit zwischen dem Kardiologen und dem Chirurgen zerrüttet.

## «Whistleblower» als Sprachrohr

Die Auseinandersetzungen dürften sich kaum an wissenschaftlichen Publikationen entzündet haben – und auch nicht an der Frage, wann welche medizinische Behandlung angezeigt ist. Der Streit drehte sich letztlich um die Klappenchirurgie, in der Herzchirurg Maisano

## «Wer will an einer Universität arbeiten, die ihre Professoren als Wegwerfmaterial betrachtet?»

als international anerkannter Pionier gilt. Das zukunftssträchtige, finanziell interessante Gebiet wird aber auch von den Kardiologen beansprucht. Ruschitzka versuchte, einen für Francesco Maisano wichtigen, hochkompetenten klinischen Kardiologen als Leitenden Arzt in Teilzeit wegzuziehen. Der Spezialist für Klappenkrankungen mit Praxistätigkeit sollte nur noch mit der Kardiologie statt mit der Herzchirurgie zusammenarbeiten.

Der «Whistleblower» der Tamedia-Blätter, Herzchirurg André Plass, wiederholte also lediglich die schon früher geäusserten Vorwürfe von Frank Ruschitzka gegen Francesco Maisano. Am Anfang der Anschuldigungen stand – wie die Sitzung der Herzzentrumsleitung vom 18. Juli 2019 belegt – Ruschitzka persönlich. Das wirft ein neues Licht auf die turbulenten Vorgänge am Herzzentrum, wo André Plass Ende Mai von der Spitalleitung entlassen wor-



Streit um Klappenchirurgie: Arzt Ruschitzka.

den war, aber auf Druck der Tamedia-Zeitungen wenig später wieder eingestellt wurde. Es lässt sich zeigen, dass die beiden aus Deutschland stammenden Mediziner Ruschitzka und Plass eine alte Seilschaft bilden, wobei auch finanzielle Verflechtungen bestehen.

Beide waren 2010 Mitbegründer und danach Verwaltungsräte der Firma Cardiorientis AG, wo der mitgründende deutsche Kardiologe Johannes Holzmeister noch heute als Präsident und Mitglied der Geschäftsleitung amtiert. Holzmeister durfte gelegentlich mit Ruschitzka in hochkarätigen Journals publizieren. Frank Ruschitzka ist es gelungen, namhafte Summen bei der Biotech-Industrie zu mobilisieren, mit denen ihm Dekan Rainer Weber 2016 eine ausserordentliche Professur ad personam eingerichtet hat.

Der Leitende Arzt André Plass war auch beratend tätig für die Finanzboutique Medinad AG, deren Exponenten an der Universitätsklinik ihre Angebote vorstellen durften. Heute betreibt die Medinad ein Callcenter und sucht nach potenten Investoren; prominente Vertreter der Gesundheitsbranche fühlen sich von der Firma um grosse Summen geprellt. Ein renommiertes Auskunftsunternehmen hält fest: «Die Wahrscheinlichkeit, dass bei der Firma Medinad AG mit Zahlungsausfällen zu rechnen ist, wird nach dem statistischen

Prognosemodell von CRIF AG als hoch eingestuft.»

Mit dieser Firma arbeitete also der Gewährsmann von Tamedia zusammen. Gemäss Portal Medinside soll André Plass in den Räumen des Universitätsspitals angekündigt haben, dass er Francesco Maisano bald definitiv «wegbefördern» werde. Plass soll sich auch öffentlich rühmen, dass Frank Ruschitzka ohne ihn den stattlichen Neubau eines hochmodernen, grosszügigen Privathauses oberhalb von Küsnacht nicht hätte finanzieren können.

## Unterstützung für Maisano

Sowohl nach dem Bericht der Anwälte von Walder Wyss wie jenem von Maisanos Anwälten von Niederer Kraft Frey bleibt kein substantielles Unrecht am Herzchirurgen hängen. Seine Beurlaubung wird denn auch zunehmend kritisiert. Adriano Aguzzi, Direktor des Neuropathologischen Instituts, erinnert an die Fürsorgepflicht des Arbeitgebers und bringt das Problem auf den Punkt: «Wer will schon an einer Universität arbeiten, die ihre Professoren als Wegwerfmaterial betrachtet und bei Problemen ihren Rechtsdienst gegen ihre eigenen Professoren wie eine Waffe richtet, anstatt sich schützend vor sie zu stellen?»

Demgegenüber bleibt das gigantische wissenschaftliche Fehlverhalten von Frank Ruschitzka praktisch ungeahndet. Seine mittlerweile zurückgezogene, auf Datenbetrug basierende Publikation in *The Lancet* über Covid-19 wurde von Fakultät und Universität so diskret wie möglich behandelt. Die Medienstelle verteidigt ihn so: «Professor Ruschitzka war weder an der Datenakquisition, der Rohdaten-Erhebung noch an der Weiterverarbeitung und -analyse der Patientendaten beteiligt, sondern wurde erst für Auswertung und Interpretation der Patientendaten und für das Verfassen des Manuskripts beigezogen.» Doch diese Ausrede stösst ebenso ins Leere wie die eigenartige Kritik der Uni Zürich an den Gutachtern von *The Lancet*. Die führende britische Zeitschrift hält nämlich unumstösslich fest: «Alle Autoren haben an der kritischen Überarbeitung des Manuskripts für wichtige intellektuelle Inhalte teilgenommen.»

Der neuste Skandal von Frank Ruschitzka betrifft eine Veröffentlichung im *European Heart Journal*, in dem er Co-Autoren anführt, ohne deren Einverständnis eingeholt zu haben. Auch dieses Fehlverhalten müsste die Universität Zürich längstens untersuchen.



## Personenkontrolle

**Sommaruga, Merkel, Gapany, Kurz, Frenkel, Zeyer, Steinmann, Huber, Knogl, Carando, Zeidler, Tiffany, Jäggi, Djedidi, Johnson, Hanks, Wilson, Mitsotakis**

**Simonetta Sommaruga**, Fast-Kanzlerin, wählte für ihre vorgezogene Rede zum Swiss National Day an die Auslandschweizer eine bewusst knallrote Kleidung. Doch zugleich auch eine bewusst staatsmännische Pose. Vor dem Berner Aarebad Eichholz richtete die SP-Bundespräsidentin hehre Worte über Interessen, Demokratie und friedliches Zusammenleben an die sogenannte fünfte Schweiz. Sichtlich inspiriert von der grossen Koalition im nördlichen Nachbarland, machte die Sozialdemokratin auf Christdemokratin: Sie legte nämlich die Finger beider Hände genau gleich zusammen, wie es die deutsche Bundeskanzlerin **Angela Merkel** zu tun pflegt. Sollte Merkel wirklich in allem das grosse Vorbild von Simonetta Sommaruga sein, wäre ihr Rücktritt aus dem Bundesrat im Jahr 2026 zu erwarten. (mö)

**Johanna Gapany**, Asketin, begnügt sich mit der Luft zum Atmen. Die *Handelszeitung* hat vergangene Woche bekannte Schweizerinnen und Schweizer gefragt, was für sie – abgesehen von der Familie – besonders wertvoll sei. Die Frage betraf zum einen das Immaterielle, zum andern das Materielle. Viele Antworten tönen vertraut, bei den materiellen Werten kommen etwa Häuser, Uhren, Autos oder Geräte zur Sprache – nur an einer Stelle nicht. Die Freiburger Ständerätin Johanna Gapany, junge Aufsteigerin der FDP, gibt an: «Materielles hat für mich keinen Wert.» Unwillkürlich kommt der Gedanke, mit welcher Energie und Ausdauer sie als Ständerätin in politischen Auseinandersetzungen wohl für die Eigentums-garantie eintreten wird. (gy)

**Sebastian Kurz**, Pharmazeut, macht sich Sorgen um die Versorgung seiner Bevölkerung mit dem Antibiotikum Penicillin. Aus diesem Grund hat der österreichische Bundeskanzler die Schweizer Firma Sandoz, eine Tochtergesellschaft von Novartis, mit Engelszungen (und ein bisschen Geld) davon überzeugt, ihren Produktionsstandort in Kundl im Tirol nicht wie geplant nach Asien zu verlagern. Auch in Basel dürfte man hellhörig werden: In der Schweizer Politik ist die pharmazeutische Industrie nicht durchs Band wohlgeleitet; es fällt sogar oft das böse Wort des «Klumpenrisikos». Vielleicht lässt sich ja auch die Schweiz vom österreichischen Vorbild dazu



*Ganz in Rot:* Bundespräsidentin Sommaruga.



*Bei den Griechen:* Hollywoodstar Hanks.



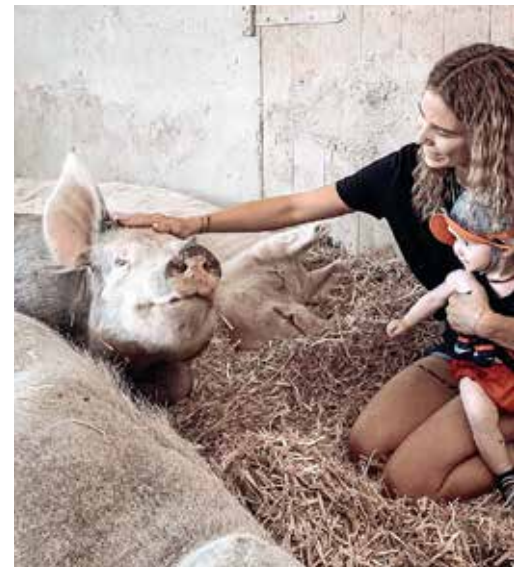
*Vorbild für die Schweiz:* Bundeskanzler Kurz.

motivieren, ihrer Hausapotheke mehr Sorge zu tragen. (fsc)

**Beni Frenkel**, Markenzeichen, hat sich mit dem Online-Magazin *Zackbum.ch* in ein neues journalistisches Projekt gestürzt. Zusammen mit **René Zeyer** und **Lorenz Steinmann** will der ehemalige NZZ-Redaktor und *Weltwoche*-Kolumnist auf der Plattform die Medien kritisch beobachten. Der Name *Zackbum.ch* sei gar nicht ein spontaner «Geniestreich» von Frenkel, wie behauptet werde, meckerte alsbald die *Sonntagszeitung*, sondern von diesem bereits 2009 registriert worden. Das gab schon Stoff für eine scharfe Medienschelte. Richtig ist: Tatsächlich knallte Frenkel, nachdem das Gründungstrio zusammen eine Flasche Kirsch geleert hatte, das leere Glas auf den Tisch – und, «zackbum», kam ihm der Einfall; eine kurze Recherche ergab, dass *zackbum.ch* bereits vom Zuger Anwalt **Jean Baptiste Huber** besetzt war, jedoch nicht gebraucht wurde; Frenkel fragte den Anwalt, ob er ihm die Domain verkaufen würde; doch Huber war so angetan vom Projekt, dass er sie ihm schenkte. (axb)



*Gamberi zum Ferrari:* Küchenchef Knogl.



*Vegane Grosszügigkeit:* Influencerin Zeidler.

**Peter Knogl**, Ferrarista, lässt sich vom neuen Ferrari Roma zu einem aussergewöhnlichen Gericht inspirieren. Der Küchenchef (3 Sterne, 19 Punkte) aus dem «Cheval Blanc» im Basler Spitzenhotel «Les Trois Rois» vermischt leuchtend rote Gamberi aus Mazara, Sizilien, mit vollreifen Tomaten und feurigen mexikanischen Jalapeños – eine Übertragung des Ferrari-Feelings auf die Geschmacksnerven gewissermassen. Der Spitzenkoch interpretiert damit «La Nuova Dolce Vita», das Leitmotiv des nächsten Jahr auf den Markt kommenden Ferrari Roma und erklärt: «Das Gericht muss mich begeistern, zu meiner Philosophie passen und für den Gast nicht zu kompliziert zu verstehen sein.» Sowohl das Auto als auch sein Gericht «erfreuen und interpretieren die Tradition neu». An der Vorstellung des neuen Modells vor vielen spontan dazugestossenen Zaungästen vor dem Stadthotel am Rhein liess es sich der Gourmetkoch nicht nehmen, an der Seite von Ferrari-Marketingchef **Emanuele Carando** hinter dem Steuer des neuen Sportwagens aus Maranello Platz zu nehmen. (fsc)

**Anja Zeidler**, Tierschützerin, knüpft neue familiäre Bande. Die für ihre vegane Lebensweise bekannte Luzerner Influencerin bestätigt gegenüber 20 Minuten, sie sei anlässlich ihres 27. Geburtstags «Gotti von einem Säuli geworden». Das *Säuli* heisst **Tiffany** und ist bald zwei Jahre alt. Es hat sich vor der drohenden Schlachtung im Hof Narr im zürcherischen Egg in Sicherheit gebracht – ein Bauernhof, auf dem die Tiere gemäss Eigenwerbung grundsätzlich bis zu ihrem natürlichen Ende «in Frieden leben». Als gute «Patentante» (20 Minuten) überweist Zeidler dem Hof monatlich 200 Franken. Nicht wenige Göttibuebe und -maitli werden darob vor Neid erblassen. Wir mögen Tiffany und den Leuten vom Hof Narr ihre grosszügige Sponsorin von Herzen gönnen – Schwein muss man haben. (fsc)

**Silvia Jäggi**, Kämpfernatur, wagt sich in musikalische Gefilde. Seit rund einem halben Jahr gehört die 54-jährige Solothurnerin mit dem tätowierten Smiley auf dem Zeigefinger zu den Schweizer Kult-Influencern auf Instagram. «Hallo zäme, geits bi öich?», lautet ihr Markenzeichen, mit dem sie täglich ihre 20 000 Follower per Video grüsst, um ihnen darauf genauso heiter Lebensweisheiten mit auf den Weg zu geben. Was als Jux daherkommt, ist ernst: Die alleinerziehende Mutter spricht über Sucht, Gewalt, Missbrauch – alles aus eigener Erfahrung (*Weltwoche* Nr. 12/20). Damit wolle sie anderen eine Perspektive geben, wie sie sagt, aus ihrem Schicksal Kraft zu schöpfen. Die zentrale Botschaft: Auch in der dunkelsten Talsohle des Lebens, wie sie Jäggi erlebte, gebe es einen Funken «Hoffnig». Jetzt kündigt sie im Gespräch mit der *Weltwoche* ein gleichnamiges Lied an, das sie zusammen mit dem Newcomer-Rapper **Samir Mohammed Djedidi** aufnehmen wolle. (zr)

**Boris Johnson**, Neo-Kostverächter, schaut seinen Landsleuten künftig genau auf den Teller. Auf persönliche Anweisung des Premiers hat die britische Regierung dem Volk von Bier, Schokolade und frittierten Speisen ein Diätprogramm verordnet. Johnson, der zeit seines Lebens betont hatte, dass sein Bauch ihm gehöre, geht mit gutem Beispiel voran – irgendwie. Sein jüngster Gewichtsverlust ist auf seine Corona-Erkrankung zurückzuführen. (ky)

**Tom Hanks**, schlafloser Illuminat, kehrt seiner Heimat den Rücken. Der US-Schauspieler und seine Frau **Rita Wilson** seien «stolze» griechische Staatsbürger geworden, teilte ein sichtlich bewegter griechischer Regierungschef **Kyriakos Mitsotakis** mit. In den Glücksbecher fällt nur ein Wermutstropfen: Hanks spielte leider nicht in «My Big Fat Greek Wedding» mit. Immerhin sah er den Film – auf Drängen seiner Frau, deren Mutter Griechin ist. (ky)

## Nachruf



*Mehr Tiefe:* Schauspielerin de Havilland.

**Olivia de Havilland (1916–2020)** — Sehr spät – und jeder, der «Gone with the Wind» (1939) kennt, weiss das natürlich – erkennt **Scarlett O’Hara** (**Vivien Leigh**) in ihrer Rivalin, **Melanie Hamilton**, die grosse bodenständige Frau, die sie immer sein wollte. **Melanie** wurde von **Olivia de Havilland** verkörpert, die lange an der Seite von **Errol Flynn**, dem besten aller *swashbucklers*, als romantische Geliebte in Piraten- und Mantel- und-Degen-Filmen wie «**Captain Blood**» (1935) eine abenteuerlustige Partnerin abgab und die Kumpelhaftigkeit kokett-damenhaft spielte. Die in Tokio geborene Tochter britischer Eltern und ältere Schwester von **Joan Fontaine**, von **Max Reinhardt**

entdeckt («**A Midsummer Night’s Dream**», 1935), war bei **Warner Brothers** unter Vertrag und bildete mit **Flynn** ein erfolgreiches «**Leinwandpaar**». Doch **de Havilland** wurden die Rollen wie «**The Adventures of Robin Hood**» (1938) zu simpel, und sie legte sich mit ihrem Studio an. 1944 kam es zum Rechtsstreit, der zugunsten von **Olivia de Havilland** ausfiel und **Hollywood-Stars** ermöglichte, ohne Studiovertrag zu arbeiten.

Durch das sogenannte **De Havilland Law** verlor das Studiosystem langsam an Macht, und **Olivia** begann im Lauf der Jahre, ihr Rollenprofil zu verfeinern, ihm mehr Tiefe zu geben. In **Robert Siodmaks** Film noir «**The Dark Mirror**» (1946) übernahm sie eine besonders pikante Rolle: das **Zwillingspaar Terry und Ruth Collins**. Eine der Schwestern begeht einen Mord, und ein angesehener Psychologe versucht herauszufinden, welche der beiden es war – und **de Havilland** war noch nie so abgründig hinter der **Lady-Fassade** wie hier. Manche wollten damals gar die Rivalität zwischen **Olivia** und ihrer Schwester **Joan Fontaine** erkannt haben.

Als **Joan** 1941 den **Oscar** («**Suspicion**») erhielt und nicht **Olivia** für «**Hold Back the Dawn**», soll es giftig zugegangen sein. In ihrer Autobiografie behauptete **Fontaine**, sie hätten sich schon als Kinder gehasst. Zweimal erhielt **Olivia de Havilland**, eine Filmlegende der «**goldenen Ära Hollywoods**», den **Oscar**: für «**To Each His Own**» (1946) und «**The Heiress**» (1949). Ihre letzte grosse Rolle hatte sie in **Robert Aldrichs** «**Hush... Hush, Sweet Charlotte**» (1964) als böse Schwester von **Bette Davis**. *Wolfram Knorr*

**DIE WELTWOCH**

## Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.





# Pro Patria schafft sich ab

Von Beni Frenkel — Die einst so stolze Pro Patria ist nur noch ein Schatten ihrer selbst. Ihre 1.-August-Abzeichen und Briefmarken sind zum Ladenhüter geworden. Die gemeinnützige Arbeit leidet. Gut geht es hingegen den Angestellten der Stiftung.

Leider beherrschten 2019 noch nicht alle den Lin der grafischen Industrie verwendeten Code für das Rot im Schweizer Wappen: RGB 255/0/0 HEX #FF0000 und so weiter. Die Stiftung Pro Patria füllte die Wissenslücke und notierte den 55-stelligen Zahlen- und Buchstabenwurm auf ihrem 1.-August-Abzeichen. Nie war dessen Absatz geringer.

Auch dieses Jahr fehlte es den Designern nicht an Fantasie und Mut: Das 1.-August-Abzeichen ist eine Plastikscheibe mit stilisiertem Feuerwerk. Trotz diesen künstlerischen Anstrengungen werden die Abzeichen, die fünf Franken kosten, immer seltener gekauft. 2012 betrug der Erlös noch mehr als 1100 000 Franken. Seitdem gehen die Verkäufe stetig und hurtig zurück:

- 2014: 820 000 Franken.
- 2016: 570 000 Franken.
- 2018: 400 000 Franken.
- 2019: 355 000 Franken.

Es wurden also weniger als 100 000 Exemplare der Plastikscheibchen abgesetzt. 1953 lag die Auflage bei über 900 000. Damals wurde aber nicht Plastik verwendet. Das traumhaft schöne 1.-August-Abzeichen war eine Schöpfung aus roter Keramik.

In den letzten dreissig Jahren hatte Pro Patria nur noch einen wirklichen Verkaufserfolg: Hübsche Schmetterlingsabzeichen erzielten 2002 eine Auflage von über 300 000 Stück. Die Vermutung liegt nahe, dass vor allem Frauen die Accessoires gekauft haben. 2003 und 2004 gab's dann wieder: Schmetterlinge.

## Politik der gepflegten Langeweile

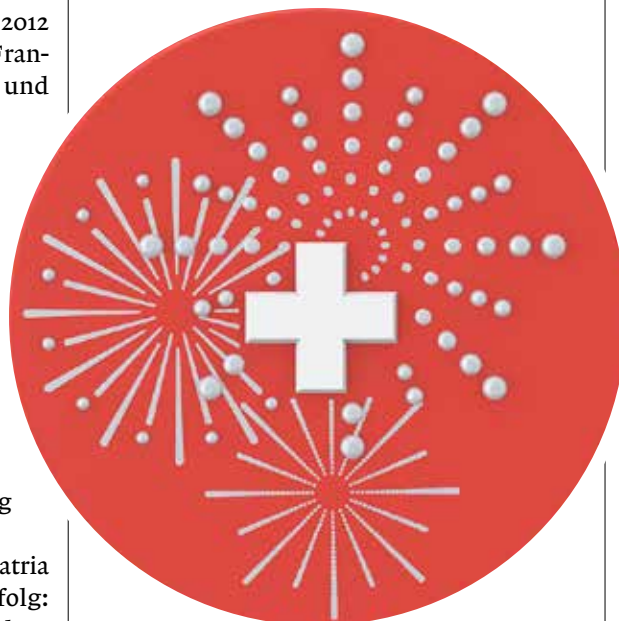
Für die 1909 gegründete Stiftung Pro Patria sind die Umsatzeinbussen mehr als ärgerlich. Die 1.-August-Abzeichen sind eine wichtige Einnahmequelle. Brechen diese Gelder weg, können weniger Mühlen, Bienenhäuser oder Käsespeicher am Leben erhalten werden.

Die Stiftung unterstützt nämlich das Schweizer Kulturerbe, vornehmlich Gebäude, die ausserhalb der Dorfgrenze niemanden interessieren. Beispiele sind die Sennhütte Hefisiten (Flühli LU) mit einer Unterstützungssumme von 4000 Franken oder ein Ofenhaus in Rosshäusern BE mit 5000 Franken.

Sonst ist die Stiftung Pro Patria vor allem Philatelisten ein Begriff. Jedes Jahr kommen zwei (früher vier) Briefmarken heraus, mit

Wertzuschlägen von vierzig und fünfzig Rapen. Auch deren Sujets sind langweilig geworden. Dieses Jahr widmen sich die Briefmarken dem Sitterwerk bei St. Gallen und der Stiftung Tessanda im Val Müstair. Der Betrachter sieht zwei uninspirierte Fotovorlagen.

Und welche zündende Idee hatte Pro Patria vor einem Jahr? Ein Schweizerkreuz. Wieder mit Zahlen bereichert, die auf das «Längen- und Breitenverhältnis der Kreuzarme von sieben zu sechs sowie den Abstand des Kreuzes zum Rand» hinweisen.



*Fantasie und Mut:* 1.-August-Abzeichen 2020.

Diese Politik der gepflegten Langeweile führt dazu, dass immer weniger Schweizer die teuren Pro-Patria-Briefmarken kaufen wollen. Die Absatzrückgänge sind noch dramatischer als bei den Abzeichen. 2012 betrug der Briefmarkenerlös noch mehr als 1900 000 Franken. Seitdem geht's rapid bergab:

- 2014: 1 600 000 Franken.
- 2016: 1 000 000 Franken.
- 2018: 750 000 Franken.
- 2019: 530 000 Franken.

2018 war das Elend besonders gross. Nicht nur fielen die Absätze bei den Briefmarken und Abzeichen auf ein vorläufiges Rekordtief. Die Stiftung hatte auch Pech auf dem Finanzmarkt. Und wer dreimal Pech hat, fällt auch ein viertes Mal auf die Schnauze. Die sonst todsicheren Erträge aus den Liegen-

schaften wurden durch Sanierungskosten gestaucht.

In solchen Fällen geht man in den Keller und sucht nach Familiensilber. Bei Pro Patria wa-

## Und welche zündende Idee hatte Pro Patria vor einem Jahr? Ein Schweizerkreuz.

ren dies «Altmarkenbestände», also Briefmarken, die in der Vergangenheit nicht verkauft werden konnten, die aber immer noch ihren Frankaturwert besitzen. Diese wurden verhöckert. Im Geschäftsbericht hört man dafür ein Aufatmen: «Mit dem Verkauf von Altmarkenbeständen konnte [...] ein ausserordentlicher Ertrag erwirtschaftet werden.» Das dritte Standbein der Stiftung sind Spenden. Hier sieht es – man ahnt es bereits – auch nicht gut aus. 2018 gingen knapp 170 000 Franken ein, der zweitiefste Wert seit 2012.

## Beste Voraussetzungen

Das alles lässt den Präsidenten der Stiftung, Johann Mürner, nicht unbeeindruckt. Man überprüfe die Situation laufend, erklärt er. Ein Verkaufsstopp von Marken und Abzeichen sei allerdings nicht geplant, zumindest nicht «bis auf weiteres».

Gut läuft es eigentlich nur für die Angestellten der Stiftung. Sie bezogen 2018 einen gemittelten Lohn von über 170 000 Franken (auf Basis von 100 Prozent). Die Entlohnung, heisst es im Geschäftsbericht, entspreche orts- und marktüblichen Ansätzen für Personal mit ähnlicher Verantwortung und Arbeitsleistung.

Dabei hat die Stiftung Pro Patria Schweizerische Bundesfeierspende, wie sie mit vollem Namen heisst, beste Voraussetzungen. Die Abzeichen liegen im Sommer wochenlang vor den Schaltern der Postfilialen zum Verkauf auf. Und als zweiter Vertriebskanal dienen Schweizer Schulkinder, die in ihrer Freizeit die Dinger verkaufen müssen.

Und welche Stiftung – ausser Pro Juventute – darf eigene Briefmarken in Umlauf bringen? Pro Patria bringt sich trotzdem nicht in Stellung. Nur 67 Projekte mit einer Gesamtsumme von 770 000 Franken konnte man 2018 unterstützen. Das sind Peanuts im Vergleich zu den Swisslos-Fonds der Kantone, die letztes Jahr 362 Millionen Franken für Projekte in den Bereichen Kultur, Sport, Soziales und Umwelt finanziert haben.

# Planungsruine Innovationspark

Von Christoph Mörgeli — Das Zürcher Verwaltungsgericht stoppt den kantonalen Gestaltungsplan für den Innovationspark in Dübendorf. Das Urteil ist für die involvierten Behörden mehr als peinlich. Immerhin böte sich jetzt eine gute Gelegenheit, das verfehlte Projekt zu beerdigen.

Kurz vor der Klatsche des kantonalen Verwaltungsgerichts an die Adresse der drei beteiligten Direktionen – nämlich jene für Bau, Volkswirtschaft und Finanzen – hatte der Stiftungsratspräsident des Innovationsparks Zürich, Peter E. Bodmer, in der *Neuen Zürcher Zeitung* verlauten lassen: Wenn der Gestaltungsplan scheitere oder der Kantonsrat den Verpflichtungskredit von 217 Millionen Franken ablehne, sei der Innovationspark Zürich gestorben. Auch müsse man mit dem Projekt innert Jahresfrist loslegen können, sonst werde es «schwierig».

Von den dramatischen Worten ihres Präsidenten wollte die Stiftung Innovationspark Zürich nach dem Verwaltungsgerichtsurteil nichts mehr wissen. Die gerichtliche Aufhebung des kantonalen Gestaltungsplans könne zwar zu einer «allfälligen Verzögerung» führen, gefährde das Gesamtprojekt aber «in keiner Weise». Die am Projekt Interessierten reden die verfahrenere Situation schön mit der Beschwörung von «national und international relevantem Innovationscluster» und des angeblich «einmaligen Wertschöpfungspotenzials».

Ständerat Ruedi Noser (FDP), der geistige Vater der Umnutzung des Militärflugplatzes Dübendorf als Innovationspark und Präsident der landesweiten Stiftung, äusserte immerhin seine Überraschung und Enttäuschung über den Gerichtsentscheid. Er machte aber gegenüber dem *Tages-Anzeiger* sofort wieder auf Optimismus: «Wenn wir uns nun zusammenraufen, dann hat dieses Projekt nach wie vor eine blendende Zukunft.»

## Charakter einer Bestrafung

Wäre ein Scheitern des Innovationsparks in Dübendorf wirklich «eine Blamage sondergleichen», wie Stiftungspräsident Peter E. Bodmer behauptet? Eine Blamage ist zweifellos, dass Hundertschaften von Beamten, Spezialisten und Juristen im Sommer 2017 einen kantonalen Gestaltungsplan «Innovationspark Zürich» vorgelegt haben, der unserem Planungsrecht nicht standhält.

Zwar wehrten sich die beiden Anwohner Cla Semadeni und Walter Mundt beim kantonalen Baurekursgericht vorerst vergeblich gegen die gigantische Überbauung; ihr Rekursbegehren wurde abgeschmettert und mit den höchstmöglichen Gebühren von 50 000 Franken belastet. Was mehr den Charakter einer Bestrafung hatte, statt dem rechtsstaatlichen Grundsatz zu folgen, dass sämtlichen Bürgern



Blamage: Innovationspark in Dübendorf.

der Rechtsweg offenbleiben muss. Nun hat das Verwaltungsgericht des Kantons Zürich diese Gebühr auf 18 000 Franken reduziert.

Viel entscheidender am Urteil ist aber, dass sich kantonale Gestaltungspläne nur auf konkrete Einzelbauten und Einzelanlagen beziehen dürfen, nicht auf einen «neuen Stadtteil», wie es die 36 Hektaren des vorgesehenen Innovationsparks in Dübendorf darstellen. Für die Schaffung einer generellen Bauzone sind aber einzig die Gemeinden zuständig. Obendrein – so das Verwaltungsgericht – sei der Gestaltungsplan des Kantons unzulässig, weil er gegen die übergeordnete Rahmennutzungsplanung verstosse. Der grösste Teil des Innovationsparks liegt nämlich in der Landwirtschaftszone von Dübendorf und Wangen-Brüttisellen, und diese dürfe durch ein Projekt wie den Innovationspark nicht aufgehoben werden.

Gegen das Urteil kann zwar Beschwerde beim Bundesgericht erhoben werden. Doch das Bundesgericht hat bislang gegen Versuche, Landwirtschaftszonen auszuhöhlen, einigermaßen konsequent geurteilt.

## Unübersichtliches Mischprojekt

Für die Behörden böte das neuste Urteil Gelegenheit für eine Denkpause. Sind die kommenden Jahre nach der Corona-Pandemie wirklich geeignet, um ein unübersichtliches

staatlich-privatwirtschaftliches Mischprojekt mit ungewissem Ausgang zu starten? Wurde der Flugplatz Dübendorf nicht eben dringend benötigt, um stillstehende Flugzeuge von Swiss und Edelweiss Air zu parken?

Dass sich die Unternehmen keineswegs um einen Innovationspark reissen, zeigt die Tat-

## Überhaupt benötigt echte wissenschaftlich-technische Innovation keine Betonpaläste.

sache, dass der Kanton Zürich den Verpflichtungskredit von 217 Millionen Franken allein aufbringen muss. Der Raumangel dürfte in mittlerer Zukunft das geringste Problem darstellen. Eben hat Novartis für viele Mitarbeiter das dauernde Home-Office angekündigt. Weitere Unternehmen, Hochschulen und öffentliche Verwaltungen dürften nachziehen, so dass es an leerstehenden Büroräumlichkeiten, ja Büroruinen nicht fehlen wird.

Allmählich muss den Anwohnern des ohnehin rasant wachsenden Zürcher Glatttals bewusst werden, wie sehr der Innovationspark die Landschaft verändern und die ohnehin überlasteten Verkehrsinfrastrukturen zum Kollaps bringen würde. Überhaupt benötigt echte wissenschaftlich-technische Innovation keine Betonpaläste, sondern zündende Erfindungen, private Investoren und massive Steuererleichterungen. Die angekündigte Schaffung eines «Marktplatzes der Ideen» ist ohnehin ein verfehltes Konzept. Denn wer eine wirklich zukunftsfähige Innovation austüfelt, wird sich erst einmal im stillen Kämmerlein abschotten, um seine Eigentumsrechte zu wahren und den Marktpreis zu steigern.

Ernsthaft bedauern müssten ein Scheitern des Innovationsparks lediglich die Mitglieder der 2,8 Stellen umfassenden Geschäftsstelle. Der Stiftung wird jährlich eine Million Franken zur Verfügung gestellt, die zur Hälfte vom Kanton Zürich, zu je einem Viertel von ETH und Zürcher Kantonalbank eingebracht wird. Obwohl es sich bei den Löhnen also um öffentliche Gelder handelt, hüllt sich Geschäftsführer René Kalt über die vermutlich schwindelerregende Höhe der Löhne in Schweigen: «Die Stiftung Innovationspark Zürich ist eine private Stiftung und gibt Details aus ihrer Geschäftstätigkeit nicht öffentlich bekannt.»



# Frankreich führt, Deutschland zahlt

Von Joachim Starbatty — Das Corona-Hilfspaket des jüngsten EU-Gipfels führt in die Schulden-Vergemeinschaftung. Die Umverteilung kann letztlich die Inflation entfesseln. Die Bürger sollten ihr Geld in Sicherheit bringen.

Der Gipfel zur Bewältigung der Corona-Krise war der längste in der Geschichte der Europäischen Union (EU). Es wurde gestritten und getrickst; aber schliesslich kam es doch zu dem erwarteten Happy End. Auch die Begleitmusik ist bekannt: Noch immer ist die EU aus Krisen gestärkt hervorgegangen; wir haben uns zusammengerauft, weil es zur EU keine Alternative gibt. Frankreichs Staatspräsident Emmanuel Macron nennt den Gipfel historisch, weil die EU endlich gemeinsame Schulden aufnehmen und die daraus zufließenden Mittel als echte Transfers an notleidende Mitgliedstaaten weiterreiche.

Die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel ist ihm gefolgt, weil sonst die EU ihrer Meinung nach auseinandergebrochen wäre. Sie meinte wohl die Euro-Zone, denn kein Mitgliedsland hätte den Schutzschirm der EU verlassen wollen. Die Euro-Zone stand dagegen vor einer Zerreißprobe, weil sie als politisches Kunstprodukt stabilitätsorientierte und überschuldete Mitgliedstaaten unter einem Dach vereint. Überschuldete Mitgliedstaaten wären wahrscheinlich überfordert gewesen, die Folgekosten im Zuge der Corona-Krise zu finanzieren. Sie wären in Konkurs gegangen und hätten aus der Euro-Zone ausscheiden müssen.

## Widerspruch der «sparsamen Fünf»

Weil man aber nicht bloss den Mitgliedsländern der Euro-Zone Hilfsmittel hätte zukommen lassen können, haben sich Macron und Merkel auf eine Gemeinschaftsanleihe in Höhe von 500 Milliarden Euro für die gesamte EU verständigt. Die Summe ist in Brüssel auf 750 Milliarden aufgestockt worden. In einer Reihe von Mitgliedstaaten, den sogenannten sparsamen Fünf (die Niederlande, Österreich, Dänemark, Schweden und schliesslich auch Finnland), erhob sich Widerspruch. Sie wollten den Einstieg in die Transferunion verhindern und sich von dem Tandem Macron/Merkel nicht überfahren lassen.

Die Feststellung Hans-Olaf Henkels, früherer Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie und späteres Mitglied des Europäischen Parlaments (EP), dass es nicht zu einem Einstieg in die Transferunion gekommen wäre, wenn Grossbritannien Mitglied der EU geblieben wäre, trifft ins Schwarze. Das belegt die Warnung Macrons an den renitenten niederländischen Ministerpräsidenten Mark Rutte: Wer sich der reinen Kosten-Nutzen-Logik der Briten unterwerfe, müsse sich nicht wundern, wie



Gewaltige Schulden: Macron, Merkel.

Grossbritannien zu enden. Vielleicht haben es Macron und manch andere EU-Politiker nicht ungern gesehen, dass die Briten aus der EU ausgeschieden sind, weil die Deutschen ohne die Briten leichter zu führen sind.

Macron hat seit seiner programmatischen Europa-Rede an der Pariser Sorbonne-Universität (26. September 2017) systematisch auf eine Transferunion hingearbeitet. Angela Merkel ist ihm schliesslich auf diesem Wege gefolgt – entgegen dem Rat ihrer Experten. Erstaunlich ist, dass die Granden der CDU/CSU, obwohl sie sich sonst immer für eine stabilitätsorientierte Euro-Zone starkgemacht hatten, sie einfach haben gewähren lassen.

Gipfelbeobachter haben Macron und Merkel als ein einträchtiges Duo erlebt. Sogar den französischen Verhandlungstrick, eine Verhandlungsrunde abrupt zu verlassen, um die Verhandlungspartner unter Druck zu setzen, hat Merkel mitgemacht. «Wir bilden einen Block mit Kanzlerin Merkel», twitterte Macron aus Brüssel, als die Verhandlungen mit den «sparsamen Fünf» geradestockten. Macron hat schliesslich die immer von Frankreich angestrebte Arbeitsteilung innerhalb der EU erreicht: Frankreich übernimmt die politische Führung, Deutschland macht es finanziell möglich.

Die von Macron und Merkel aus der Taufe gehobene Gemeinschaftsanleihe wird von der Kommission für die EU aufgenommen. Doch noch nie hat eine Konstruktion funktioniert, bei der die Eigenverantwortung ausgeschaltet ist, die einen über die Mittel verfügen und die anderen haften. Die Mitgliedstaaten beteiligen sich nach Massgabe ihrer Wirtschaftskraft an der Haftung. Auf Deutschland entfallen 200 Milliarden Euro. Erwartet wird, dass die Anleihe mit der höchsten Bonitätsstufe, «Triple A», bedacht wird, die aber nicht Griechenland oder

Italien, sondern der internationalen Kreditwürdigkeit Deutschlands zu verdanken wäre. Die Gemeinschaftsanleihe entspricht dem Format der Eurobonds. Alle stabilitätsorientierten Länder hatten es bisher einhellig abgelehnt, gemeinschaftlich für Zinszahlung und Tilgung von Anleihen überschuldeter Mitgliedstaaten zu haften. Ihre Ablehnung war berechtigt.

Nun lässt sich einwenden, die Gemeinschaftsanleihe sei die Antwort auf die Corona-Krise, sie sei einmalig und die Mittel seien für alle EU-Mitgliedstaaten bestimmt. Aber das Format «gemeinschaftliche Haftung» ist nun einmal in der Welt und kann daher auch für andere finanzielle Notlagen herangezogen werden. Dafür spricht die Gepflogenheit in der Euro-Zone, dass sich die Mitgliedstaaten nicht am Recht, sondern an der jeweiligen politischen Opportunität orientieren. Was müssen wir tun, um die Euro-Zone zusammenzuhalten?, lautet die Devise. Daher sind eine zweite, eine dritte oder eine x-te Gemeinschaftsanleihe so sicher wie das Amen in der Kirche.

Auf dem Gipfel wurde um die Aufteilung der Mittel in Zuschüsse und Kredite gerungen. Macron und Merkel hatten 500 Milliarden Euro für Zuschüsse vorgesehen, die «sparsamen Fünf» bestanden auf Krediten. Schliesslich gaben sie nach, haben es aber nach intensivem Feilschen immerhin erreicht, dass die Zuschüsse bei 390 Milliarden Euro gedeckelt werden. Dem niederländischen Ministerpräsidenten war an einer Ziffer unter 400 Milliarden Euro gelegen. Damit er zu Hause etwas vorzuweisen habe, spottete Macron.

Die Auseinandersetzung um Zuschüsse oder Kredite ist ein Streit um des Kaisers Bart. Zuschüsse werden ohne Rückzahlungsverpflichtung gewährt, nicht aber Kredite. Dieser Unterschied verschwindet aber, wenn ein Land nicht

in Konkurs gehen kann, sondern immer wieder finanziell aufgefangen wird. Wenn das der Fall ist, gibt es genügend Gründe, warum eine Rückzahlung politisch nicht opportun ist oder ökonomisch gerade nicht passt. Wir kennen das aus der Vergabe von Subventionen: Sie sollen eine Notlage überwinden helfen, sind aber dauerhaft, da die Empfänger sich nicht um Abhilfe bemühen und so weitere Zahlungen erzwingen. Zwar sind die Kredite an Auflagen gebunden – aber was will die EU-Kommission machen, wenn sie nicht eingehalten werden? Sie kann keine Polizei hinschicken, um für Ordnung zu sorgen.

#### «Ihr seid schuld»

Damit aus den Gipfel-Ergebnissen politische Realität wird, sind noch einige Hürden zu überwinden. Das Europäische Parlament kritisiert und nörgelt, und auch nationale Parlamente, die alle zustimmen müssen, werden einiges auszusetzen haben. Doch wird das EP zustimmen, wenn der eine oder andere Wunsch erfüllt ist. Die nationalen Parlamente werden es nicht wagen, mit Nein zu stimmen, weil der Vorwurf – «Ihr seid schuld am Zusammenbruch der EU» – jedes Sachargument zum Schweigen bringt.

Wenn wir die Ergebnisse des Gipfels zusammenfassen, so ist nach empirischen Erfahrungen und ökonomischer Logik der Einstieg in die Transferunion nicht die Trendwende in Richtung politischer und ökonomischer Gesundung, sondern das Abgleiten in eine soziale und ökonomische Lage, die jener des italienischen Mezzogiorno nahekommt. Und die gewaltigen Schulden – wann und wie werden sie zurückgezahlt? Das werden die stabilitätsorientierten Länder stemmen müssen. Deren Bevölkerungen werden sich schliesslich weigern, für die Verpflichtungen überschuldeter Mitgliedstaaten geradezustehen. Die Regierungen werden sich schon aus Selbsterhaltungstrieb dem Willen ihrer Bürger beugen.

Da die überschuldeten Mitgliedsländer nicht in Konkurs gehen sollen, bleibt nur die Finanzierung über die Notenpresse. Das ist bisher schon gemacht worden – über den Zwischenschritt «Sekundärmarkt». Wenn die Schulden wachsen und wachsen, die Staatsdefizite steigen und steigen, kann das Schamtuch «Sekundärmarkt» die monetäre Staatsfinanzierung immer weniger verhüllen. Letztlich ist jede grosse Inflation die Folge der Finanzierung massiver Staatsdefizite. Den Bürgern ist nur zu raten: Bringt euer Geld in Sicherheit, solange es noch Zeit ist



Joachim Starbatty ist emeritierter Ökonomieprofessor der Universität Tübingen. Von 2014 bis 2019 war er Mitglied des EU-Parlaments. Seit 1997 trat er mehrfach als Kläger vor dem Verfassungsgericht gegen die Einführung des Euro sowie Euro-Rettungsmassnahmen auf.

## Justiz

# Juristen-Pornografie

**Von Alex Baur — Hunderte von unbescholtenen Bürgern werden jährlich kriminalisiert, weil sie ein schlüpfriges Jux-Video erhalten haben. Ein falscher Klick kann Existenzen ruinieren.**

Es sind Zahlen, die aufhorchen lassen: 33 von 94 Ausländern, bei denen die Staatsanwaltschaft Zürich im letzten Jahr auf den an sich obligatorischen Landesverweis verzichtete, betreffen gemäss der *Sonntagszeitung* Strafbefehle wegen «Pornografie mit Tieren, Kindern oder menschlichen Ausscheidungen» (Art. 197 Abs. 4 StGB). Das klingt dramatisch, allerdings auf eine ganz andere Art, als es in Tat und Wahrheit ist. Denn den Verurteilten dürfte kaum bewusst gewesen sein, dass sie eine Straftat begangen hatten, bis sie vor den Kadi gezerrt wurden.

Die 33 Strafbefehle beziehen sich auf zwei Videoclips, wie sie in den sozialen Netzwerken

tig ist, dass man sie auf Facebook, Whatsapp oder Instagram weiterverbreitet. Wer die – möglicherweise unerwünscht – zugestellte Botschaft nicht sofort löscht, befindet sich bereits im «Besitz» des Corpus Delicti. Oberflächliches Löschen schützt vor einer Anklage nicht, wie ein Zürcher Sittenpolizist erfahren musste, dessen Handy im Zuge einer Strafuntersuchung gescannt wurde («Keiner stoppt den Irrläufer», *Weltwoche* Nr. 46/16). Weil das Gerät einen Jux-Clip im Hintergrund gespeichert hatte, versuchte die Staatsanwaltschaft, dem Mann aus dem Zufallsfund einen Strick zu drehen.

#### Teuer und riskant

Der Sittenpolizist wurde zwar von zwei Instanzen vom Pornografie-Vorwurf freigesprochen. Der Fall harrt nun (sieben Jahre nach Eröffnung des Verfahrens) beim Bundesgericht seiner Erledigung. Doch die meisten Bürger, die mit einem verbotenen Clip ertappt werden, dürften sich davor hüten, einen Strafbefehl anzufechten. Denn solche Prozesse sind teuer und riskant.

Diese Erfahrung musste auch eine junge Mutter aus Santo Domingo machen, die im Februar 2019 in Baden zu einer bedingten Geldstrafe verurteilt wurde. Anlass war einzig ein Jux-Clip mit Burschen, die auf der Toilette vermeintlich beim Onanieren ertappt werden. Das Aargauer Obergericht hielt fest, dass es sich um eine Bagatelle handelte, und reduzierte die Symbolstrafe auf 300 Franken. Diese kleine Seelenmassage kostete sie rund 7000 Franken an Prozesskosten. Wirklich verheerend für die Mutter, die bei einem Hort arbeitet, ist der Eintrag im Strafregister: «Pornografie mit Kindern».

Schweizweit wurden letztes Jahr 1440 Personen wegen Pornografie verurteilt. 40 Prozent von ihnen waren minderjährig, rund 10 Prozent weiblichen Geschlechts. Wie viele Verurteilungen auf Scherz-Clips aus den sozialen Medien zurückgehen, lässt sich nicht eruieren. Doch es müssen Hunderte sein. Dahinter stecken in der Regel fundamentalistische Gruppen aus den USA, die beim FBI jährlich Zehntausende von Strafanzeigen deponieren. Allein 2018 reichten die amerikanischen Cops 9000 Meldungen an die Schweiz weiter, die in 987 Fällen zu einem Strafverfahren führten. Es war wohl nicht das, was sich der Gesetzgeber vorstellte, als er «harte Pornografie» unter Strafe stellte.



33 Strafbefehle.

massenhaft zirkulieren. Auf dem einen ist schemenhaft ein Mann zu sehen, der dabei überrascht wird, wie er es mit einem Esel treibt; auf dem andern ein Jugendlicher, der dasselbe mit einem Huhn versucht. Ob die Szenen echt oder fingiert sind, lässt sich nicht sagen. Normale Menschen werden solche Clips als derben bis geschmacklosen Jux einschätzen. Erregen lassen sich durch die in der Regel bloss angedeutete Pornografie höchstens Juristen. Gemäss gängiger Praxis ist der «Besitz» oder die «Weiterverbreitung» solcher Videos strafbar.

Das Perfide an den verbotenen Jux-Clips ist, dass es für eine Verurteilung nicht einmal nö-



# Ziemlich freier Mensch

Von Erik Ebnetter — Was macht eigentlich Olivier Kessler?

Der Kopf der «No Billag»-Initiative verschwand nach der Abstimmung aus der Öffentlichkeit. Jetzt ist er zurück: als neuer Direktor des Liberalen Instituts und mit einem Buch.

Eine Zeitlang war Olivier Kessler die vielseitigste Projektionsfläche der Schweizer Politik. Jeder sah in ihm das Schreckgespenst, das er sehen wollte.

Der *Tages-Anzeiger* verglich ihn mit Christoph Blocher und schrieb: «Er ist radikaler und findet doch mehr Freunde.» Die *Aargauer Zeitung* nannte ihn den «rechten Wermuth». Die *Weltwoche* erklärte, man könne meinen, Barträger Kessler sei «als Dschihad-Kämpfer mal eben aus Syrien zurückgekehrt».

Es war die Zeit, als Kessler die «No Billag»-Initiative anführte und die Medienbranche in helle Aufregung versetzte. Mehr als einmal kam es zum öffentlichen Schlagabtausch zwischen ihm und Journalisten. Gleichzeitig fanden manche, er sei unnahbar. Die *Südostschweiz* nannte ihn das «misstrauische Phantom».

## Abseits des politischen Nahkampfes

An diesem sonnigen Sonntag sitzt der Mann hinter den Klischees in einer Gartenbeiz, vor sich eine grosse Flasche Wasser. Er ist, soweit sich das beurteilen lässt, ziemlich entspannt. Wir sind im Freiamt, wo Kessler mit seiner Frau und dem halbjährigen Sohn wohnt, zwanzig Autominuten von seinem Arbeitsort Zürich entfernt. Seit Anfang Juli führt er das Liberale Institut, dessen Vizedirektor er zuvor vier Jahre lang war.

Kessler hat ein Buch mitgebracht, das er mit seinem Ex-Chef Pierre Bessard geschrieben hat. Es ist kürzlich erschienen und präsentiert «64 Klischees der Politik». In der Einführung zitieren die Autoren den amerikanischen Nobelpreisträger Daniel Kahneman, der schnelles und langsames Denken unterscheidet. «Echte Intellektuelle sind langsame Denker», heisst es dazu. Kessler, so viel ist klar, agiert inzwischen abseits des politischen Nahkampfes.

An Blocher oder Wermuth erinnert kaum mehr etwas. Das Bild vom Politik-Rambo, das viele Journalisten von Kessler kultivierten, verblasst. Die *Schweizer Illustrierte* schrieb, er trete auf wie der «perfekte Schwiegersohn: höflich, eloquent, charmant». Das trifft's schon eher.

Kessler selber beschreibt sich als «ziemlich freien Menschen». Tatsächlich hat er viel Spielraum, um seinen Interessen nachzugehen. Er führt eine schlanke Organisation mit fünf Mitarbeitern und diversen Freien. Der Stiftungszweck verlangt, «Ideen der Demokratie und des klassischen Liberalismus» zu erforschen. Das klingt nach erfüllender intellektueller Kontemplation.



«Liberale sind Dinosaurier»: Ökonom Kessler, 33.

Hin und wieder streifen die Sturmwolken der Politik aber auch diesen Elfenbeinturm. Als die FDP ihre Vormachtstellung im bürgerlichen Lager an die SVP verlor, entluden sich Ausläufer des Gewitters über dem Liberalen Institut, das 1979 von Freisinnigen gegründet worden war. Dass sein langjähriger Direktor Robert Nef für die *Schweizerzeit* des damaligen SVP-Nationalrats Ulrich Schlüer schrieb, gab im Stiftungsrat seinerzeit viel zu reden. Auch Kessler veröffentlichte in der *Schweizerzeit* und war sogar einige Monate lang deren Chef-

---

«Dass es sich nicht mehr jeder leisten kann, in Wollerau zu leben, ist jetzt kein Weltuntergang.»

---

redaktor. Eigentlich war vorgesehen, dass er die Zeitung dereinst als Verleger übernehmen würde, aber Schlüer und er überwarfen sich. Als Kessler an seinen neuen Wirkungsort wechselte, trat er auch aus der SVP aus.

Das ist kein Zufall. Seit Pierre Bessard das Liberale Institut ab 2008 als Direktor neu aufstellte, hat es sich von der institutionellen Politik entfernt. Im Stiftungsrat sitzen Anwälte, Unternehmer, Professoren und Publizisten, mit *Weltwoche*-Kolumnist Peter Ruch sogar ein Pfarrer, aber keine Politiker mehr wie früher

Thomas Wagner (FDP), Suzette Sandoz (LPS) oder Walter Frey (SVP).

Dass Kessler viele Jahre in der SVP politisierte, darunter als Parteisekretär der besonders konservativen SVP Schwyz, geht bei der Lektüre von «64 Klischees der Politik» bald vergessen. Ein Klischee lautet: «Direktdemokratische Entscheide widerspiegeln den Volkswillen.» Ein anderes: «Die Schweiz wird zubetoniert.» Das sind Aussagen, die man an jeder SVP-Versammlung äussern kann, ohne aus dem Saal gebuht zu werden. Kessler und Bessard erklären, warum sie es anders sehen.

Die Autoren nehmen es aber auch mit dem Freisinn auf, der sich unter Präsidentin Petra Güssi einen grünen Anstrich gegeben hat. Dass der Klimawandel um jeden Preis verhindert werden müsse, halten sie für falsch.

## Mensch als Zweck an sich

Kessler sagt, er fühle sich allein den Ideen des Liberalismus verpflichtet. «Der Liberalismus, wie ich ihn verstehe, sieht den Menschen als Zweck an sich. Das unterscheidet ihn von allen anderen Weltanschauungen, die im Menschen immer nur ein Mittel sehen, um einen bestimmten Zweck zu erreichen.»

Zu den Denkern, die ihn beeindruckten, zählten Friedrich August von Hayek, Ludwig von Mises, Murray Rothbard und Roland Baa-

der, allesamt Ökonomen. Auch Kessler kommt von der Ökonomie her. Er studierte International Affairs and Governance und schrieb seine Abschlussarbeit über expansive Geldpolitik.

Dass er mit den Jahren immer stärker zum «Liberalen ohne Bindestrich» wurde, wie er es formuliert, erklärt er mit dem stimmigen Weltbild, das der Liberalismus präsentiert. «Es gibt kaum Widersprüche.»

Gefragt, welche Themen unter Liberalen besonders kontrovers diskutiert würden, nennt Kessler nationale Souveränität und Migration. «Es ist kein Zufall, dass es zwischen SVP und FDP wegen dieser Frage zum Streit kam.»

Er selber plädiert für Markteinwanderung. Wer einen Arbeits- und einen Mietvertrag habe und sich an Recht und Ordnung halte, sei willkommen. Die vieldiskutierten Verdrängungseffekte hält er für übertrieben.

Richtig sei, dass die Zuwanderung die Immobilienpreise nach oben treibe, aber das liege auch an restriktiven Bau- und Raumplanungsgesetzen. Kessler hat die Rallye erlebt, in Wollerau, wo er in einer Mittelstandsfamilie aufgewachsen ist. Die steuergünstige Gemeinde am Zürichsee zieht viele Reiche an, auch aus dem Ausland. «Dass es sich nicht mehr jeder leisten kann, in Wollerau zu leben, ist jetzt aber kein Weltuntergang», sagt Kessler, der im Freiamt eine neue Heimat gefunden hat.

Auf dem Arbeitsmarkt erkennt er keine problematischen Folgen der Zuwanderung. Wo wirtschaftliche Freiheit herrsche, entstünden immer auch neue Jobs, um die zusätzliche Nachfrage zu befriedigen. «Von Verdrängung kann keine Rede sein.»

### «Tendenziell solidarisches Wesen»

Kritischer ist er, was die Verbindung von offenen Grenzen und ausgebautem Sozialstaat angeht. Er ist grundsätzlich für private Vorsorge (Klischee: «Ohne AHV wäre Altersarmut die Norm»). Sollte diese versagen, würde laut Kessler in einem stark dezentralisierten System die Solidarität vor Ort greifen. «Der Mensch ist tendenziell ein solidarisches Wesen.» Was Kessler ablehnt, ist «staatlich verordnete Solidarität». Das sei ein Widerspruch in sich. «Solidarität ist immer freiwillig, sonst ist es einfach Zwang.»

Heute und morgen würden seine Ideen den Praxistest allerdings kaum bestehen müssen, wie Kessler bereitwillig einräumt. «Liberale sind Dinosaurier, vom Aussterben bedroht.» Mit seiner Arbeit will er der Evolution ein Schnippchen schlagen. Dabei helfen sollen Videos und Podcasts, die er auf der Website des Liberalen Instituts lancieren möchte.

Kessler gibt sich überzeugt, dass er mit der kleinen Organisation viel erreichen kann. ««No Billag» hat gezeigt, dass eine Graswurzelbewegung eine riesige Debatte auslösen kann», erklärt er und wirkt einen Moment lang wieder wie der Alte.

## Religion

# Mehr Weisheit, bitte

Von Wolfgang Koydl — Die Rückwandlung der Ayasofya zur Moschee entspricht dem Wunsch von Millionen von Türken. Diese haben sich nie mit dem von Atatürk verordneten Weg nach Westen abgefunden.

Es war eine der letzten Siegesparaden zu Lebzeiten der Sowjetunion. Wie immer am 9. Mai waren Panzer, Raketen und Soldaten über den Roten Platz gezogen, gefolgt von jubelndem Volk. Doch diesmal wendeten sich plötzlich alle Köpfe nach oben, hinauf zu den Türmen des Kremls. Denn seine Glocken läuteten. Jahrzehnte hatten sie geschwiegen, seit Lenin sie 1918 verstummen liess. Nur einmal, zur Siegesparade 1945, liess Stalin sie ertönen.

Die Menschen auf dem Platz und daheim vor den Fernsehern ergriff etwas wie ein heiliger Schauer. Denn der Glockenklang bewies ihnen, dass die wesensfremde Herrschaft, die eine Bande machtbesessener Revolutionäre dem russischen Volk 83 Jahre zuvor aufgezwungen hatte, zu Ende war. Ein Bann war gebrochen.

### Lange ersehnter Endpunkt

Nicht viel anders empfanden es Millionen von Türken, als am vergangenen 24. Juli der Muezzin von einem der Minarette der Ayasofya in Istanbul die Gläubigen wieder zum Gebet rief – zum ersten Mal seit 86 Jahren. Auch für sie war ein Bann gebrochen, auch für sie ging damit eine Zeit zu Ende, in die viele sich über Generationen hinweg nur widerwillig gefügt hatten.

Denn im Gegensatz zu den westlichen, städtischen Eliten in Istanbul, Izmir oder Ankara hatten sich die Menschen in Yozgat, Konya oder Erzurum nie mit dem von Staatsgründer Atatürk verordneten Weg nach Westen abgefunden. Ihrem Widerstand verdankt Recep Tayyip Erdogan seinen Aufstieg zum unbestrittenen Herrscher. Die Wiedereröffnung der Hagia Sophia als Moschee war für unzählige

### Atatürk und Lenin waren von einer ähnlichen Mission beflügelt.

Türken der lange ersehnte Endpunkt auf dem Weg zur Rückgewinnung ihrer eigenen, türkischen Identität.

Atatürk und Lenin waren nicht nur Zeitgenossen, sie waren auch von einer ähnlichen Mission beflügelt: ihre Völker in die Gegenwart zu zerren, notfalls auch gegen deren Willen und wenn nötig mit Gewalt. Russland und die Türkei mögen heute moderne, «westliche» Industriestaaten sein. Doch den Kampf



Ein Polit-Coup? Ja, und? Hagia Sophia.

um die Herzen und Seelen der Bürger haben die beiden Revolutionäre verloren. Mit Erdogan und Wladimir Putin schliesst sich heute der Kreis.

Dem Türken Erdogan wirft man im Westen vor, mit der Rückwidmung der Ayasofya nur einen billigen Polit-Coup gelandet zu haben, eine Verbeugung vor seinen Wählern. Ja, und? Er ist gewählt und will wiedergewählt werden. Nur Diktatoren brauchen nicht auf Wähler Rücksicht zu nehmen.

Und jene Kritiker, die heute das schlimme Schicksal einer früheren Kirche beklagen, könnten vielleicht einmal ein Wort über Kirchenschändungen durch muslimische Migranten verlieren, die in vielen europäischen Ländern inzwischen fast alltäglich geworden sind. Nur eine lichterloh brennende Kathedrale schafft es in die Nachrichten, und auch dann wird die Herkunft des Brandstifters verschwiegen.

### Plündernde Kreuzritter

Was schliesslich den Umgang mit Gotteshäusern anderer Religionen betrifft, so gibt es schlechtere Vorbilder als den Islam. Mehmed II., der Eroberer Konstantinopels, liess der Hagia Sophia nicht nur ihren Namen, sondern auch ihre Mosaik. Die Kreuzritter, die 1204 die byzantinische Hauptstadt überrannt hatten, gingen nicht so zartfühlend mit ihren Glaubensgenossen um: Sie plünderten die Kirchen und schafften die Schätze ins christliche Abendland.

Hagia Sophia bedeutet «göttliche Weisheit». In einem Museum ist sie nicht zu Hause, genauso wenig wie in einem Landratsamt oder einem Bahnhof. Aber in einem Gotteshaus – egal, welcher Denomination –, da ist sie daheim.



# Hongkong mit Kuhglocken

Von Peter Keller — Nidwalden ist der heimliche Star der Schweiz, dank einer Mischung aus Idylle und Innovation. Ab 2025 wird der Kanton die attraktivsten Unternehmenssteuern der Welt haben.

Stans oder Sarnen? Die meisten Schweizer sind sich unsicher, wenn sie den Hauptort des Kantons Nidwalden nennen müssen. Dabei heisst künftig die Frage: Stans oder Hongkong?

Das Schweizer Wirtschaftsforschungsinstitut BAK Economics überraschte vergangene Woche mit der Nachricht, dass der kleine Innerschweizer Kanton mit seinen rund 43 000 Einwohnern bald die Millionenmetropole Hongkong als attraktivsten Standort für Unternehmen überholen wird, zumindest aus steuerlicher Sicht.

Seit Anfang des Jahres sind die Kantone daran, die Steuerreform Staf umzusetzen. Diese kam nicht freiwillig zustande, sondern auf internationalen Druck: Die Schweiz darf ausländische Holdinggesellschaften gegenüber einheimischen Unternehmen nicht mehr steuerlich bevorzugen.

## Kreativer Systemwechsel

Für den Nidwaldner Finanzdirektor Alfred Bossard (FDP) kein Grund zum Lamento, sondern ein Anlass zum kreativen Systemwechsel. Er will die Unternehmensgewinnsteuer generell von 6 auf 5,1 Prozent senken.

Zwei goldene Fliegen auf einen Schlag: Damit werden ausländische und einheimische Firmen gleichgestellt – und mit der geplanten Senkung des Steuersatzes wird Nidwalden ab 2025 an Hongkong vorbeiziehen. Man macht den Kotau vor den internationalen Steuervor-

gaben – und gleichzeitig die lange Nase, indem man sich weltweit an die Spitze setzt.

«Dass wir zuvorderst zu stehen kommen, freut uns natürlich», erklärt Alfred Bossard und gibt freimütig zu, dass die Regierung nicht mit diesem Ranking gerechnet habe. «Wir hatten die anderen Kantone im Fokus und wollten in der Schweiz eine Top-Position erreichen.» Was sich allerdings auch auf die internationale Wahrnehmung auswirkt. «Ein kleiner Kanton wie Nidwalden, ohne Grossstadt, Universität oder Nähe zum Flughafen, muss sich durch ein Kriterium wie die Steuern unterscheiden. Sonst geht man unter.»

Die Kleinheit sei allerdings auch eine Stärke. «Wir sind als Behörde schnell und flexibel. Gerade hat mir ein Kunde, äh . . .», Bossard korrigiert sich, «also ein Bürger, gesagt, das sei einmalig in Nidwalden. Nach einem Telefonat habe er bereits mit einem Regierungsrat reden können und wenige Tage später einen Termin erhalten.» Diese unkomplizierte Nähe müsse der Kanton unbedingt erhalten, ist der Finanzdirektor überzeugt.

Unscheinbar, aber erfolgreich: Es ist die Mischung aus Idylle und Innovation, die Nidwalden schon länger zum Wirtschaftswunderland der Schweiz macht. Die Arbeitslosigkeit liegt bei rekordtiefen 1,5 Prozent (gegenüber 3,2 Prozent schweizweit). Pro Kopf zahlt Nidwalden dreimal mehr in den nationalen Finanzausgleich ein als der Wirtschafts-Power-

Kanton Zürich. Im laufenden Jahr sind es 1017 Franken (gegenüber 351 Franken aus Zürich).

In ziemlicher Unaufgeregtheit wurde im Kanton das damals grösste Bauvorhaben der Schweiz realisiert: 2018 eröffnete das «Bürgenstock Resort», eine fulminante Tourismus-Anlage hoch über dem Vierwaldstättersee, in die der katarische Staatsfonds 550 Millionen Franken investiert hatte. Während in der Lobby der «Bürgenstock»-Hotels die Champagnergläser klingen, bimmeln in der Talsenke dahinter Kuhglocken.

## Starkes lokales Gewerbe

Auch Volkswirtschaftsdirektor Othmar Filliger (CVP) hebt die besondere Mischung seines Kantons hervor, wie sie in der inoffiziellen Nidwaldner Hymne «Zwische See und hechä Bärge» landschaftlich besungen wird. Filliger betont zudem die Vielfalt der ansässigen Unternehmen.

Man habe internationale Top-Firmen wie die Pilatus-Flugzeugwerke im Kanton oder «den heimlichen Riesen aus Stans» (*Luzerner Zeitung*), das Schweizer IT-Unternehmen Software One mit weltweit über 5000 Mitarbeitern. Die Basis bilde aber ein starkes lokales Gewerbe. «Wir sind gut und breit aufgestellt, was uns jetzt auch in schwierigen

«Wir sind gut und breit aufgestellt, was uns jetzt auch in schwierigen Zeiten wie der Corona-Krise hilft.»

Zeiten wie der Corona-Krise hilft», so der CVP-Politiker.

Von einem Etikett wie «Wirtschaftswunderland» will Filliger aber nichts wissen. Auch andere Kantone würden gute Rahmenbedingungen und eine dienstleistungsorientierte Verwaltung bieten. «Wir stehen sicherlich gut da, was aber kein Grund ist, abzuheben. Das passt nicht zu uns.» Zumal die Steuerreform nach dem Referendum der Grünen Partei zuerst noch vor dem Volk bestehen muss.

Wer die Nidwaldner Mischung aus Innovation und Idylle sinnlich erleben möchte, dem empfiehlt sich ein Ausflug auf das Stanserhorn. Zuerst ruckelt die historische Standseilbahn – im 19. Jahrhundert selber eine technische Sensation – durch die Wiesen hinauf zur Zwischenstation. Dort steigen die Passagiere um auf die weltweit einzigartige Cabrio-Bahn mit offenem Oberdeck, die innovative Fortsetzung einer touristischen Pioniergeschichte.

Auf dem Gipfel eröffnet sich der Blick über fast ganz Nidwalden, diesen «versteckten Flecken Erde», wie es im Lied «Zwische See und hechä Bärge» weiter heisst, der sich nun anschickt, in den weltweiten Steuer-Rankings Hongkong zu überholen.

Peter Keller ist Nidwaldner Nationalrat (SVP)



Ungleiche Konkurrenten: Nidwalden, Hongkong.

# Hohe Schule des Schweigens

Von Pierre Heumann — Feuer, Explosionen, Stromausfälle: Seit Wochen kommt es im Iran zu mysteriösen Zwischenfällen, für die niemand die Verantwortung übernimmt. Sind es Unfälle – oder ist es Sabotage?

Ein Teil der modernen Kriegsführung besteht darin, auf öffentliche Mitteilungen zu verzichten, wenn eine erfolgreiche Militäraktion beendet ist. Deshalb tappt man im Dunkeln, wenn, wie im Iran, seit einigen Wochen ein «Ereignis» das andere jagt. Einmal brennen Schiffe im Hafen, dann bricht in einer Industriezone ein Feuer aus, in der Hauptstadt kommt es zu Explosionen, in einem militärischen Komplex fällt der Strom aus, und in der Stadt Natanz fliegt ein Gebäude mit modernsten Zentrifugen in die Luft.

Ein Teil der Ereignisse könnte mit der desolaten Infrastruktur der Anlagen oder deren vernachlässigtem Unterhalt zusammenhängen. Spätestens beim Nennen der Stadt Natanz denkt man aber nicht mehr an einen unglücklichen Zufall. Denn im Nuklearkomplex von Natanz hat das iranische Regime eine Anlage für leistungsstarke Zentrifugen gebaut, die dem Land schon bald zu Atomwaffen verhelfen könnte. Mit den bisherigen Zentrifugen musste die Elite ein Jahr einkalkulieren, bis dass sie über genügend angereichertes Material für eine A-Bombe verfügt hätte. Mit den verbesserten Zentrifugen, die beim «Zwischenfall» von Natanz zerstört wurden, hätte der Iran bereits nach zwei Monaten genügend angereichertes Material besessen. Für Amos Yadlin, den ehemaligen Chef des israelischen militärischen Geheimdienstes, ist deshalb klar: «Jemand wollte die Zentrifugen ausschalten.» Denn die neuen Zentrifugen sind – oder besser: waren – nicht nur schneller, sondern auch so handlich, dass sie mit Leichtigkeit in zivilen Einrichtungen wie Schulen oder Krankenhäusern hätten versteckt werden können, und damit für den Feind unauffindbar und kaum angreifbar gewesen wären.

Unter US-Präsident Barack Obama hatten sich die Iraner in einem Deal auf mehrere Jahre hinaus verpflichtet, kein waffenfähiges Uran oder Plutonium mehr zu produzieren, das beides für Atomwaffen benötigt wird. Gleichzeitig sollten zwei Drittel aller Uran-Zentrifugen demontiert und unter internationale Aufsicht gestellt werden. Doch dann kündigte Obamas Nachfolger Donald Trump das Abkommen auf und griff wieder auf Sanktionen zurück, um Teheran in der Atomfrage zum Einlenken zu bewegen. Obwohl sie vehement das Gegenteil behaupten, war und ist für die Ajatollahs der Verzicht auf die Nuklearwaffe keine Option. Im Januar zogen sie sich aus dem Atomabkommen zurück. Sie waren nicht mehr an die



*Prahlen ist out:* Benjamin Netanjahu.

Auflagen gebunden, nur noch eine beschränkte Zahl und bestimmte Typen von Zentrifugen herzustellen. Um ihrem Ziel, dem Besitz der A-Bombe, näherzukommen, beschleunigten sie in der Folge den Bau der Zentrifugen. Diese sollten sie in die Lage versetzen, selber entscheiden zu können, zu welchem Zeitpunkt sie die A-Bombe herstellen.

## Geheimnisse der Kriegsführung

Der «Zwischenfall» in Natanz wirft alles über den Haufen. Er verzögert die Entwicklung und die Produktionsausweitung der Zentrifugen um, so schätzen Experten, mindestens ein Jahr. Für die mysteriösen «Unfälle» in Natanz hat niemand die Verantwortung übernommen, schon gar nicht die üblichen Verdächtigen wie die USA oder Israel. Zum Erfolgsgeheimnis der Kriegsführung gehört das Schweigen. Prahlen ist out, damit der Attackierte das Gesicht wahren und auf einen Gegenangriff verzichten kann, ohne als Schwächling dazustehen.

Doch stumm zu bleiben, wo es Spektakuläres zu berichten gibt, gehört nicht unbedingt zu den israelischen Stärken. So konnte sich Außenminister Gabi Ashkenasi am 5. Juli, drei Tage nach dem Geschehen in Natanz, die Bemerkung nicht verkneifen, dass «wir Dinge machen, über die man besser nicht spricht». Am selben Tag verlängerte Premier Benjamin Netanjahu die Amtszeit des Mossad-Chefs, also des Mannes, der für Geheimdienstaktionen im Ausland zuständig ist, und zehn Tage zuvor hatte die Cyber-Einheit der Armee Medaillen für «geheime Aktivitäten» erhalten.

Das sind zwar weder Beweise noch Zugeständnisse einer Täterschaft. Aber um Dementis handelt es sich bestimmt auch nicht.



## Inside Washington

### Blindflug

Wahlprognosen sind schwierig. Die meisten Amerikaner geben ihre Meinung nicht preis.

Eine beunruhigende neue Studie enthüllt, dass sich immer mehr Amerikaner von einer linken Gedankenpolizei zum Schweigen gedrängt fühlen. Laut der libertären Denkfabrik Cato Institute «sagen fast zwei Drittel – 62 % – der Amerikaner, dass das politische Klima sie heutzutage daran hindert, ihre Überzeugungen frei auszudrücken, weil andere diese beleidigend finden könnten». Und es sind nicht nur Republikaner und Konservative, die schweigen. «Die Mehrheit der Demokraten (52 %) und der Parteungebundenen (59 %) geben an, dass sie politische Meinungen haben, die sie nicht teilen wollen.»

Die einzige Gruppe, die oben auf der Welle des politischen Mobbings surft, ist jene am ganz linken Rand. Fast sechs von zehn (58 %) aus der Gruppe der Linken fühlen sich wohl dabei, ihre Überzeugungen von den Dächern zu schreien, während etwas mehr als die Hälfte jener Gruppe links der Mitte (52 %) lieber den Mund hält. Fast zwei Drittel der Gemäßigten (64 %) und drei Viertel der Konservativen (77 %) zensieren ihre Ansichten selbst, um nicht angegriffen zu werden oder, schlimmer noch, den Job zu verlieren.

Anhänger von Präsident Donald Trump argumentieren, dass dieses Phänomen die Umfragen bei den Präsidentschaftswahlen 2020 zugunsten des demokratischen Kandidaten Joe Biden verzerren könnte. Ähnliche Bedenken wurden 2016 über «schüchterne» Trump-Wähler geäußert. Während fast alle Medienumfragen die Unterstützung von Hillary Clinton im Volk überschätzten, prognostizierte einzig Rasmussen Reports das Ergebnis der Wahl fast auf den Prozentpunkt richtig.

Kaum hundert Tage dauert der Zweikampf noch, und Prognosen werden immer mehr zum Blindflug. Die einzige Abstimmung, die zählt, ist am Wahltag.

Amy Holmes



## In Gottes Namen. Amen

Von Christoph Mörgeli

So beginnt der Bundesbrief der Eidgenossen von Anfang August 1291. Unser Bundesstaat knüpfte 1848 bewusst an dessen Tradition an: Mit der «Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft» und der erklärten Absicht, «den Bund der Eidgenossen zu erneuern». Eine noch glaubensfestere Generation als heute mochte auch an die Erneuerung des Alten Bundes nach biblischem Vorbild gedacht haben. Die Verfassung von 1848 variierte die Anrufung von 1291 zu den Worten: «Im Namen Gottes, des Allmächtigen!»

Mit dem Verweis auf die göttliche Allmacht wiesen die liberalen Bundesstaatsgründer den Staat geschickt in die Schranken. Jede staatliche Organisation der Menschen soll ihre Macht gegenüber den Bürgern aufs Engste und Notwendigste begrenzen. Die Behörden haben dafür zu sorgen, dass Verfassung und Staat die Freiräume der Bürger wahren, beschützen und verteidigen. 1874 wurde die Anrufung Gottes bei der Verfassungsrevision ebenso erneuert wie bei der «Nachführung» von 1999. Der Bundesrat meinte: «Die Anrufung Gottes ist eine Tradition, die seit den ersten Bündnissen der alten Eidgenossen gepflegt wird.»

Mittlerweile wird vom Staat die Verwirklichung des himmlischen Jenseits verlangt. Was soll da die Anrufung der göttlichen Allmacht noch, wenn der allmächtige Sozialstaat alle menschlichen Bedürfnisse befriedigt? Der Sozialismus droht auch in der Schweiz an die Stelle des Christentums zu treten. Dabei handelt es sich um zwei Werthaltungen, die sich ausschliessen. Das Christentum lehrt das freie Geben, der Sozialismus fordert das zwangsweise Wegnehmen. Die Beraubung der wohlhabenden Minderheit ist mit Nächstenliebe unvereinbar. Die Zehn Gebote der Bibel enthalten überwiegend Aufforderungen zur Sicherung des Eigentums und des Lebens der Mitmenschen: «Du sollst nicht töten», «Du sollst nicht stehlen», «Du sollst nicht begehren ...».

Das liebevolle, freiwillige Teilen im biblischen Sinn geschieht noch immer. Allerdings nicht in Parlamentsgebäuden, Verwaltungsbüros und Gewerkschaftshäusern. Sondern in Familien, unter Nachbarn, in den Vereinen und, ja, in den Kirchen. Aber nur dann, wenn die Kirchen nicht auch noch die Verstaatlichung der Nächstenliebe predigen. Und nur, wenn sie den lieben Gott nicht zum Zeugen des Sozialismus machen. Denn Gott wäre erbärmlich, wenn unser Menschenkopf ihn begreifen könnte.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Mutti Merkels «little Switzerland»

Von Peter Bodenmann — Brüsseler Nächte sind lang.  
Und danach waren alle zufrieden. Sogar die Mehrheit der Deutschen.



Polit-Theater vom Besten: Angela Merkel.

In Deutschland ist die CDU dank Angela Merkel im Hoch. In Bayern bereitet sich CSU-Mann Markus Söder auf den Sprung nach Berlin vor. Beide Parteien haben das C in ihrem Namen. In der Schweiz ist die CVP mit Umtaufen beschäftigt. Es fehlt der Partei an Substanz und Gestaltungsmacht. Sonst würden sich CVP und BDP nicht mit dem Branding beschäftigen, sondern wie die CDU/CSU mit erfolgreicher Politik.

Viele glaubten, Angela Merkel sei nach ihrem seit langem angekündigten Rücktritt nur mehr eine lahme Watschelente. Denkste

Der Finanzausgleich hält die Schweiz zusammen. Die reichen Kantone subventionieren ihre schwachen Schwestern und Brüder. Die Melker sind in der Mehrheit, die Gemolkenen in der Minderheit. Ab und zu wird ein kleines Theater aufgeführt, aber geändert wird unter dem Strich nicht viel. So funktioniert der Schweizer Basar.

Bisher galt für fast alle deutschen Parteien das Mantra: Es darf in Europa keine Transferunion geben, kein *little Switzerland*. Deshalb hat man Griechenland während Jahren gewürgt. Jetzt ist alles anders. Plötzlich fliesst das Geld der reichen Länder vorab in Richtung Spanien und Italien. Und 60 Prozent der Deutschen finden das nach ein paar Brüsseler Nächten auch noch gut. Welches sind die Bausteine dieses Erfolgs?

**Baustein 1** — Langsam, aber sicher begreifen die Deutschen, dass ihnen weder die Amerikaner noch die Chinesen helfen werden. Die Exportwirtschaft ist in Zukunft vermehrt auf Käufer aus der EU angewiesen. Wer pleite ist, kauft nicht.

**Baustein 2** — Die Briten sitzen nicht mehr mit am Tisch. Mit ihnen wäre der Durchbruch in Richtung Transferunion nie möglich gewesen. Der Brexit hat die verbleibenden 27 EU-Staaten näher zusammenrücken lassen. Das werden sich auch die von Natur aus ängstlichen Schweizerinnen und Schweizer inzwischen hinter die Ohren geschrieben haben. Deshalb hat die Kündigungsinitiative null Chancen.

**Baustein 3** — Die grossen rechten Zampanos wie Trump, Johnson und Bolsonaro haben in der Corona-Krise kläglich versagt. Die fürsorgliche Mutti Merkel machte es – wie es die Zahlen belegen – mit Ziehsohn Söder weit besser.

**Baustein 4** — Frau muss – um einen Kompromiss zu erreichen – mehr verlangen, als sie bekommen kann und wird. Merkel startete mit 500 Milliarden Euro Transferzahlungen und erreichte 390 Milliarden. Mark Rutte und Sebastian Kurz durften als böse Buben Härte zeigen und bereits im Voraus eingepreiste Erfolge feiern.

Wir werden Merkel vermissen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Beschwipster Heiligenschein

Von Kurt W. Zimmermann — Hat Corona das Vertrauen in die Medien gesteigert? Nur die Journalisten selber glauben daran.

Die Normalität und der Sonderfall sind in den Medien eine Frage von Zahlen. So betrachtet, ist die Normalität zurück.

Die Hauptausgabe der «Tagesschau», der Gradmesser des öffentlichen Interesses, kommt derzeit oft auf keine 500 000 Zuschauer mehr. Das ist ein Drittel des Publikums, das man auf dem Höhepunkt der Corona-Krise erreichte.

Bei den Tageszeitungen sieht es ähnlich alltäglich aus. Bei den Nutzerzahlen sind *20 Minuten*, *Blick* und *Tages-Anzeiger* wieder ungefähr dort, wo sie im Januar standen. Besser schlägt sich nur die *NZZ*, die während Corona zum digitalen Spitzenreiter wurde und diese Position bis heute verteidigt.

Die normalisierten Zahlen stehen in deutlichem Gegensatz zu den vormaligen Beschwörungsritualen auf den Redaktionen. Unablässig verkündete die Branche während der Pandemie ihr neues Mantra des Erfolgs. Hohe Nutzerzahlen waren plötzlich gleichbedeutend mit hoher Qualität. Qualität ist, wo Masse ist – es war die Argumentationslinie des Boulevards.

«Die Zahlen sind ausserordentlich», wusste etwa TV-Chefredaktor Tristan Brenn. Das sei ein Beweis, so folgerte er, für «Verlässlichkeit und Glaubwürdigkeit». «Die Leserzahlen schnellen in die Höhe», wusste Patrik Müller, der Chefredaktor der *CH-Media*-Blätter. Dadurch, so folgerte er, «gewinnt der Journalismus an Bedeutung». «Zeitungsartikel lösen ein enormes Echo aus», wusste Arthur Rutishauser, der Chefredaktor der *Tamedia*-Titel. Das belege, so folgerte er, den «Hunger nach seriöser, geprüfter Information».

## Unerwartetes Glückserlebnis

Schön. Aber wenn wir das Junktim richtig verstehen, dann kann heute genauso der Umkehrschluss gelten. Die Zahlen der «Tagesschau» und der Tageszeitungen sind wieder unten. Damit ist es auch mit der Qualität, der Seriosität und der Bedeutung des Journalismus wieder vorbei.

Tatsächlich war es ein kurzer Rausch der eigenen Wichtigkeit, der die Journalisten und ihre Verleger von März bis Mai 2020 erfasste. Man kann sie verstehen. Seit zwanzig Jahren sinken die Zahlen der TV-Zuschauer und der Zeitungsabonnenten ohne Ende. Die drei Monate der Virus-Euphorie waren ein unerwartetes Glückserlebnis. Aber nachhaltig ist das nicht.

Diesen Befund belegt auch der jährlich erscheinende News-Report des Reuters Institu-



Mantra des Erfolgs: TV-Chef Tristan Brenn.

te for the Study of Journalism der Universität Oxford. Er ist die verlässlichste Quelle für die Befindlichkeit der Medienindustrie. Parallele Umfragen in vierzig Ländern ergeben jeweils gute Vergleichswerte.

Die Studie von 2020 relativiert die Euphorie der Branche mit einem interessanten Argument. In den meisten Ländern waren die Medien zu Beginn stark regierungstreu. Sie unterstützten die Behörden und die offizielle Politik. Der hohe Zuspruch, den sie dafür bekamen, galt also gar nicht ihrem Journalismus, sondern vielmehr den Massnahmen der Regierung.

Als dann später die Medien zu ihrer üblichen Kritik an der Obrigkeit zurückkehrten, schwand umgehend auch das Vertrauen in ihre Funktion. Fazit des Reports: «Jeder Heiligenschein des Vertrauens für die Medien dürfte also kurzlebig sein.»

Die Schweiz steht, was die Glaubwürdigkeit des Journalismus angeht, im Mittelfeld. 44 Prozent der Schweizer vertrauen den Medien, das sind 2 Prozent weniger als im letzten Jahr. Man liegt damit auf Rang 15 der vierzig abgefragten Länder, einen Platz hinter Polen und einen Platz vor Österreich. Sieger ist Finnland, Schlusslicht Südkorea.

Wir können also zusammenfassen. Corona war für die Medien ein schöner Schwips. Doch nun ist der Rausch ausgeschlafen.

# Sauber und rein

Von Henryk M. Broder — Auf dem Weg zum Hygienestaat.

Im Jahre 1968 startete der Chemiekonzern Procter & Gamble eine Werbekampagne für ein neues Waschmittel namens Ariel. Es wäsche «nicht nur sauber, sondern rein», behauptete «Klementine», eine Berliner Schauspieler, die im wirklichen Leben Johanna König hiess. «Saubere» und «rein» waren keine Synonyme, «rein» war der Komparativ von «sauber». Und die Steigerung von «rein» war «porentief rein». Schon damals fragte ich mich, ob der Hygienefimmel der Deutschen etwas mit ihrer Geschichte zu tun haben könnte. Immerhin hatte es im Dritten Reich eine «Rassenhygienische und bevölkerungsbiologische Forschungsstelle» gegeben, deren wichtigste Aufgabe die «Bekämpfung der Zigeunerplage» war.

75 Jahre später wird ein Traum wahr. Deutschland ist auf dem besten Weg zum perfekten Hygienestaat, nicht nur sauber, sondern porentief rein, so wie es Klementine in der Werbung für das Waschmittel Ariel versprochen hatte. Jede Eisdiele, jeder Supermarkt, jedes Café, jede Apotheke muss ein «Hygienekonzept» vorlegen. Ob die Hygienemassnahmen – Maske tragen, Abstand halten, Hände waschen – sinnvoll oder nutzlos sind, kann derzeit niemand sagen. Fest steht nur, dass sie detailliert ausgearbeitet und begeistert angenommen werden, als habe das Volk nur darauf gewartet, eine Gemeinschaft zu bilden, die sich gegen einen gemeinsamen Feind zur Wehr setzt.

So eine Krise schweisst die Menschen zusammen, über alle politischen, sozialen und kulturellen Grenzen hinweg. Nun ist Deutschland ein Rechtsstaat, und deswegen werden immer öfter Gerichte angerufen, um die Anordnungen der lokalen Behörden aufzuheben. Ein Berliner Verwaltungsgericht hat eben entschieden, dass ein auf Sodomaso-Praktiken spezialisiertes Etablissement «sexuelle Dienstleistungen ohne Geschlechtsverkehr» wieder anbieten darf. Das Infektionsrisiko sei, «verglichen mit der Ausübung des Geschlechtsverkehrs», wesentlich geringer. Der «Körperkontakt seitens der Dienstleistenden» beschränke sich «allenfalls auf Berührungen mit der Hand». Woher die Richter das wissen? Es gab eine Ortsbegehung!

Damit ist SM-Sex ohne Geschlechtsverkehr Corona-technisch unbedenklich. Nicht nur sauber, sondern auch rein, porentief rein. Schade, dass Klementine es nicht mehr erlebt hat.







## Thiel Zeichen

Von *Andreas Thiel*

**Hinz:** Diese Maske, mit der nun alle rumlaufen, erinnert mich irgendwie an die Armbinde mit dem Hakenkreuz.

**Kunz:** Wie kannst du diese Schutzmaske mit einem Parteiabzeichen aus einer Diktatur vergleichen?

**Hinz:** Diese Maske ist bloss ein Symbol. Die einen tragen es in vorauseilendem Gehorsam und zum Zeichen, dass sie mit der Regierungspolitik einverstanden sind. Und die anderen tragen es, weil es obligatorisch ist und sie sich den Ärger mit der Polizei ersparen wollen.

**Kunz:** Aber im Gegensatz zu einer Armbinde schützt diese Maske vor dem Coronavirus.

**Hinz:** Alle bisherigen medizinischen Studien sprechen dagegen.

**Kunz:** Das kann doch gar nicht sein.

**Hinz:** Weshalb wurde die Maskenpflicht denn nicht von Anfang an eingeführt?

**Kunz:** Wie soll ich das wissen?

**Hinz:** Weil man nicht die Fasnacht verbieten und gleichzeitig eine Maskenpflicht einführen konnte.

**Kunz:** Das hätte man aber tun sollen. Beim Schlachtbetrieb Tönnies wurden über tausend Personen am Arbeitsplatz angesteckt. Mit Maske wäre das wohl kaum passiert.

**Hinz:** Es ist aber mit Maske passiert. Bei Tönnies herrschte zur Zeit des Ausbruchs bereits Maskenpflicht. Es wurden sogar Ansteckungen über eine Distanz von acht Metern unter Maskenträgern nachgewiesen.

**Kunz:** Wie ist das möglich?

**Hinz:** Die Pore einer einfachen Maske misst 300 Nanometer. Aber das Coronavirus misst nur 160 Nanometer. Es fliegt durch die Masken hindurch wie durch ein Scheunentor.

**Kunz:** Heisst das, diese Masken schützen gar nicht vor dem Coronavirus?

**Hinz:** Nein. Die Maske ist bloss ein Parteiabzeichen.

**Kunz:** Weshalb machen denn alle mit bei dieser Maskerade?

**Hinz:** So war das schon immer. Aber im Nachhinein will dann wieder keiner gewusst haben, wie es so weit kommen konnte.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Leserbriefe

«Wie wäre es mit dem Bodensee oder dem Appenzellerland? Die Schweiz hört nicht östlich von Zürich auf.» *Ralph Bachmann*

### Aus dem Tritt

Nr. 30 – «Schöne neue Armee»; Erik Ebnetter über die Landesverteidigung

Spott in der Heimat über den Auftritt unserer vier Offiziere am 14. Juli in Paris ist unnötig. Während alle anderen Nationen in blendenden Uniformen auftraten, geriet unsere Delegation im bescheidenen Kampfanzug unter Stress aus dem Tritt. Diese Länder hatten über Jahrhunderte eine leidvolle Geschichte mit Krieg und Millionen Opfern. Wir sind dankbar, dass die Schweiz mit einer weltweit geachteten Neutralitäts- und Friedenspolitik mit unserer Milizarmee über 200 Jahre keinen Krieg mehr führen musste und unsere Freiheit und Unabhängigkeit mit grossen Opfern erhalten durfte. Insofern zeigte der Auftritt der Schweizer Armee in Paris eine wichtige Botschaft. Wir sind kein militärischer Faktor in Europa und der Welt, unsere neutrale humanitäre Friedenspolitik braucht keine kampfwertgesteigerte und überteuerte Luftwaffe, die über Paraden unsere rot-weissen Farben in den Himmel zeichnen.

*Roger E. Schärer, Feldmeilen*

### Es gibt Grenzen

Nr. 29 – «Echo aus Deutschland»; Kolumne von Herodot

Natürlich sind Fremde eine Bereicherung, auch Deutsche. Es gibt aber Grenzen. An Schweizer Universitäten tummeln sich deutsche Studenten, die uns zum Veganismus erziehen wollen; deutsche Theatermenschen verhöhnen das Schweizervolk, weil einige Volksabstimmungen nicht ihrem Weltbild entsprechen. Es werden Veranstaltungen sabotiert, ohne dass die Verursacher eine Ahnung vom eidgenössischen Politikbetrieb haben. Schweizerische Identität und schweizerisches Selbstverständnis werden sogar mit Hilfe der Gebührenzahler abgeflacht. Früher wurden Leute, die sich hier in die Politik einmischten, des Landes verwiesen.

*Peter M. Linz, Büsserach*

### Verpatzte Gelegenheiten

Nr. 28 – «Bringt uns Kock zurück»; Alex Baur über «Mister Corona»

Der namhafte Epidemiologe Christian Althaus von der Universität Bern hat erkannt: «Es hätte in der Schweiz in Sachen Corona sicher noch viel besser ausgehen können, wenn der Bund nur etwas eher reagiert hätte. Wenn man zum Beispiel nur eine einzigen Corona-Woche früher harte Massnahmen ergreift, kann man sie bis zu drei



«Zur Meinungsbildung unerlässlich».

Wochen früher wieder loslassen.» Schade, dass der Bund nicht früher eingegriffen hat! Laut einer Modellrechnung der Uni Bern wären zum Beispiel 1600 Leben gerettet worden, hätte der Bundesrat die Schweiz vor dem Lockdown stillgelegt.» Kunststück, wenn selbst die flugbegeisterte Schweizer Bundespräsidentin Sommaruga es vorzog, mit humanitären Hilfsgütern ausgerüstet, die Ost-Ukraine mit einem Staatsbesuch zu beglücken.

*Markus M. Ronner, Küsnacht*

### Dichterische Qualität

Nr. 28 – «Sommerwunderland Schweiz»; Tourismus-Spezial der *Weltwoche*

Ich habe die Beilage vom ersten bis zum letzten Buchstaben gelesen und bin hochofren, Ihnen dafür meinen tiefempfundenen Dank auszusprechen. Was mich emotional so tief berührt hat, ist, dass die ganze grosse Reihe Ihrer Journalisten angetreten ist. Sie haben die umgebundene Berufsschürze ausgezogen und sozusagen als Privatperson ihre Liebe zur Schweiz in spontanen, echten Gefühlsausdrücken, welche oft dichterische Qualität haben, gezeigt. Als Journalisten müssen sie oft über unerfreuliche Dinge in unserem Lande berichten. Doch jetzt konnten sie ihrer echten Liebe zu diesem Ausdruck geben und taten das in einer tiefgreifenden Weise, von der man schliessen kann, dass, wenn sie wieder im Alltag Unerfreuliches berichten, dahinter die unveränderte Liebe zur Schweiz steht.

*Alfred Ribi, Erlenbach*

Seit vielen Jahren schätze ich als Abonnent Ihre Zeitung. Sie ist mir zur Meinungsbildung unerlässlich geworden. Trotzdem habe ich zum Tourismus-Spezial eine Kritik anzubringen. Es hat mich befremdet, dass über die Ostschweiz fast nichts zu lesen war. Im Ernst: Glaubt wirklich jemand aus dem Rest der Schweiz, die Kartaue Ittingen sei repräsentativ für unsere Region? Wie wäre es mit dem Bodensee oder dem Appenzellerland? Die Schweiz hört nicht östlich von Zürich auf.

Ralph Bachmann, St. Gallen

### Produktive Journalisten

Nr. 27 – «Rätsel auf der Redaktion»;  
Kolumne von Kurt W. Zimmermann

Kurt W. Zimmermann schreibt in seiner Kolumne zur Wirtschaftsredaktion des *Tages-Anzeigers*, dass es für die vier Artikel und zwei Zeitungsseiten beim *Tages-Anzeiger* zwanzig Redaktionsstellen brauche. Richtig ist, dass die achtzehn im Impressum mit Namen aufgeführten Redaktoren für das Ressort Wirtschaft schreiben, jedoch weder alle fest angestellt sind noch im Vollpensum arbeiten. Dieselben Journalisten arbeiten zudem auch für die *Sonntagszeitung*, wo wöchentlich zusätzlich rund sieben Wirtschaftsseiten produziert werden. Das war früher nicht der Fall. Weiter irrt Herr Zimmermann, wenn er schreibt, die Redaktion des *Tages-Anzeigers* zähle heute 320 festangestellte Journalisten, was 110 mehr seien als noch im Jahr 2005. Richtig ist, dass von den 320 im Impressum erwähnten Namen rund die Hälfte keine Journalisten, sondern Layouter, Produzenten oder Social-Media-Verantwortliche sind und wiederum nicht alle fest angestellt sind. Die arbeiten zwar auch für den *Tages-Anzeiger*, aber auch für weitere Medientitel der Gruppe.

Arthur Rutishauser, Chefredaktor Tamedia

### Korrigenda

Im Artikel «Eine praktische Lösung» (Ausgabe Nr. 30/20) haben wir die künftige Inlandchefin der NZZ, Christina Neuhaus, im Vorspann versehentlich Christian Neuhaus genannt. Wir bitten um Entschuldigung.

Die Redaktion

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



### Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Da wir bekanntlich auch in der Schweiz das Klima retten und die bösen Kernkraftwerke abstellen müssen, komme ich nicht mehr um die Frage herum: Wie kann eine Familie bei einem längeren totalen Stromausfall über die Runden kommen? Je nachdem wo man wohnt (Hochhaus, Grossstadt), wird es unheimlich.**

W. Hebeisen, Villars-sur-Glâne

Sie haben Angst, dass Ihre Familie bei einem längeren totalen Stromausfall nicht über die Runden kommen könnte. Das ist Ihnen unheimlich, vor allem deshalb, weil man in der Schweiz auch die Kernkraftwerke abstellen will. Und damit natürlich die Stromproduktion in der Schweiz massiv reduziert wird. Ihre Frage ist berechtigt. Aber leider stellen sich diese Frage nur wenige Bürger.

Man nimmt eine sichere Stromversorgung zu Unrecht als selbstverständlich wahr. Bis jetzt konnte man den fehlenden Strom im Ausland beziehen, namentlich aus Deutschland und Frankreich. Und zu nicht unerheblichem Teil bezieht man sogar aus Deutschland Kohlestrom, was für

das Klima bedenklich ist. In der Corona-Krise haben wir erlebt, wie gefährlich es ist, wenn man so lebenswichtige Güter einfach aus dem Ausland bezieht, weil besonders in Krisensituationen jeder Staat nur für sich selbst schaut. Sogar bei Gütern, welche von einem Drittland durch Deutschland in die Schweiz transportiert wurden, haben die Deutschen versucht, diese Güter im Transit für sich zu behalten. Und so dürfte es auch im Falle von internationaler Stromknappheit sein. Ich selbst bin der Meinung, man sollte die Kernkraftwerke nicht abstellen. Sie sind klimaverträglich und haben in der Schweiz bewiesen, dass sie sicher sind.

Wie könnten Sie für sich Stromsicherheit schaffen? Sie könnten auf dem Dach eine Produktionsanlage für Alternativenergie (z. B. Sonnenenergie) installieren, so dass Sie mindestens teilweise Ihr eigener Stromproduzent wären und die Gefahr eines totalen Stromzusammenbruchs wesentlich geringer wäre. Eine andere Lösung ist es, dafür zu sorgen, dass man in Notzeiten ohne Strom leben kann, das heisst Kerzen bereithalten und allenfalls eine Holznotheizung bereitstellen. Damit ist allerdings die Frage Ihres Kühlschranks und des Tiefkühlgeräts nicht gelöst. Darauf müssten Sie dann wohl verzichten. Allerdings dürfen wir festhalten, dass wir in den letzten Jahren keinen längeren totalen Stromausfall hatten. Unsere Netze sind sicher, aber die Versorgungsautonomie hat leider in den letzten Jahren etwas abgenommen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).  
Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.



«Können wir heute bestimmen, wie es uns später geht?»

Annette Behringer  
Leiterin Marktgebiet Bern  
zum selbstbestimmten Leben





# Heuer ist Bundestrauertag

Der vielerorts geübte Verzicht auf 1.-August-Feiern ist, medizinisch gesehen, ein Witz. Politisch ist er richtig und konsequent. Untertanen, die zitternd sich ducken, dürfen sich nicht als freie Eidgenossen besingen. *Von Urs Paul Engeler*

Bösartiger und anhaltender als jedes Virus, das frühjahrs jeweils durch die Lande schwebt, wirken die Mittel, die Politiker gerne erfinden, um die wiederkehrenden Naturphänomene zu bekämpfen. Die repressiven Methoden greifen das Immunsystem der freiheitlich-demokratischen Gesellschaft an und beschädigen es schwer, meist irreversibel, wie Erfahrungen lehren. Die Corona-Kampagne übertrifft nun alles, was antiviral je befohlen wurde. Räte, Beamte, Task-Forces und Experten aller Art haben in den ersten sieben Monaten dieses Jahres die Schweiz zu einem autoritären Staat umgekrempelt, in dem nicht mehr hitzig debattiert und schliesslich abgestimmt, sondern nur noch genickt, getrottet und, zur unnahbaren Schweigsamkeit verhüllt, mitgefahren wird.

## Sozialistischer Werkzeugkasten

Dass dies ein von langer Hand entwickelter, perfider Plan war, ist mit guten Gründen zu bezweifeln. Ausser Frage hingegen steht, dass die Staatsgewalt die günstige Gelegenheit genutzt, eine mittlere Gefahr mit Geistesgegenwart und Kalkül zur drohenden Katastrophe überdreht, die Gesellschaft verängstigt und so gefügig gemacht hat. Die von SP-Frau Simonetta Sommaruga, Bundes- oder mittlerweile faktisch Staatspräsidentin, moralisierend dekretierte «Solidarität aller» umfasst das vollständige Arsenal des sozialistischen Werkzeugkastens.

Die Instrumente sind bekannt und von den totalitären Regimes schon erfolgreich erprobt worden: Gleichschaltung der Gehirne, Ächtung abweichender Fakten und Meinungen (dumme «Corona-Ignoranten»), Wörterkontrolle in allen Lebensbereichen durch despotische Moralisten, mediale Einheitskost (von Spindoktoren zentral vorgekocht), Ausschaltung direktdemokratischer Verfahren, Zersetzung der föderalistischen Struktur, Abwertung des Parlaments, unerlaubte Eingriffe in den Markt und in die Vertragsfreiheit (vom Betriebsstopp bis zum Mieterlass), Symbiose von Wirtschaft und Staatsmacht und die weitgehende Verstaatlichung des Kreditwesens.

Der Mummenschanz in Bus und Tram ist nicht allein Sinnbild für die Sprachlosigkeit, die stille Unterwerfung und die rasche Ver-

wandlung würdiger Individuen zu nicht mehr erkennbaren, anonymen Herdentieren. Er weckt auch gefährliche Machtgefühle, die unweigerlich aus jeder Masse wachsen: Wer keine Maske trägt, erntet den bösen Blick, wer sie locker bindet, wird zurechtgewiesen («Auch über die Nase!»). Wer den Wirkungsnutzen der Maskerade bezweifelt, der ja bis zum 6. Juli offiziell gering bis gar nicht vorhanden war, wird überdröhnt. Massenmedien rufen zur Denunziation Unverhüllter auf (per Handy-Föteli an den Pranger). Die Herde wird zur Meute, die Abweichler jagt. Die Gefangenen, man kennt den Mechanismus aus üblen Knastgeschichten, sind selbst die brutalsten Wächter.

## Nicht mehr reif für eine Demokratie

Die Schweizerinnen und Schweizer sind nicht mehr reif für eine Demokratie von unten. In ihrer erdrückenden Mehrheit haben sie sich wohligh eingerichtet in der Welt der totalen Gebote und Verbote. Dass einige sich Mund und Nase mit einem Lappen mit aufgemaltem

## Der Schweizer 2020 liest keine Statistiken und stellt keine erhellenden Vergleiche her.

Schweizerkreuz, dem Emblem für erkämpfte Freiheit, verstopfen, grenzt an Perversion. Dass ausgerechnet die vulnerablen Personen mit Atemwegsproblemen, also eine Gruppe Hochgefährdeter, dank Attest sich keine Schutztücher umbinden müssen, setzt die Rationalität endgültig ausser Kraft. Wer die Macht hat, muss nichts erklären.

Die Larven verstellen offensichtlich die Sicht auf die Realitäten. Da zeigte etwa der Blick auf die detaillierte Berner Tabelle vom 20. Juli, dass im ganzen Monat kantonsweit kein einziger Mensch mit Corona-Indikation gestorben ist, dass nur sieben Corona-Personen sich in Spitalpflege befinden, dass in den vielen Krankenhäusern sich aber nicht ein Patient findet, der beatmet werden muss. In der ganzen Schweiz konnten von Mitte Juni bis zum 27. Juli ganze elf Todesfälle mit Corona in Verbindung gebracht werden. Zum Vergleich: 2015 zählten die Behörden 2500 Grippetote; im Corona-Jahr stagniert die Zahl nun bei



*Staatssolidarität ist das genaue Gegenteil des*

1700. In der Grippezeit 2017 starben 922 Menschen mehr als im langjährigen Mittel (im Fachjargon «Übersterblichkeit»). Für 2018, 2019 und 2020 liefern die Bundesämter keine Zahlen. Im Moment sterben in der Schweiz viel weniger Menschen als im Schnitt der letzten Jahre; es ist sogar eine «Untersterblichkeit» zu beobachten. Diesem Befund widersprechen die Behörden nicht. Statistisch analysiert, gibt es kein Corona-Problem.



*eidgenössischen Staatsgedankens.*

Dennoch diktieren Regulatoren mit Freilauf Vorschriften, als wüteten von Chancy bis Kreuzlingen Pest, Ebola, Sars, Rinderwahn und Vogelgrippe zugleich – oder noch schlimmer. Sie haben leichtes Spiel. Der Schweizer 2020 liest keine Statistiken und stellt keine erhellenden Vergleiche her; brav geworden und zahm, folgt er den einzigen Durchsagen, die ihm in allen Läden, Bahnhöfen und öffentlichen Fahrzeugen eingebläut werden. Der öf-

fentliche Raum wird mit WHO-BAG-Parolen dauerbeschallt («Masken auf!», «Distanz halten!», «Markierungen beachten!», «Eintritt nur mit Karte!»); die Wände werden mit Schautafeln überstellt und mit Piktogrammen tapeziert. Es gibt kein Entrinnen aus der helvetischen Psycho-Folter. Und ein Ende ist nicht absehbar.

Da und dort zwar regt sich sporadisch noch ein Protestchen, wallt unverhofft ein Trotz auf

aus doch verletzten Herzen. Die Warteschlange vor der Zuckerbäckerei Dubler im aargauischen Waltenschwil hat zwei Tage lang Bilder abgegeben von Eidgenossen, die, wie es das Selbstbild noch tradiert, auf die Hinterbeine gestanden sind. Nur lässt sich aus der Verteidigung des Mohrenkopfs, aus wirkungslos verpufften Mini-Demonstrationen gegen die Corona-Willkür, aus einer Streuung wirrer Anti-Masken-Flyern oder aus einem Schar-



mützel mit der Maskenpolizei keine 1.-August-Hymne texten mit dem erhabenen Refrain von stolzen und betenden «freien Schweizern». Zu isoliert waren diese Aktionen, zu krud, zu planlos und vor allem zu heuchlerisch. Es gibt im ganzen Land keine einzige Partei, auch keine bürgerliche, und keine nennenswerte Gruppierung, die aufgebeht gegen die Totalkontrolle. Freiheitsfeiern wären da Selbstbetrug.

Tatsächlich haben die Schweizer im Verlaufe dieses Jahres mehr persönliche Autonomie, mehr Rechte, mehr gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten geopfert als in vielen, vielen Jahren zuvor. Sklavisch haben sie sich in neue Verhaltensmuster zwingen lassen. Selbst der massive wirtschaftliche Einbruch hat nicht den Schatten einer «Gilets»-Demo auf die Strassen geworfen. Fast 40 Prozent der Erwerbstätigen haben es ohne Murren oder gar frohgemut geschluckt, dass sie Langzeitkurzarbeitende sind und nun über die Steuern und die Erhöhung der Lohnabgaben ihre prekäre Lage selbst mitfinanzieren müssen. Denn alles, was der Staat gibt, hat er schon genommen oder verlangt er mit Zins und Zinseszinsen zurück. Wenn der Staat alles regelt, besitzt er auch alles.

### Staatsstreich von oben

Die Naivität, der Bund oder eine seiner Filialkassen kämen für den ökonomischen Schaden des Corona-«Solidaritäts»-Systems auf und nicht die gestraften Einwohner selbst, ist politisch strafbar. Gravierender noch als der wirtschaftliche Schaden, der den Menschen zugefügt wird, sind die Eingriffe ins geltende Recht

---

## Das bundesrätliche Sonderregime macht bislang undenkbar Interventionen.

---

und in die politische Struktur des Landes. Widerstandslos haben die Bürgerinnen und Bürger geschehen lassen, dass Parlament und Kantone zu Vollzugsorganen mit marginalen Kosmetikkompetenzen herabgestuft worden sind. Das sind Übergriffe in die Grundstruktur des Landes, die zu Zeiten des Zweiten Weltkriegs vielleicht knapp toleriert werden mussten, aber in dieser Situation einem Staatsstreich von oben gleichkommen. Auch wenn das Notrecht nun zeitlich begrenzt wird, wirkt es noch lange, lange nach. Ganz verschwinden wird dessen Wirkung nie.

Das bundesrätliche Sonderregime macht bislang undenkbar Interventionen in die Eigentumsgarantie und in die Vertrags- und Handelsfreiheit möglich, seien diese noch so willkürlich, chaotisch und ungerecht. Rückwirkend werden zum Beispiel langjährige Mietverträge faktisch annulliert. Ab Corona-Zeitrechnung sollen die Mieter von Geschäfts-

liegenschaften nur noch 40 Prozent des schriftlich auf dem Musterformular vereinbarten Zinseszins zahlen müssen. Damit die Vermieter, die ihre Lasten weiterhin voll zu tragen haben, nicht in Konkurs gehen, soll der Bund vorerst zwanzig Millionen Franken bereitstellen. Für Gewerbetreibende, die durch die Corona-Politik in ihren eigenen Räumlichkeiten in Existenznöte getrieben worden sind, wird wohl ein weiterer Millionenzustupf gesprochen werden müssen. Die Geldspirale dreht sich; einen Endpunkt gibt es nicht. Schliesslich können alle 8,5 Millionen Bewohner des Landes sich als geschädigt betrachten und Nothilfe anfordern.

### Kapital und Arbeit verbrüdernd sich

Nun ist aber nicht einmal das viele Geld, das alle für alle und alles auf den Altar der Solidarität legen müssen, das entscheidende Problem. Was wachen Bürgern wirklich Angst machen muss, ist die systematische Zerstörung eines erfolgreichen Gefüges, welche die Schweiz, stark geprägt von Bürgersinn und Eigenverantwortung, zu einem obrigkeitlichen, teilweise geschlossenen System verändert. Staat und Wirtschaft leben nicht mehr den befruchtenden Antagonismus, sondern verbrüdernd sich. So wird der Zinssatz für die Notkredite an taumelnde Unternehmer nicht vom Markt, abgestuft nach der Bonität der Kreditnehmer und andern Kriterien, bestimmt, sondern vom Bundesrat im Verein mit den (aufgrund drohender Gewerbetreibendekonkurse ebenfalls gefährdeten!) Geldinstituten einheitlich verfügt.

Die Geschäftsbanken sind jetzt per Gesetz Organe des Staates, der Bund selbst ist auch Bank und Bürge für alles. Die Idee mit den Notkrediten ist somit auch eine Bankenstützung; der Sündenfall UBS wiederholt sich derzeit dutzendfach. Diese Verschmelzung widerspricht allen ordnungspolitischen Prinzipien, schädigt die freie Wirtschaft auf Dauer – und wird von Bürgerlichen trotzdem und von links gerade deshalb als geniale helvetische Lösung gepriesen.

Die Schweiz, die direktdemokratisch, dank Widerstreit der Kräfte, im politischen und wirtschaftlichen Wettbewerb der Ideen und Projekte erfolgreich geworden ist, hat sich zum Kollektivklumpen gewandelt. Sommarugas «Solidarität aller» heisst kritikloses und geschlossenes Einstehen hinter den Befehlen der Regierung, Einheit von Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft, Ausschaltung von Vielfalt und Opposition, Marginalisierung der Abweichler. Neu ist diese Tendenz nicht; das Corona-Regime hat die Bündelung Einzelner zu einem nationalen Ganzen nun zum erkennbaren Programm gemacht und innert Wochen umgesetzt. Aus Individuen und Gruppen wird ein Volkskörper.

Echte Solidarität ist das Gegenteil des Appells aus dem Bundeshaus. Solidarität ist das freiwillige Handeln freier Menschen zum Wohle anderer, ist Hilfsbereitschaft an der Basis, sind Spenden und nicht Abgaben. Behördlich definiertes und durchgesetztes «Gemeinwohl» hingegen ist Zwang, Kollektivismus. Staatssolidarität ist das genaue Gegenteil des eidgenössischen Staatsgedankens.

Die Gewalten, die sich gefunden haben und Gehorsam einfordern, haben sich längst formiert. Arbeit, Kapital und Staatsmacht marschieren im Gleichschritt und Arm in Arm und bereiten kommende wichtige Abstimmungen in Absprachen vor. Seit einem

---

## Behördlich durchgesetztes «Gemeinwohl» hingegen ist Zwang, Kollektivismus.

---

Jahr einigen Bundesräte, Economiesuisse, Arbeitgeber, Gewerkschaften, Kantone und Funktionäre sich hinter streng verschlossenen Türen auf eine gemeinsame Linie zur Durchsetzung des institutionellen Abkommens mit der EU (InstA). Die Parteien, die allenfalls abweichende Positionen einnehmen könnten, bleiben ausgesperrt, haben sich vor dem Urnengang in die bereits geschlossenen Reihen zu stellen. Es wird, wenn die Heimlichen an die Öffentlichkeit treten, nur mehr eine Logik und eine Parole geben: ein Ja aus angeblich übergeordnetem «Gemeininteresse». Die Fachausdrücke dafür heissen «Korporatismus» und «Ständestaat»; beides sind antidemokratische Staatsformen.

Die Kampagne gegen die Begrenzungsinitiative, über die im September abgestimmt wird, offenbart den Mechanismus der Konstruktion eines angeblichen nationalen Einheitswillens. Bundesrat, Kantone, Arbeitgeber, Wirtschaftsverbände und Gewerkschaften – in einer funktionierenden Demokratie eigentlich Kräfte mit unterschiedlichen Interessen und Zielen – haben sich zu einem ständestaatlichen Kampfbund gefunden. Wie eine schweizerische Einheitspartei traten deren Vertreter vor die Medien. Der staatspolitisch bedenkliche Akt bewirkt Fatales: Die Wirkung der Initiative, die wirtschaftlich, ökologisch, sozial- und staatspolitisch kontrovers beurteilt werden sollte, muss und kann gar nicht mehr offen diskutiert werden. Das angebliche «Gemeininteresse» erstickt die Diskussion und befiehlt das Nein.

Wer in dieser traurigen Zeit trotzdem ein 1.-August-Feuer lodern lässt, entfacht einen Scheiterhaufen, auf dem sehr viel Eidgenossenschaft verbrannt wird. Sommaruga wird sich in ihrer Präsidialadresse ans bevormundete «solidarische» Volk dafür gerne bedanken. ○

# Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.erlenkönig.ch](http://www.erlenkönig.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis 1'568'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.chlimbergsteig.ch](http://www.chlimbergsteig.ch)



4 ½ Zi. Eck-EFH , 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'271'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab 1'411'000.-, Bezug ab Herbst 2021  
[www.nidolino-ottenbach.ch](http://www.nidolino-ottenbach.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.paradislig.ch](http://www.paradislig.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ und 5 ½ Zi. DEFH  
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 517'200.-, Bezug ab Herbst 2020  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung  
8460 **Marthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)




2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Herbst 2021  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**  
Melden Sie sich bei unserem Chef   
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder per Telefon 052 235 80 00.



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

Alle Objekte im Überblick:  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner** 



Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:



**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich



**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5



# Die Nachfolgerin

Sie ist die Tochter eines legendären Mannes, hat ihre Jugend in einem Grandhotel verbracht und bekommt auch mal Jagdpatronen zugeschickt. Wie die Umweltschützerin Vera Weber das Vermächtnis ihres Vaters weiterführt. *Von Katharina Fontana*

Die wilden Rehe auf dem Basler Friedhof am Hörnli können vorläufig weiter am Grab schmuck knabbern, ohne Gefahr zu laufen, hinterrücks abgeschossen zu werden. Es ist dies der jüngste Erfolg von Vera Weber. Sie hat mit Vehemenz gegen das von den Basler Behörden geplante «Reh-Massaker» protestiert und die Empörung vieler Tierliebhaber gegen die Abschussaktion orchestriert. Man meint, heiligen Zorn in Vera Webers Augen zu sehen, als sie von der «un glaublichen Dummheit» erzählt, die die Basler vorhatten. Wir treffen uns beim Sitz der Fondation Franz Weber im Berner Mattequartier, wo Vera Weber arbeitet, wo sie die Geschäfte der Stiftung führt und die Kampagnen plant, unterstützt von rund zehn Mitarbeitern. Die 45-Jährige wohnt gerade um die Ecke. Nebenan rauscht die Aare vorbei; das Altstadtquartier – ehemals schlecht beleumdet und von Überschwemmungen geplagt, heute ein gesuchtes Wohnviertel – sei irgendwie magisch, ganz anders als die restliche Stadt, wie ein Dorf, findet Weber. Wegen der zentralen Lage hat sie den offiziellen Sitz der Stiftung vor ein paar Jahren von der prächtigen Villa in Montreux nach Bern verlegt.

## Einsames Mädchen

Vera Weber kennt man als die Tochter von Franz Weber, auch heute noch. Sie ist das einzige Kind des Grossmeisters der Schweizer Umweltbewegung, der letztes Jahr im Alter von 91 Jahren, zunehmend umnachtet, gestorben ist. Seit mehr als zwanzig Jahren arbeitet Vera Weber bereits für die Fondation Franz Weber, hat die Stiftung in dieser Zeit geprägt und modernisiert. 2014 setzte sie der Vater offiziell als seine Nachfolgerin ein. Geschenkt wurde ihr das nicht. Ihr Vater sei über ihr Engagement nicht immer nur erfreut gewesen und habe sie teils als Konkurrenz betrachtet, sagt sie. Es habe heftige Auseinandersetzungen zwischen ihnen gegeben, fast wäre es zum definitiven Zerwürfnis gekommen – «dabei ging es nie um die Sache an sich, da waren wir uns einig, sondern über den besten Weg zum Ziel».

Anders als ihr Vater hatte Vera Weber kein Erweckungserlebnis, das sie plötzlich zur Umweltschützerin machte. Bei ihm war es das Vorhaben, das Oberengadiner Dorf Surlej zu einer Kleinstadt auszubauen, das ihn Mitte der 1960er Jahre zum leidenschaftlichen Kämpfer gegen «Baulöwen», «Spekulanten»

und «Naturfrevler» werden liess – so zumindest geht die Legende. «Ich bin in einem Haushalt aufgewachsen, in dem es nur ein Thema gab. Meine Mutter und mein Vater arbeiteten pausenlos, ich war viel allein. Und für mich war immer klar, dass ich weitermachen muss – nicht, weil meine Eltern das von mir verlangt hätten, überhaupt nicht, sondern, weil ich das selber wollte.»

## Jugend im «Giessbach»

Vera Weber war nicht nur allein, sondern empfand sich auch als Aussenseiterin. «In der Schule in Montreux waren meine Klassenkameraden oft distanziert, ja manchmal auch gemein zu mir. Viele Eltern von Mitschülern wollten nicht, dass sich ihre Kinder mit einem Mädchen anfreundeten, dessen Vater derart polarisierte, der sich mit Bauriesen heftige Auseinandersetzungen lieferte und sich mit deutlichen Worten gegen Tierversuche, Robbenmassaker und andere Grausamkeiten aussprach. So waren Geburtstagsfeste oder Silvesterabende oft eine einsame Angelegenheit», schrieb sie letztes Jahr in einer Würdigung ihres Vaters in der *Schweizer Illustrierten*. Heute

---

«Ein bisschen Mysterium schadet nicht – nicht jeder muss den Machu Picchu gesehen haben.»

---

herrschen andere Zeiten, Umweltschutz ist voll im Trend, und Vera Weber wäre wegen ihres kämpferischen und unerschrockenen Erzeugers jetzt der Star jeder Schulklasse – sie lacht, als wir ihr das sagen: Das habe sie sich noch nie überlegt.

Eine wichtige Rolle in ihrem Leben spielte das am Brienzersee gelegene «Grandhotel Giessbach», ein historisches Schmuckstück, dem in den 1980er Jahren der Abriss drohte und das von Franz Weber «gerettet» wurde – wie so viele andere Kulturgüter und Landschaften im In- und Ausland, von den Weinbergen des Waadtländer Lavaux über die Donau-Auen bis zur griechischen Stadt Delphi. Vera Weber verbrachte als Teenager viel Zeit im «Giessbach», fand Anschluss an das Hotelteam, arbeitete im Betrieb mit und gewann Abstand zum übermächtigen Vater und zu den allgegenwärtigen Kampagnen. Sie absolvierte die Hotelfachschule in Luzern – «Ich wollte einen Beruf haben, der Hand und Fuss hat, der mir die Existenz sichert, und zwar

überall auf der Welt.» Im Hotelfach arbeitete sie später aber nie.

Vera Weber ist eine charmante Gesprächspartnerin. Doch man spürt, dass man sich vom sanften Auftreten der Frau mit den langen blonden Haaren, von ihrer mädchenhaften



«Man muss die Herzen der Menschen ansprechen»:



Stimme nicht täuschen lassen sollte. Die Umweltschützerin scheint von ihrer Mission be-seelt zu sein – «Ich fühle die Pflicht sehr stark, mich einzusetzen und für Verbesserungen zu kämpfen, meine Arbeit ist nie zu Ende» –, und man traut ihr einen eisernen Willen zu und dass sie sämtliche Register zieht, um ihre Vorhaben voranzubringen. Wie einst ihr Vater, so spricht auch Vera Weber gerne in blumigen Sätzen und bedient sich einer gewissen Theatralik. «Jedes Mal, wenn ich einen Bulldozer in der Landschaft sehe, dann blutet mein Herz. Genauso blutet es, wenn ich an die Schlacht-tiere denke oder an die Stiere in den Stier-kampfarenen.»

Dass sich die Jugend für das Klima einsetzt, sei wunderbar, findet Vera Weber. Allerdings ist ihr die jetzige Diskussion oft zu abstrakt und technokratisch. «Man redet über Abgaben und Steuern, über Treibhausgase, das alles kann man nicht anfassen. Um Naturschutz er-folgreich voranzutreiben, muss man die Her-zen der Menschen ansprechen.» Die Jungen dürften zudem noch ein bisschen konsequen-ter sein, meint sie, also beispielsweise damit aufhören, Fastfood-Burger zu essen oder wie wild in der Gegend herumzureisen. «Heute meint jeder, es sei sein Recht, eine Safari zu machen, Wale zu beobachten, die Wochen-enden in Mallorca zu verbringen. Wir tun so,

als ob uns das alles zustehen würde, doch das tut es nicht. Ein bisschen Mysterium schadet nicht – nicht jeder muss den Machu Picchu gesehen haben.»

### Gefährliches Wallis

Verglichen mit ihrem populären, etwas exal-tierten Vater, zieht Vera Weber weniger Auf-merksamkeit auf sich. An Gegnern fehlt es ihr aber dennoch nicht. Denn mit ihren Referen-den, Einsprachen, Rekursen ist die Fondation Franz Weber häufig erfolgreich und durch-kreuzt so manche langgehegten Träume, so manche schönen Pläne und gewinnverspre-chenden Vorhaben. Wie beispielsweise das Prestigeprojekt des Basler Zoos, das Ozeani-um, das 2019 an der Urne gescheitert ist. «Zehn Jahre haben wir dagegen gekämpft, lange Zeit alleine, gegen Ende kamen dann weitere Mit-

---

«Zehn Jahre haben wir dagegen gekämpft, lange Zeit alleine.»

---

streiter dazu.» Mit der Zweitwohnungsinitia-tive, die 2012 an der Urne angenommen wurde und ein sensationeller Erfolg für die Webers war, haben sie zahlreiche Tourismusgemein-den und Bauherren gegen sich aufgebracht. Schlaumeier, die meinen, sie könnten die Re-geln umgehen, werden von Helvetia Nostra, der Tochterorganisation der Stiftung, konse-quent vor Gericht gezogen. Ob sie sich noch ins Wallis wage, möchten wir von Vera Weber wissen. «Ich war einige Male dort. Sagen wir es so: Ich wurde zumindest nicht mit Eiern be-worfen.» Da ging es ihr besser als ihrem Vater, über den eine Serviertochter in einer Walliser Gaststube einst einen Kübel Gülle auskippte. «Unangenehme Erlebnisse gibt es immer, ein-mal wurden mir zwei Jagdpatronen zuge-schickt: eine für mich, die andere für unseren Rechtsanwalt.»

### Versöhnung mit der Weltwoche

Zur *Weltwoche* hatte die Familie Weber lange Zeit ein angespanntes Verhältnis. Ende der 1980er Jahre gab es einen heftigen Streit zwi-schen ihrem Vater und dem damaligen *Welt-woche*-Journalisten Felix E. Müller, der Weber intransparentes Finanzgebaren vorwarf. Die Auseinandersetzung führte zu Klagen, Gegen-klagen und umfangreichen Prozessen und en-dete 1993 mit einer Vereinbarung. «Der Begriff *Weltwoche* wurde damals zu einem <Angstwort> bei uns zu Hause, mein Vater regte sich fürch-terlich über die Zeitung auf, und als Kind zuckte ich jedes Mal zusammen, wenn der Name fiel.» Doch das ist lange her, Franz We-ber hat sich vor ein paar Jahren gegenüber der *Weltwoche* versöhnlich gezeigt, und Vera Weber findet die Zeitung heute sogar «ein wichtiges und nötiges Blatt». ○



Aktivistin Weber.



# Im wilden Wald meines Lebens

Wie der Schweizer Zeichner Christophe Vorlet in der Wildnis von Virginia seinen amerikanischen Traum verwirklicht.

Von Peter Hartmann



Der Künstler als Trapper: Zeichner Vorlet mit Familie in Charlottesville, Virginia.

Als sie sehr jung waren, überlegten sie sich: Es muss New York oder Paris sein statt Zürich.

Es ist dieser Ort geworden, wo sich Füchse und Hasen gute Nacht sagen, in der Wirklichkeit. Wo Amerika vielleicht noch ist oder scheint, wie es einst war oder sein wollte: Troy, ein weitverstreuter Flecken in Virginia. Nachts heulen manchmal unheimlich die Kojoten auf, diese Raubtierkreuzung aus Wolf und Fuchs, und der Bär tappt ums Haus, eine alte Farm aus dem Jahr 1875, die er renoviert hat. Wildkatzen, Hirsche und Rehe streifen durchs Gehölz und die Felder in den welligen Blue Ridge Mountains. Einige hundert Meter weiter dümpelt ein kleiner Waldsee mit Bibern, Schildkröten und Schlangen, der zum 17-Hektar-Besitz gehört.

## Plattencover für Krokus

Die nächste Stadt zum Einkaufen, Charlottesville, liegt eine halbe Autostunde entfernt. Den Briefkasten an der Durchgangsstrasse für Christophe und Katherine Vorlet hat der Illustrator und Maler in leuchtendem Pink gestrichen, «als Orientierungssignal für Leute, die in dieser abgeschiedenen Gegend etwas suchen», sagt er. Klassisches praktisches Industriedesign.

Die nächste, unsichtbare Nachbarin lebt meilenweit entfernt. Es ist die amerikanische Schauspielerin Sissy Spacek mit ihrer Familie.

Ihre Filme haben fast eine Milliarde Dollar eingespielt, hauptsächlich das Schauermärchen «Carrie». Ihre Vorfahren mütterlicherseits kamen mit der legendären «Mayflower» als erste sesshafte Einwanderer im Jahr 1620 aus England herüber. Und die Wälder hier in Virginia sind die gleichen wie damals und auch schon zuvor; ein unendlicher Grünteppich, von der Natur zur Landschaft gewoben. Wie verschlägt es einen Künstler, der in Dübendorf aufgewachsen ist, in diese zeitlose, bukolische Idylle?

Er und seine Frau Katherine sind fast jedes Jahr nach Zürich zurückgekommen, zu Familienbesuchen, zu Vernissagen seiner Ausstellungen; nur dieses Jahr mit der angedrohten Quarantäne vor dem Coronavirus haben sie darauf verzichtet. Christophe Vorlet zeichnet seit 1983 – mit Unterbrechungen – die Vignetten zu den Personenporträts der Rubrik «Im Auge» für die *Weltwoche* mit fast unmerklich ins Surreale gebrochenem Strich.

In Zürich besuchte er die Grafikklassik der Kunstgewerbeschule und begann als freier Illustrator zu arbeiten. So zeichnete er das Plattencover der Rockgruppe Krokus und lernte Katherine kennen, die im Musikbusiness tätig war. Sie besuchten im Herbst 1988 Paris, die erste Stadt ihrer Träume, flogen zum Silvester nach New York – und beschlossen, für zwei Jahre zurückzukehren.



Seine Illustrationen tendieren ins Surrealistische.

Christophe suchte in der Medien-Welthauptstadt als Anlaufstation gleich die beste Adresse, die *New York Times*. «Ich läutete beim Pförtner und hinterlegte mein Portfolio, die gesammelten Arbeiten aus der Schweiz, und sie haben sofort zurückgerufen.» Er hatte den richtigen Stein ins Wasser geworfen. «Ich versuchte, ganz oben anzufangen, weil es leichter ist als das Gegenteil.» Bald suchte auch die Konkurrenz die Illustrationen Vorlets, *Washington Post*, *Wall Street Journal*, *Boston Globe*, *Chicago Tribune*, *Forbes*, *Los Angeles Times*, *Magazine* wie *Foreign Policy*, *Fortune* und die *Königsweihe*, das Magazin der *New York Times*. Dazu kamen Anfragen und Aufträge von Industriefirmen, Banken, Medien, auch von jenseits des Atlantiks und Pazifiks, aus der Schweiz und Deutschland, England und Japan. Eine unglaubliche Erfolgswelle.

## Mit Sack und Pack

Vorlet war nie ein Effekthascher, seine Illustrationen (das Wort «Cartoon» mag er nicht, vielleicht, weil er kein Blosssteller oder Ankläger ist) tendieren ins Abgründige, Surrealistische, stellen Sehgewohnheiten auf den Kopf. Als Grafikdesigner behandelt er «jeden Buchstaben wie ein eigenes Bild». Auch die Fotografie hat ihn immer fasziniert, er begleitete Rockbands selber mit der Kamera, bevor er ihre Plattencover entwarf.





**Punktlandung:** im Atelier.

Für Amerika hatten sie zwei Jahre eingeplant. Sie flogen 1989 zuerst nach Los Angeles, kauften dort für 11 500 Dollar einen VW-Bus und wollten die Weite des Landes erfahren – *on the road*, wie Jack Kerouac in seinem Kultbuch, das 1957 erschienen war. Katherine war im vierten Monat schwanger, als sie mit Sack und Pack losfuhren und meistens im Auto übernachteten und kochten. Ihre Route führte sie hauptsächlich durch Nationalparks, und Christophe fotografierte für ein Buch. Gerade noch rechtzeitig erreichten sie New York zur Geburt ihrer Tochter. Nach zwei Jahren wurde ihnen New York zu eng. Ihre Sehnsucht nach dem offenen Himmel erwachte wieder. Als sie ihren Schweizer Freund Paul Degen in Charlottesville, Virginia, besuchten, der damals die Titelseiten für den New Yorker zeichnete, hatten sie ihr Offenbarungserlebnis: «Hier musste es sein», sagte Katherine, «in dieser Gegend, in dieser Landschaft. Die Leute in den Südstaaten sind freundlicher, offener als im Norden, und Charlottesville mit seiner Universität ist eine ungeheuer lebendige Stadt.»



**Wie einst Jack Kerouac:** Vorlets VW Bus, 1989.



**John Grisham in der Nachbarschaft:** Vorlets Anwesen.

Sie begannen zu suchen, aber Charlottesville mit 50 000 Einwohnern und nochmals 30 000 Studenten ist auch eine teure Stadt mit viel Tourismus. Hier lebte Thomas Jefferson, der dritte Präsident der Vereinigten Staaten, von 1801 bis 1809. Er erbt mit 26 Jahren enorme Ländereien und liess seine Prachtvilla «Monticello» im Palladio-Stil erbauen, heute ein Geschichtsmonument der Amerikaner. Auch die Präsidenten vier und fünf, James Madison und James Monroe, stammten aus dieser gesegneten Gegend um Charlottesville. Heute schreibt John Grisham seine Thriller in dieser entspannenden Landschaft.

Eine Zeitungsannonce brachte sie auf die Spur des «halbzerfallenen, winzigen alten Farmhauses mitten im Wald, das niemand haben wollte» (Katherine). Die ursprüngliche Küche war ein Separatbau, damit bei einem allfälligen Ofenbrand nicht das ganze Gebäude abgeackelt würdewürde. Das Cheminée war ins Freie ebenso offen. Sein Atelier, eine Art Loft, ein paar Schritte vom Haupthaus hat Christophe selber gebaut. Für seine Spaziergänge mit dem Hund schlug er einen kilometerlangen Pfad durchs Unterholz: der Künstler als Trapper.

### Wesen des Elefanten

Virginia besteht zu 62 Prozent aus Waldflächen, davon werden wiederum zwei Drittel nicht kommerziell genutzt. Seit den Zeiten der indianischen Ureinwohner haben sich die Wälder kaum verändert, die fünfzig Baumarten, die dort wachsen, regenerieren sich selber. Am meisten verbreitet sind mehrere Arten von Eichen, etwa Hickory-Hölzer, Pekannussbäume, Pinien, Ahornbäume. Die Tierwelt wird dominiert von urweltlich anmutenden Fleder- und Flatterwespen, bats, et-

wa zwei Dutzend Gattungen bis hin zu gefährlichen, aber seltenen, zwergenhaften Vampiren.

Christophes Lieblingstier, das ihn sein Leben lang beschäftigt hat, ist allerdings der Elefant «als Symbol für Charakterfestigkeit und Sozialverhalten», wie er sagt. In Vorlet steckt auch etwas vom guten Wesen des Elefanten. Elefanten hat er immer wieder gemalt. Der Elefant als virtuelles Haustier.

### Krisen in der Einsamkeit

Sie sind geblieben. Die Kinder sind Amerikaner, ausgeflogen. Violet ist Familientherapeutin, Daniel fotografiert und produziert Videos in Nashville. Katherine arbeitet für eine Stiftung der Universität, die Jefferson 1819 gegründet hat, und ist vernetzt mit vielen Leuten. Sie durchlebten auch Krisen in der Einsamkeit; sie versuchte ihn zu überreden, wegzuziehen, sogar zurück in die Schweiz. Zum Flughafen in Washington, D. C. sind es zwei Stunden. Wenn der Strom oder die Wasserpumpe ausfällt oder im Winter der Zugangsweg unter dem Schnee verschwindet, wird das Waldparadies zum Überlebenstest. Als der See zum Baden zu unangenehm wurde wegen der vielen Schlangen, hat Christophe das Schwimmbassin gebaut, das Besuche anzieht.

Der Faktor Auto kann Lebensläufe erklären. Katherine hat nun schon drei oder vier Wagen verbraucht. Der Tacho von Christophes Ur-Pick-up zeigt erst 20 000 Meilen an, nur wenig mehr als 1000 pro Jahr.

Aber dass ihnen eine Punktlandung gelungen ist, als sie in den fremden, wilden Wald zogen, haben sie schwarz auf weiss: Die New York Times fand Charlottesville und Umgebung punkto Lebensqualität, Klima und Lebenskosten schlicht «the best place to live». ○



# Besuch der jungen Dame

In Rekordzeit entwickelte sich Laura Zimmermann zu einer national bekannten Polit-Aktivistin und wurde Co-Präsidentin von Operation Libero. Wie tickt die Frau, wo ist sie politisch zu verorten? Eine Annäherung auf dem Dürrenmatt-Pfad in Konolfingen. *Von Alex Baur*

Alles, nur nicht Konolfingen. Das war die einzige Bedingung. Laura Zimmermann hatte keinen Bock darauf, als Mädchen vom Land porträtiert zu werden. Paris, wo sie einst studiert hatte, stand zur Debatte, oder ein Wochenendtrip ins Greta-Land (CO<sub>2</sub>-kompensiert natürlich). In Stockholm hätten wir sicher eine geeignete Kulisse für Gespräche über Gott und die Welt gefunden. Aber dann kam Corona dazwischen. Eine Wanderung durchs stockkonservative Bleniotal, wo sie den Shutdown im Home-Office verbracht hatte, wäre eine reizvolle Alternative gewesen. Doch am Ende landeten wir dann halt doch in Konolfingen. Auf dem Dürrenmatt-Pfad in Konolfingen.

## Besenreine Strassen

Gleich hinter dem Friedhof, unweit des Pfarrhauses, in dem einst Friedrich Dürrenmatt seine Jugend verbracht hatte, steht Laura Zimmermanns Elternhaus, ganz am Rande des Dorfes. Mit ihren locker in der Landschaft verstreuten, stattlichen Bauernhöfen mutet diese Gegend recht ländlich an, ab und an zieht der Duft von Mist durch die Nase. Alles wirkt herausgeputzt, besenrein, sogar die Strassen. Und menschenleer. Es ist Sonntagnachmittag. Auf unserem Weg bergan in Richtung Häutligen treffen wir keine Menschenseele. Auf einer Tafel mahnt Dürrenmatt: «Die Welt ist grösser als das Dorf: Über den Wäldern stehen die Sterne. Ich machte früh mit ihnen Bekanntschaft.»

Wir sind auf den Dürrenmatt-Pfad gekommen, weil es in Konolfingen sonst nicht viel anderes gibt. Ein paar Beizen, ein Schwimmbad, ein Kino (wegen Corona geschlossen), ein Dorfmuseum. Das soziale Leben findet in den Vereinen statt, bei den Emmentaler Jodlern, beim Trachtenverein, bei den Schützen, beim Hundewohl-Verein, auf der Swiss Hula Hoop Academy oder in einem der diversen Sportklubs. Als Teenager tat Laura bei den Turnerinnen mit. Und natürlich, wie fast jedes Kind in Konolfingen, spielte sie einmal im Schultheater in Dürrenmatts «Besuch der alten Dame». Aber das sei «lange her», meint die 28-Jährige und, «ehrlich gesagt», erinnere sie sich nicht einmal mehr daran, welche Rolle sie gespielt habe. Sicher nicht die Hauptrolle.

Manche sagen, Konolfingen sei die Vorlage für das Dorf Gullen gewesen, wo die alte Dame einkehrte, um späte Vergeltung zu üben. Laura Zimmermann hätte dagegen keinen Grund zum Hadern. Ihre Jugend sei sorglos gewesen, sagt sie, behütet und wohlgeordnet, mit zwei

jüngeren Geschwistern, die Eltern etwas streng, aber freiheitlich gesinnt. Und doch ging sie so schnell weg, wie sie nur konnte, zuerst nach Bern, ans Gymnasium, an die Universität, dann nach Paris. Sie vermisste wohl ihre Familie, doch Heimweh nach Konolfingen verspürte sie nie, bis heute, auch kein Bedürfnis etwa nach einer Klassenzusammenkunft. Und wenn sie etwas mit Dürrenmatt verband, dann das Fernweh, der Drang nach Ausbruch aus der Behaglichkeit.

Zigarettenpause, Parisienne Super. Als Teenager rannte sie die Strecke durch den Wald täglich hoch. Training für Bergläufe, Halbmarathon. Heute joggt sie immer noch regelmässig, aber nicht mehr auf Hochleistung. Auf dem Rüteli oben haben sich die Hornusser aufgestellt. Knappe Rufe schallen über das saftige Feld, die «Schindeln», wie sie ihre schweren Fangbretter nennen, sausen durch die Luft. Der Ausblick auf die sanften Hügel des Emmentals und die schneebedeckten Berner Alpen ist von atemberaubender Anmut. In Häutligen, einem malerischen Weiler, der wohl schon zu Gotthelfs Zeiten so aussah, kehren wir im Restaurant «Bärli» ein. Die Menschen sind nicht sehr gesprächig, aber freundlich, gelassen. Etwas anderes als Berndeutsch hört man in dieser Gegend kaum.

Laura Zimmermann schielt immer wieder mal auf ihr Smartphone, während sie in ihrem Eis herumstochert. Nein, hier zu leben, das

## Wenn sie etwas mit Dürrenmatt verband, dann das Fernweh, der Drang nach Ausbruch.

wäre für sie definitiv keine Option mehr, war es im Grunde genommen nie. Ist es das «Unbehagen im Kleinstaat» (Karl Schmid), jenes unheilbare helvetische Malaise, das von Conrad Ferdinand Meyer über Spitteler bis Frisch und Bichsel schon manch einen kritischen Geist quälte? Man erwartet Besonderes von der Schweiz, aber man möchte sich auch nicht als etwas Besonderes aufspielen; man ist froh, von den schlimmsten Katastrophen verschont geblieben zu sein, und doch schämt man sich auch ein wenig dafür. War es denn nicht eher der Lohn für Mutlosigkeit, Mittelmass und Opportunismus? Auf jeden Fall nichts Heldhaftes.

Laura Zimmermann zuckt mit den Schultern. Wer jung ist und etwas bewegen möchte,

hat es schwer in diesem Land, das für alle Eventualitäten längst vorgesorgt hat. Und wenn man den Blick über die herausgeputzte Landschaft schweifen lässt, kann man schon auf den Mani-Matter-Blues kommen: «Nei säget sölle mir vo nüt meh andrem tröime / Als sälber einisch z wärde wi di bess're Here, wo / E Swimmingpool im Garte hei und uf Safari / Göh, solange si no ke Härzinfarkt hei übercho / Solang si mit em Merz no i ke Boum sy gfare / Isch das der Ändpunkt vo'r Entwicklig vo füftuusig Jahre.»

Blochers Abwahl im Herbst 2007 hatte Laura Zimmermann im Berner «Gymmer» live mitverfolgt und ausgelassen gefeiert. Das nächste Schlüsselerlebnis sei der 29. November 2009 gewesen. Da gab es für sie nichts mehr zu lachen. Laura Zimmermann war eben achtzehn Jahre alt geworden. Zum ersten Mal durfte sie abstimmen, als die Minarettinitiative angenommen wurde, im Kanton Bern mit einer Zustimmung von über 60 Prozent, in Konolfingen war die Zustimmung noch höher. Das Verdikt traf sie im Innersten. Güllen!

## Einsamer Freisinn

Politik war immer ein Thema gewesen im Hause Zimmermann. Ihre Mutter, Kindergärtnerin und Hausfrau von Beruf, geborene Metzler, stammt aus einer alteingesessenen Konolfinger Familie. Lauras Vater, ein Notar, war zugewandert, doch er mischte leidenschaftlich in der Dorfpolitik mit. Während dreier Jahre war Adrian Zimmermann als Gemeinderat (Finanzen) tätig, bis er 2007 nach einem Streit um Budgetfragen sein Amt über Nacht niederlegte. Später präsierte er die freisinnige Ortspartei. Sie hat sich inzwischen aufgelöst.

Der Freisinn hatte schon immer einen schweren Stand gehabt in Konolfingen. Anders als sein Vorgänger hatte Adrian Zimmermann ein distanzierendes Verhältnis zur SVP, die traditionell eine führende Rolle spielte. Er wurde dem ökoliberalen Flügel der FDP zugeordnet. Unter seiner Leitung kam es bei den Gemeinderatswahlen 2009 zu einem Schulterchluss mit EVP und SP gegen den Kandidaten der SVP, welche durch die Abspaltung der BDP (in Konolfingen allerdings nur vorübergehend) geschwächt war. Einige sollen ihm das übelgenommen haben.

Als Laura Zimmermann 1991 geboren wurde, war eben der Kalte Krieg zu Ende gegangen, stritt man sich in der Schweiz darüber, ob



*Schlagfertig nimmt sie den Ball auf, wenn er sich anbietet: Naturtalent Zimmermann.*



das 700-Jahr-Jubiläum der Eidgenossenschaft überhaupt gefeiert werden sollte oder sie sich nicht besser gleich «in der EU auflösen sollte wie ein Stück Zucker im Tee» (Dürrenmatt). Ein Jahr später schickte das Stimmvolk den EWR bachab. Laura Zimmermann bekam die tektonischen Verwerfungen, die seither die Schweizer Parteilandschaft durchrütteln, gleichsam mit der Muttermilch eingeflösst. Doch die Dorfpolitik interessierte sie nie wirklich. Sie dachte schon immer in grösseren Dimensionen.

Der nächste Tiefschlag war die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative im Februar 2014. Es war die Geburtsstunde von Operation Libero: Eine Gruppe von jungen Studenten raufte sich spontan zusammen, um dem nationalkonservativen Trend etwas entgegenzusetzen. Laura Zimmermann gehörte zu diesem Kreis, zuerst aber eher passiv. Nach dem aus ihrer Sicht katastrophalen Volksentscheid beschloss sie, ihr Jus-Studium in Frankreich zu beenden, jetzt erst recht, mit Schwerpunkt auf dem internationalen Recht, an der Université Paris Descartes. Die Gründung von Operation Libero im Oktober 2014 begleitete sie aus der Ferne, aus dem selbstgewählten Exil.

### Mentorin Helen Keller

Operation Libero war eine Studentengruppe unter vielen, bis die Durchsetzungsinitiative der SVP den Verein im Februar 2016 überraschend ins Rampenlicht katapultierte. Das Volksbegehren, welches einen automatischen Landesverweis für straffällige Ausländer unbesehen aller Umstände vorsah, rüttelte an fundamentalen rechtsstaatlichen Prinzipien und wurde von sämtlichen namhaften Parteien abgelehnt, ausser eben der SVP (wobei nicht einmal in der Volkspartei Einigkeit herrschte). Trotzdem warf sich kein Politiker so richtig in den Abstimmungskampf gegen die vermeintlich populäre Vorlage. Operation Libero sprang in dieses Vakuum – und ging als strahlende Siegerin aus dem Kampf hervor. Mit Ausnahme von dreieinhalb Ständen verwarfen alle Kantone die Vorlage, und zwar deutlich, mit insgesamt 58,9 Prozent Nein-Stimmen.

Laura Zimmermann, inzwischen mit dem Master-Abschluss in der Tasche, kam gerade rechtzeitig von einem Indientripp zurück, um den Triumph mit ihren Kommilitonen zu feiern. Flavia Kleiner war zu jenem Zeitpunkt das unbestrittene Gesicht von Operation Libero. Sie setzte der Bewegung ihren Stempel auf: jung, elegant, dynamisch, gebildet, weltoffen, progressiv, aber parteipolitisch ungebunden, weder links noch rechts. Zimmermann, die im gleichen Jahr das Co-Präsidium der Gruppe übernahm, stand in Kleiners Schatten. Doch im Stillen bereitete sich die frischgebackene Juristin zielstrebig auf die anstehenden Abstimmungskämpfe vor. Wichtige Plebiszite standen bevor, die zu einem

guten Teil ihr Fachgebiet betrafen: das internationale Recht.

Gleichzeitig bewirbt sich Zimmermann mit Erfolg für eine Assistenzstelle bei Professorin Helen Keller an der Universität Zürich. Helen Keller, die auch als Richterin beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) waltet, gilt als glühende Verfechterin internationaler Pakte und Institutionen. Nach Kellers Ansicht erfüllt der Strassburger Gerichtshof zumindest teilweise die Funktion eines Verfassungsgerichts, welches es im Schweizer System nicht gibt und das ihrer Meinung nach die Politik im Zaum halten sollte. Gleich neben Kellers Büro an der Universität Zürich befindet sich jenes ihres wichtigsten Gegenspielers, Rechtsprofessor und SVP-Nationalrat Hans-Ueli Vogt. Vogt war der Vater der Selbstbestimmungsinitiative, die dem Einfluss internationaler Gerichte auf die Schweizer Politik und Rechtsprechung Einhalt gebieten will.

Helen Keller hat mit Assistenten eine Reihe von Rechtsschriften verfasst – die *Weltwoche* bezeichnet diese als «Kampfschriften» –, welche Vogts Volksbegehren frontal angreifen. Laura Zimmermann war an dieser Aktion nicht direkt beteiligt. Doch Kellers Lehrstuhl ist gleichsam das Labor, in dem sie sich für ihren wichtigsten Abstimmungskampf in Form bringt: die Selbstbestimmungsinitiative. Systematisch bereitet sie sich auch auf Medienauftritte und Öffentlichkeitsarbeit vor. Schon 2016 hatte sie die Kampagne für die Asylgesetzrevision geleitet. Ein Jahr später gab sie ihren ersten Auftritt im SRF-«Club». Das Ge-

---

### Im Stillen bereitete sich die frischgebackene Juristin zielstrebig auf die Abstimmungskämpfe vor.

---

spräch drehte sich um Religion und Spiritualität, nichts Dramatisches. Doch für die erst 26-jährige Bernerin war es eine erste Erfahrung mit der Kamera.

Im Januar 2018 folgt die Feuertaufe in der Arena: «No Billag». Mit einer schrillen und aggressiven Kampagne («Nein zum Anschlag auf die Demokratie») hat sich Operation Libero für den öffentlichen Rundfunk in Position gebracht. Laura Zimmermann darf in der SRF-«Arena» nur aus der zweiten Reihe mitreden, eine schwierige Position mit flüchtiger Bildschirmpräsenz. Doch sie bringt sich geschickt ein, nutzt jede Sekunde voll aus und platziert ein eloquentes Plädoyer für SRF als «Dorfplatz der Nation».

### Konzilianz und Angriff

Einiges wirkte einstudiert, und das war es zum Teil auch. Zimmermann hatte für ihren Auftritt hart trainiert. Mit Kissen simulierten Kollegen die Kamera, trieben sie mit kritischen Einwänden in die Enge. Doch alles lässt sich

nicht planen. Und hier kam ihr Talent zur Geltung. Schlagfertig nimmt sie den Ball auf, wenn er sich anbietet, mit bemerkenswerter Wendigkeit pendelt sie zwischen Konzilianz und Angriff, weicht Fallen geschickt aus, bringt die Dinge mit einfachen und einprägsamen Worten auf den Punkt. Und nicht zuletzt verschaffte ihr der Einsatz gegen «No Billag» auch einen direkten Zugang zur eidgenössischen Kulturszene, die sich unisono für den öffentlichen Rundfunk ins Zeug warf.

Im Oktober 2018 steht Zimmermann endlich im Zentrum der «Arena»: die Selbstbestimmungsinitiative. An ihrer Seite bekämpft Nationalrat Beat Walti (FDP, ZH) die Vorlage, auf der Gegenseite stehen Albert Rösti (SVP, BE) und Camille Lothe (JSVP, ZH) im Ring. Es ist nicht der furiose Auftritt, den man vielleicht erwartet hätte, Zimmermann wirkt streckenweise verkrampft, oberlehrerhaft. Doch das mag auch an der Materie liegen. Niemand brilliert wirklich in dieser Arena. Es ist schwierig, über hochkomplexe und teilweise auch staatsphilosophische Rechtsfragen zu diskutieren, deren Tragweite und Auswirkungen auf das tägliche Leben schwer abzuschätzen sind.

Was für Zimmermann am Ende zählt: Mit lediglich 33 Prozent Ja-Stimmen – nicht einmal der Kanton Tessin stimmte der Vorlage zu – erlitt die SVP eine dröhnende Niederlage, einmal mehr. Der Erfolg der Volkspartei schien definitiv gebrochen. Und Laura Zimmermann konnte sich nun getrost zur Schweizer Polit-Prominenz zählen. Drei Mal schaffte sie es seither ins Zentrum der «Arena». Politologe Michael Hermann geriet ob ihrem «Naturtalent» richtiggehend ins Schwärmen, der *Tages-Anzeiger* jubelte Zimmermann auf Platz zwölf der «Schweizer Persönlichkeiten 2018» hoch. Zugleich wurde bekannt, dass Laura Zimmermann ihre Doktorarbeit bei Helen Keller geschmissen hatte. *Mission accomplished*. David Schärer, ein langjähriges Vorstandsmitglied bei Operation Libero, hatte sie in seine Werbeagentur Rod geholt. Mit 27 Jahren stand sie auf einem Podest, von dem die meisten Politiker ein Leben lang nur träumen können.

### Trauma Masseneinwanderungsinitiative

Seit dem letzten Frühling, als Flavia Kleiner ihren Rückzug in die zweite Reihe bekanntgab, steht Laura Zimmermann fast allein auf diesem Podest. Der neue Co-Präsident, der Gender-Gelehrte Stefan Manser-Egli (Manser ist selbstverständlich der Name seiner Ehefrau), kann ihr das Wasser in staatspolitischen Fragen bei weitem nicht reichen. Und schon steht im kommenden Herbst der nächste grosse Abstimmungskampf ins Haus, bei dem Operation Libero gemäss allen Umfragen den nächsten Kantersieg einfahren wird: die Begrenzungsinitiative. Die Chancen stehen gut,



«Jä nu, dann wäre es eine schöne Erinnerung»: Laura Zimmermann, Operation Libero.

dass die Liberos das Trauma der Masseneinwanderungsinitiative hinter sich lassen können.

Doch der Erfolg hat etwas Trügerisches. Die Liberos hatten stets das politische und intellektuelle Establishment auf ihrer Seite. Sie haben wohl gewonnen, aber eben bloss mit gewonnen, ohne je eine eigene Initiative auf die Beine gebracht zu haben. Operation Libero

wurde gefeiert als «Albtraum der SVP», als Stimme der Vernunft, wobei man gnädig übersah, dass sich ihre schrillen Plakate und Kampagnen derselben Brachialmethoden bedienen wie ihr Lieblingsgegner. Kein Mensch weiss, wie viel vom Erfolg tatsächlich auf das Konto der universitären Jungspunde geht. Bei der Begrenzungsinitiative, die von einer breiten Front hart bekämpft wird, werden ihnen

die etablierten Parteien das Feld nicht mehr überlassen. Operation Libero wird hier nur ein Mitläufer unter vielen sein.

Laura Zimmermann zieht an ihrer Zigarette (sie ist eine Genussraucherin, aber zwischendurch muss sie auch mal), verzieht ihren Mund. Ja, sie weiss, es ging alles ziemlich schnell, vielleicht zu *gleittig*. Sicher, sie hat hart

---

«Der Freisinn wäre mein Hafen, doch es liegt mir fern, irgendeiner Partei beizutreten.»

---

gearbeitet, aber vieles, die ganze Ochsentour, blieb ihr erspart. Wer jung, klug, schlagfertig und weiblich gegen die SVP-Alten antritt, rennt bei den meisten Journalisten offene Türen ein. Das ist geschenkt. Doch hat die Bewegung auch etwas zu bieten ausser «Alle gegen die SVP» – etwas Eigenes, etwas Konstruktives?

Das sei eine grosse Frage, die auch intern heftig diskutiert werde, räumt Laura Zimmermann unumwunden ein. Ein Thema wären etwa Fragen des Bürgerrechts oder der Digitalisierung. Ob sich damit hierzulande die Massen mobilisieren und Abstimmungen gewinnen lassen, erscheint indes fraglich. Es sei nie das Ziel gewesen, hält sie dem entgegen, Operation Libero zu einer politischen Partei zu machen.

### Im Ungefähren

Wo steht Zimmermann politisch? Trump, Bolsonaro, Salvini und Co. findet sie fürchterlich, Elektromobile zukunftssträngig und Atomkraftwerke unsympathisch. Doch auch das ist irgendwie geschenkt. Bei konkreten Fragen, etwa zur Maskenpflicht oder zu Geschlechterquoten, wird es schon schwieriger, ihr eine verbindliche Position zu entlocken. Auch bezüglich ihrer Parteipräferenzen bleibt sie im Ungefähren: «Der Freisinn wäre mein politischer Hafen, doch es liegt mir fern, irgendeiner Partei beizutreten.» Zwar sei ihr bewusst, dass politische Parteien für eine funktionierende Demokratie unerlässlich sind. Doch Parteipolitik sei einfach nicht ihr Ding.

Und wenn das nun der Höhepunkt ihrer politischen Karriere gewesen wäre? Wenn sie morgen wieder von den Bildschirmen verschwände und in Vergessenheit geriete? Laura Zimmermann lacht: «Jä nu, dann wäre es eine schöne Erinnerung.» Sie hänge nicht an ihrer Prominenz. Keiner sei frei von Narzissmus, auch sie nicht, doch sie habe sich stets für die Sache eingesetzt, «wenn ich es für richtig und nötig erachte». Tatsächlich hinterliess Zimmermann allen Huldigungen zum Trotz nie den Eindruck, dass sie den Boden unter den Füßen verloren hätte. Gut möglich, dass ihr die Wurzeln im ländlichen Konolfingen dabei halfen. ○



# Flug zweier Helden

Sie waren entfernte Cousins, kamen aus dem basel-landschaftlichen Zeglingen, trugen denselben Namen und wurden in den USA zu Unsterblichen.

Von Michael Bahnerth

Irgendwann holt sich der Tod auch jene, die schon zu Lebzeiten als unsterblich galten. All die Individuen, die aus dem Dunst des Unauffälligen emporgestiegen sind in diesen Olymp, in dem sich die für ewig tummeln, deren Wirken einen unauslöschlichen Abdruck im Weltenlauf hinterliess. Es sind die lauten und stillen Helden der Menschheitsgeschichte, die Leuchttürme im stürmischen Meer der Zeiten.

Kein anderes Land der Welt pflegt einen solch ausufernden Heldenkult wie die USA. Der American hero ist ein Stützpfeiler der amerikanischen Nation, der Gründungsmythos des Landes beruht auf ihm – diese Unterwerfung des Wilden Westens durch unerschrockene Siedler, der Sieg in zwei Weltkriegen durch die Taten amerikanischer Soldaten, die Eroberung des Weltraums. Seinem andauernden Kampf gegen das eingebilddete Böse und das formulierte Gute.

## Schwarz-weiss und doch golden

Der amerikanische Held ist das Alibi einer Nation, die sich für eine auserwählte hält, eine, die vitaler, überlebenstauglicher, glorreicher und grösser ist als andere. Oder er war es 200, 300 Jahre lang. Inzwischen ist der konventionelle amerikanische Held ein Auslaufmodell, seine Blütezeit vorbei, und er existiert immer mehr nur noch auf dem Friedhof der Geschichte. Die neuen Helden dieser Tage sind die Opfer der unmittelbaren Gegenwart; George Floyd etwa.

Zwei von diesen Helden aus der schwarz-weissen und doch goldenen Epoche der USA hiessen Rickenbacher, Eddie und Adolph. Sie waren entfernte Cousins, ihre Väter stammten aus demselben Dorf, aus dem kleinen Zeglingen im Baselland. Es sind zwei fantastische Geschichten von zwei Schweizern, die der Enge ihrer Heimat den Rücken gekehrt hatten und in der Weite Amerikas jeder auf seine Art zu Unsterblichen wurden.

In der Schweiz wäre ihnen das wohl nicht gelungen. Die Schweiz bringt keine grossen Helden hervor seit Wilhelm Tell, und vielleicht ist das auch gut so, dieses Miniatur-Heldentum im Unaufgeregten, weil es vor Überheblichkeit bewahrt. Wahrscheinlich ist die Schweiz zu ängstlich für jenes Grosse, das als Meilenstein in die Geschichte der Menschheit eingeht. Und Heldentum braucht einen Nährboden, braucht Fähnrisse, brüllende Ungerechtigkeit, Hunger und Durst und Sehnsucht auch, aber all das ist nicht unser, und so

schlummert im einen oder andern zwar ein Held, der aber eine andere Umgebung braucht, um sich zu entpuppen.

Die Geschichten von Eddie und Adolph beginnen unterschiedlich und nicht zur selben Zeit, aber am selben Ort; Columbus, Ohio. Eddie wurde dort geboren, im Oktober 1890, kurz nachdem seine Eltern Zeglingen verlassen und Columbus erreicht hatten. Eddie durchlebte eine Jugend, die in Zeglingen undenkbar gewesen wäre; mit fünf Jahren fing er an zu rauchen, er war Anführer einer kleinen Gang. Als er acht war, führte er die Gang in eine Kiesgrube, klatzte dort eine Transportkarre und fuhr damit gegen einen Kieswall. Die Karre flog auf ihn drauf und hätte ihn beinahe getötet. Es war das erste Mal, dass Eddie dem Tod von der Schippe sprang, etwas, das ihm, wie er selbst sagte, danach noch 135-mal gelungen sei. Später galt er als der «glücklichste Mann der Welt».

Sein Vater, ein Bauarbeiter, starb, als er zwölf war, Schädelbruch; ein Baustellenunfall, sagen die einen, eine Streiterei, bei der er Prügel bezog, sagen andere. Es war der Tag, als Eddie von einem Kind voller Flausen zu einem seriösen jungen Mann wurde. Er war das dritte von acht Kindern, aber das fähigste, und er wurde zum männlichen Oberhaupt der Familie, verliess die Schule und hielt sich und die andern mit einer Handvoll Gelegenheitsjobs über Wasser. Einmal die Woche ging er auf den Friedhof und reinigte den Grabstein des Vaters, von dem er eines gelernt hatte: Nie, nie etwas aufschieben.

## 26 deutsche Flugzeuge abgeschossen

Eddie mochte Motoren, vielleicht, weil er selbst funktionierte wie eine Maschine. Er liess sich zum Automechaniker ausbilden, fuhr die Kisten selber und so schnell und vor allem ohne Rücksicht auf das Leben, dass er als Rennfahrer in einem Team anheuern konnte. 1914 soll er mit 134 Meilen die Stunde der schnellste Mann der Welt in einem Auto gewesen sein,

aber das ist nur eine weitere Legende eines legendären Lebens. Er nannte sich jetzt Rickenbacker. Als die USA 1917 in den Weltkrieg eintraten, wollte Eddie dahin, als Flieger, aber er war mit 27 Jahren um zwei Jahre zu alt dafür und hatte zu wenig Schulabschlüsse. Aber er war ein bekannter Rennfahrer, also nahm man



Von Ehrung zu Ehrung: Eddie Rickenbacker.

ihn beim Militär als Fahrer. Eddie, schon wieder eine Legende, soll General Pershing, den Oberbefehlshaber der US-Streitkräfte in Europa, gefahren haben.

Tatsächlich war er der Chauffeur des späteren Generals und Vaters der US Air Force, des damaligen Colonels Billy Mitchell. Er fuhr Mitchell so lange in den Hintern, bis dieser ihn trotz allem die siebzehntägige Ausbildung zum Piloten machen liess. Am Ende des Kriegs war Eddie ein Held, hatte 26 deutsche Flugzeuge abgeschossen, so viele wie sonst keiner. Er hatte etwa gleich viele Abstürze, aber kam immer davon. Er war das Ass der Fliegerasse, ein Held, bekam in New York eine eigene Konfettiparade, aber ihm war nicht zum Feiern zu-

mute. Eddie wusste, wie schnell ein Absturz sein konnte vom «hero to zero».

Als Eddie 1918 gefeiert, von Ehrung zu Ehrung und von einem Cocktailempfang zum andern gereicht wurde, kam Adolph Rickenbacher in Columbus an. So allein, wie man nur sein kann. Die Musik, die er in sich trug, war ein ganzes Requiem. Seine Eltern waren beide gestorben, und so stand er, ein Mann allein, in Columbus; weshalb, ist nicht klar, vielleicht wollte er seinen entfernten Cousin treffen, der auf grossen Schwingen durch das Land flog. Das Einzige, was er in Columbus tat, war, unverzüglich seinen Namen in Rickenbacher umschreiben zu lassen, vermutlich in der Hoffnung, etwas von Eddies Flughöhe abzu-

Adolph hatte unter der Sonne Kaliforniens eine Firma gegründet, die Rickenbacher Manufacturing Company, nichts Grossartiges, sie stellte Metall- und Bakelit-Bauteile her, die unter anderem für die Herstellung von Resonatorgitarren gebraucht wurden, einer Art Vorläuferinnen der elektrischen Gitarren. Man weiss nicht, wie das Geschäft lief, aber Adolph hatte Glück mit seinem Nachbarn, der den Blues hatte; George Beauchamp. Beauchamp tüftelte an der Herstellung einer elektrischen Gitarre, verhedderte sich aber. Es ist nicht überlie-

fert, wann und wo sich die beiden über den Weg liefen, aber ihr Aufeinandertreffen rettete beide. 1931 brachten sie die erste verstärkbare Hawaiiitarre auf den Markt, die sogenannte Rickenbacher-Bratpfanne, die Frying Pan. Zwanzig Jahre lang produzierten sie dieses Instrument, dann kam der Rock 'n' Roll.

Eddie war inzwischen auch Verkaufschef von General Motors (GM) und pflasterte amerikanische Strassen mit Cadillacs. Er brachte das Management des Autoherstellers dazu, die Transportflugzeuggesellschaft Eastern Air Lines zu kaufen, die er leitete und 1938 für 3,5 Millionen Dollar von GM abkaufte. Eddie war jetzt Besitzer einer Airline und transportierte Post zwischen New York und Miami. Als Chef war er mehr Bünzli denn amerikanischer Held. Nach einem Arbeitstag ging er nachts durch die Büros und löschte das Licht, um Geld zu sparen. Spesen über fünfzig Dollar mussten von ihm persönlich signiert werden. Frauen

stellte er keine ein, auch nicht, als die Airline begann, Passagiere zu befördern. Fliegen, alles am Fliegen, sagte er, sei Männersache, und Männer könnten nicht schwanger werden und der Firma so abhanden kommen.

Adolphs und George Beauchamps Firma Electro String hatte einen guten Swing. Es war nicht die ganz grosse Komposition, aber ein solider Song. Am 20. März 1941 starb Beauchamp beim Hochseefischen an einem Herzinfarkt, Adolph war jetzt Solist.

### Sie überlebten, irgendwie

Einen Monat zuvor war Eddie in einer DC-3 nahe Atlanta abgestürzt. Die Zeitungen berichteten schon, er sei tot, aber er sah nur so

aus. Zehn Tage lang flog sein Leben im Grenzbereich des Todes, er war dem Himmel näher als der Erde. Ein Jahr lang war er ausser Gefecht, dann war er wieder der alte Eddie, ausser dass er ein wenig hinkte, und draussen war der Zweite Weltkrieg, Eddie 51 Jahre alt, und die Flugzeuge seiner Flotte wurden von der Regierung konfisziert. Eddie war arbeitslos, nicht lange, das Militär stellte ihn als Berater ein, er sollte die Luftwaffenstützpunkte der US-Streitkräfte besuchen und auf Vordermann bringen.



Beatle George Harrison mit einer Rickenbacher.

Und dann wurde Eddie wirklich zum grossen Unzerstörbaren. Es war im Oktober 1942, im Pazifik sollte Eddie in geheimer Mission Stützpunkte besuchen und General MacArthur eine persönliche Botschaft von Präsident Roosevelt überbringen. Er sass, zusammen mit acht Soldaten, in einer Boeing B-17 von Honolulu nach Kanton. Sie verflogen sich, landeten die Maschine auf dem Meer, stiegen in Rettungsboote und trieben 22 Tage auf dem Ozean, jeden Tag etwas lebloser, und es war im Grunde nur die Frage, ob sie verdursteten oder zuvor oder danach von Haien gefressen würden.

Sie überlebten, irgendwie, es war Eddies Verdienst. Jeden, der über Bord springen wollte, um erlöst zu werden von seinem Leid, hielt er zurück und stauchte ihn zusammen, er liess die Männer beten und sie glauben, dass Gott mit ihm, Eddie, noch etwas vorhätte und ihn nicht hier im Pazifik sterben lassen würde, sie also auch nicht, weil: Sie seien ein Team. Eddie starb viel später, 1973 in Zürich, ein Verwandter aus Zeglingen, der Architekt, Basler Städtebauer und Ballonfahrer Fritz Rickenbacher, hatte ihn eingeladen. Kaum war sein Herz wieder in der Heimat, hörte es auf zu schlagen.

Adolph verkaufte seine Gitarrenfirma 1953, er war 66 Jahre alt. Ein Jahrzehnt später waren seine Gitarren der Sound des Rock 'n' Roll, man nannte ihn den Rickenbacher-Sound. John Lennon war einer der Ersten, der eine Rickenbacher spielte, und der Song «A Hard Day's Night» würde ohne Rickenbacher-Gitarre nicht so viel hermachen. Später revolutionierte die Rickenbacher-Bassgitarre die Klangwelt des Pop und gab ihm seinen Rhythmus. Die Bassline von «Another Brick in the Wall» von Pink Floyd ist der Sound einer Rickenbacher. Die Rickenbacher war das Werkzeug, das aus Musikern Helden werden liess.

Adolph starb 1976, in dem Jahr, in dem Sex, Drugs and Rock 'n' Roll ihren Höhepunkt hatten, in Los Angeles, drei Jahre nach Eddie. Sie liegen beide, der laute und der stille Held, wie lebendig auf dem Friedhof der Unsterblichen. ○



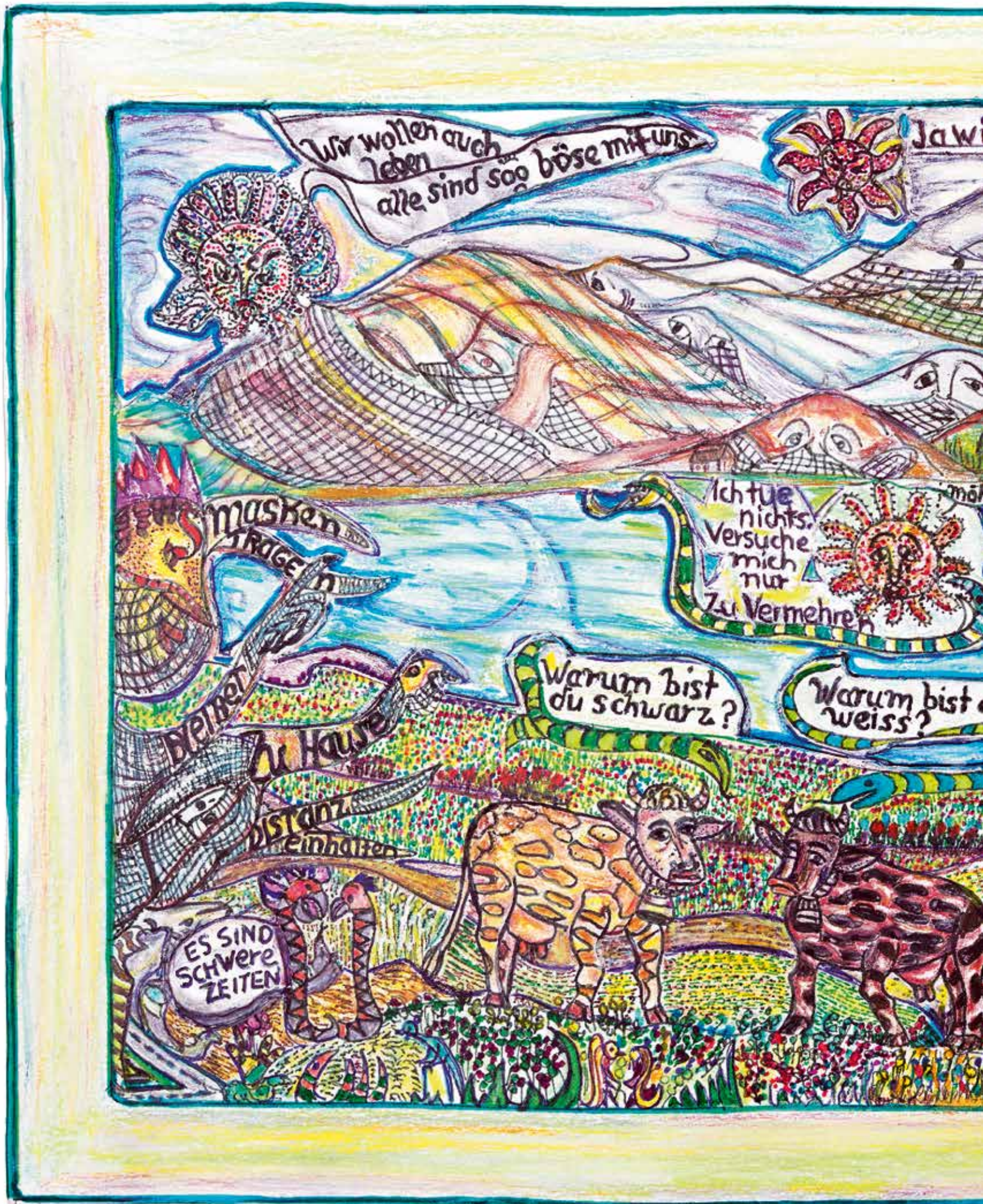
Plötzlich Solist: Adolph Rickenbacher.

bekommen. Und dann machte er sich auf und davon nach Los Angeles, wo er in der Namenlosigkeit verschwand.

Eddies Triumphflug durch das Land war vorbei, und er war wieder auf dem Boden, gründete eine Automanufaktur, die Rickenbacher Motor Company. Er heiratete Adelaide Frost Durant. Die Ehe lief gut, sie bekamen zwei Kinder, mit dem Autogeschäft vollführte er 1927 eine

250 000 Dollar teure Bruchlandung, aber das schien ihn, «the luckiest man alive», nicht weiter zu irritieren. Er fand einen Freund, der ihm das Geld lieh und ihm einen Kredit gab. Mit dem Geld kaufte er sich die Mehrheitsanteile der Rennstrecke von Indianapolis.





Im Bann geltungssüchtiger Corona-Sonnen – ein Volk im verordneten Wahnsinn: «Maskerade», Ruth Dürrenmatt jüngstes Gemälde.



## «Chasch o male?»

Von Urs Gehrig

Gezeichnet hat sie immer. «Chouffet dr Ruthle Farbe u Papier», sagte die Mutter jeweils, wenn es auf Weihnachten oder den Geburtstag zuing. Wenn der Vater Schriftsteller, Schauspieler, Maler zu Gast hatte, schlich Ruth zu ihm ins Arbeitszimmer. Vertieft in ihre eigene Zeichnung, beobachtete sie, wie die Grossen untereinander wetteiferten.

«Einmal kam der Varlin zu mir rüber», erinnert sich Ruth Dürrenmatt. «Chasch o male?», fragte der begnadete Kunstmaler die kleine Ruth, ihr Werk inspizierend. Mit aufgerissenen Augen rief er Vater Dürrenmatt und dessen erlauchter Runde zu: «Schaut mal, was die da macht! Ihr seid Möchtegerne, das hier ist eine geborene Malerin. Die macht es richtig.» Gezeichnet hat sie immer, und mit Talent. Bloss hat die Welt nichts davon erfahren. Erst jetzt, als das Coronavirus um sich griff und man die Menschen unter Hausarrest setzte, machte ihr Name die Runde. Ruth ging auf die Strasse, protestierte gegen das «Corona-Regime», Medien berichteten über die rebellische Tochter Dürrenmatts.

Warum hat sie ihr Talent nicht früher öffentlich gemacht? «Ich hatte einfach das Gefühl, man lache mich aus», sagt sie. Von klein auf hatte man Ruthli gehänselt. Sie hat eine schwere

Lange hat sie sich  
im Schatten des Vaters versteckt.  
Tempi passati.

Legasthenie. Man wies sie in eine Sonderschule ein. «Ich glaubte selbst, ich sei dumm.»

Mit unbändigem Willen und sturem Kopf setzte sie sich gegen alle Widrigkeiten durch. Ausbildung zur Opernsängerin in Stuttgart und München. Grafikstudium in Florida. Es folgten zwei Jahrzehnte in Amerika. Daraufstilles Schaffen im Berner Länggassquartier. Mit ungestümer Fantasie geht sie bis heute ans Werk. «Maskerade» nennt sie ihr jüngstes Gemälde, das sie für die *Weltwoche* gemalt hat: die Schweiz in Momentaufnahme, zur maskierten Farce entstellt, bevormundet vom Bundesrat, im Bann geltungssüchtiger Corona-Sonnen – ein Volk im verordneten Wahnsinn.

Gemalt hat Ruth Dürrenmatt immer. Lange hat sie sich im Schatten des Vaters versteckt. Tempi passati. Nächstes Jahr hat ihre Doppelkomposition «Luzifers Tanz» und «Bienensinfonie», an der sie fleissig arbeitet, an den Musikfesttagen Wallisellen Premiere – sofern ihr Corona und der Bundesrat keinen Strich durch das Projekt machen. Aber den Mund verbieten lässt sie sich nicht mehr.





# «Wir müssen uns auf unsere Stärken besinnen»

Neun Jahre lang steuerte der Tessiner Sergio Ermotti erfolgreich die Grossbank UBS. Bald tritt er ab. Hier nimmt der Konzernchef Stellung zur Lage der Nation, zu Europa und zu Wirtschaftsfragen. Auf keinen Fall dürfe die Schweiz ihre bewunderte Neutralität aufgeben. *Von Roger Köppel und Beat Gygi*

Die Universalbank UBS hat als wichtiger Pfeiler des Finanzplatzes einen jahrelangen Umbau durchgezogen und in der Corona-Krise gezeigt, dass sie an Widerstandskraft gewonnen hat. Sie reagierte rasch auf die neue Situation, und die Geschäftszahlen des zweiten Quartals übertrafen die Markterwartungen. Auch wenn das Regulierungskorsett kaum viel Wachstum zulässt, sind Schweizer Grossbanken immer noch eine Weltmarke, und als CEO der UBS ist der Tessiner Sergio Ermotti ein herausragender Vertreter des Swiss Banking. Er führt das Unternehmen seit 2011 und wird im November den CEO-Posten an den Niederländer Ralph Hamers übergeben. Wir treffen Ermotti am Hauptsitz in Zürich im Hauptgebäude, wo er gut gelaunt und debattierfreudig darlegt, was er über die Bank, die Märkte, die Politik und die Schweiz denkt.

**Herr Ermotti, es geht auf den 1. August zu. Dürften Sie eine Rede halten, was wäre Ihre wichtigste Botschaft an die Schweiz?**

Es ist ein sehr spezieller 1. August. Er fällt mitten in eine Krise, wie sie unsere Generation noch nicht erlebt hat. Diese Krise zwingt uns, noch schneller Antworten zu finden auf Fragen, die sich seit einiger Zeit schon stellen. Meine Botschaft ist: Die Schweiz ist, relativ gesehen, gut aufgestellt. Die Pfeiler sind stabil. Das Zusammenspiel zwischen Wirtschaft, Politik und Bevölkerung funktioniert gut. Alle Kräfte haben dazu beigetragen, dass wir während Corona eine starke Leistung gezeigt haben. Aber – und das ist der Punkt – wir dürfen diese Leistung nicht überschätzen. Es gibt Handlungsbedarf.

**Bleiben wir noch bei Corona: Ist die Pandemie der Buschbrand, der die alte Wirtschaft zerstört und die digitale Welt jetzt fast brutal nach vorne bringt?**

Corona ist nicht das Feuer. Corona ist vielleicht ein Brandbeschleuniger. Niemand kann die Zukunft voraussagen, aber Corona hat bestätigt, dass unser Weg so falsch nicht ist. Die Digitalisierung ist beispielsweise bedeutend. Aber schon klar, für Geschäfte, denen es schon vorher schlechtging, ist es durch die Krise sicher nicht einfacher geworden.

**Was bedeutet das Feuer für eine UBS?**

**Steht die Grossbank noch, oder wird sie auch weggebrannt?**

Erstens sind wir nicht verbrannt worden. Im Gegenteil: UBS hat sich bis anhin gut geschlagen. Erinnern Sie sich an die letzten Krisen: Immer schlugen sie auf das Finanzsystem durch. Diesmal nicht. Die grossen internationalen Banken und Grossbanken in der Schweiz kommen bislang gut durch. Mehr noch: Sie sind Teil der Lösung, haben den Regierungen geholfen, die Corona-Erschütterungen abzufedern. Im Covid-Stützprogramm haben wir 3,2 Milliarden Franken an Krediten vergeben. Zusätzlich haben wir weitere 6 Milliarden Kredite in der Schweiz gesprochen, also doppelt so viel. Zweitens und noch wichtiger: Wir haben bei UBS bewiesen, dass die enormen Investitionen der letzten Jahre – etwa in die Technologie – uns nicht nur stabiler, sondern auch beweglicher, anpassungsfähiger gemacht haben. Wir haben nicht nur für unsere Aktionäre gute Resultate erzielt, sondern sind auch unseren Kunden beigestanden, gleichzeitig haben wir die Gesundheit unserer Mitarbeitenden an erste Stelle gesetzt.

**Werden Grossbanken auch in Zukunft eine Rolle spielen?**

Ja klar, und gerade Erfahrungen wie diese Krise bestätigen dies doch. Natürlich gibt es Fintech, Newcomer, aber die Grossbanken werden weiterhin instrumental bleiben. Und nebenbei: Der Fall Wirecard hat doch bewiesen, dass auch Newcomer grosse Probleme kreieren können, wenn sie für ihre Geschäfte nicht richtig reguliert sind.

**Zurück zur Schweiz, zurück zum 1. August: Was ist das grösste Problem der Schweiz?**

Leider – oder zum Glück – haben wir nicht ein Problem, auf das sich alle konzentrieren können. Was mir am meisten am Herzen liegt: Wir müssen von links bis rechts eine Einigung finden über unsere Beziehung mit der Europäischen Union. Daran arbeiten, basteln wir schon zu lange. Wir können es uns nicht leisten, für die nächsten fünf bis zehn Jahre über Europa zu reden, unsere Zeit damit zu verträdeln.

**Sind Sie für das institutionelle Rahmenabkommen?**

In der heutigen Form? Nein, weil es keine Mehrheit finden würde. Ich bin für ein Rahmenabkommen, aber nur für eines, das von einer deutlichen Mehrheit unserer Bevölke-

rung getragen wird. Mindestens zwei Drittel der Bevölkerung sollten sich damit identifizieren können.

**Sie sind seit knapp zehn Jahren Chef der UBS. Hat sich die Schweiz in diesem Zeitraum zum Guten oder zum Schlechten entwickelt?**

Weder noch. Es gab viel Stillstand, Treten an Ort. Die zunehmende Bürokratie und die steigende Staatsquote machen uns träge. Das beeinträchtigt die Wettbewerbsfähigkeit der Schweiz. Aber weil viele in Europa zurückgefallen sind, bilden wir uns ein, wir seien voraus oder gar besser. Das stimmt also nur bedingt. Unser Vorteil, der eigentlich ein Nachteil ist: Es gibt keinen Wettbewerb mehr in Europa. Und unter Blinden ist der Einäugige bekanntlich König. Asien oder die USA zeigen viel mehr Dynamik. Die sollten natürlich auch unsere Referenzpunkte sein.

**Haben wir eine brauchbare Regierung in der Schweiz, was taugen unsere Parteien?**

Ich kann mich in keiner Partei wiedererkennen. Und die letzten zehn Jahre haben meine Einstellung vereinfacht: Ich kann mich noch viel weniger identifizieren mit den Parteien. Manchmal sehe ich gar keine Unterschiede mehr zwischen Bürgerlichen und Linken. Die Positionen gleichen sich an.

**Unheimlich ist vielen die Politik der Zentralbanken. Man reagiert auf jede Krise mit der Gelddruckmaschine. Höchst ungesund?**

Ja, vor allem weil niemand sagen kann, wo das endet. Niemand weiss, was die Konsequenzen dieser Geldblase sein werden. Problematisch ist das zunehmende Zusammenspiel zwischen den Regierungen und den Notenbanken. Sind wir in der Lage, einen sprunghaften Anstieg der Zinsen zu verhindern? Eine unkontrollierte Inflation könnte tatsächlich zu einem Flächenbrand führen.

**Kann, soll man Wirtschaftskrisen verhindern?**

Schon seit zwanzig Jahren scheint es so, dass man in Europa und den USA keine Rezession mehr zulassen will. Man kann oder will nicht mehr erklären, dass es mit der Wirtschaft auch mal abwärtsgehen kann. Arbeitslosigkeit und Rezessionen gehören nun mal zu einer freien Marktwirtschaft. Politiker wollen dies aber mit aller Kraft verhindern, weil sie fürchten, sonst nicht mehr gewählt zu werden.

**Man hat gesehen, dass es in der Vergangenheit immer gutgegangen ist.** >>>





«Kompromiss heisst nicht automatisch Qualität»: Manager Ermotti.



Ja, leider. Vor allem in Europa hat die Zentralbank den Staaten Geld gegeben, ohne dass die strukturellen Reformen erledigt worden wären. Ich bin durchaus dafür, dass Notenbanken beim Überbrücken helfen, aber das Geldverteilen, das Geld drucken darf nie die alleinige Lösung sein.

#### **Ist ein gigantischer Crash unvermeidbar?**

Weltweit haben wir schon ein Problem, keine Frage. Die Notenbanken sind mit ihren Stimulus-Paketen und Interventionen jetzt sogar dabei, Aktien oder Wertpapiere mit höheren Risiken zu kaufen. Das ist keine gute Entwicklung.

#### **Was empfehlen Sie dem einfachen Kunden, wie er sein Geld in dieser Welt des Geldwahnsinns absichern kann?**

Ich sage nichts Neues. Man muss diversifizieren, so breit wie möglich. Und man darf keine zu grossen Risiken eingehen. Wenn ein Schock kommt, kann die gigantische Liquidität, die heute in den Finanzmärkten ist, zumindest zeitweise einfrieren. Und meine Sorge ist: Je länger diese heutige Geldpolitik andauert mit Negativzinsen, Geld drucken und Rezessionsverhinderung, ohne dass sich die Staaten reformieren, desto schwieriger wird es, davon loszukommen. Aber eine Korrektur wird leider kommen müssen.

#### **Blicken wir auf die Welt. Es herrscht viel Unruhe. Trump, Putin, Bolsonaro, kalter Krieg mit China, Corona – was bedeutet diese Situation am Rande des Nervenzusammenbruchs für ein kleines Land wie die Schweiz?**

Wir werden zurückgeworfen auf unsere Stärken. Mit allen Vor- und Nachteilen unseres Systems stehen wir vergleichsweise gut da.

#### **Sie sind weltweit unterwegs als Vertreter einer Schweizer Grossbank: Was hören Sie?**

Der Respekt gegenüber der Schweiz als Land mit ihrer Volkswirtschaft und dem Finanzplatz ist sehr gross. Das hat sich in der Covid-Krise bestätigt. Die Art, wie wir mit den Banken der Wirtschaft geholfen haben, schnell und unkompliziert, hat viele beeindruckt. Das freut mich sehr.

#### **Alle gehen jetzt auf China los. Eben hat Grossbritannien Huawei rausgeworfen. Was muss die China-Strategie der Schweiz sein?**

Wir brauchen keine China-Strategie, wir müssen uns auf unsere eigenen Stärken besinnen, helfen, wo wir können, aber unter dem Radar bleiben. Genau das sollten wir auf keinen Fall verändern. Unsere Neutralität dürfen wir nicht aufs Spiel setzen.

#### **Der Druck aber wird grösser. Auch in der Schweiz mehren sich die Stimmen, der Bundesrat solle stärker zum internationalen Geschehen Stellung nehmen, gegen**

#### **China, gegen Trump. Von einem Einsitz im Uno-Sicherheitsrat ist die Rede. Eine Gefahr?**

Der Druck wird grösser, aber dem müssen wir widerstehen.

#### **Wie?**

Die Schweiz muss sich klarmachen, welche Grundprinzipien ihres Staates unverhandelbar sind und wo wir Kompromisse eingehen können. Die Neutralität, dass wir also mit allen Staaten auf dieser Welt korrekte Beziehungen haben und wirklich weltoffen sind, ist für mich unverhandelbar. Da sollten wir keine Kompromisse machen, auch wenn es uns kurzfristig Kosten und Schwierigkeiten bringt. Die Schweiz darf sich nicht erpressen lassen. Wir brauchen immer einen Plan B.

#### **Tatsache ist, dass wir unter Druck oft**

---

### **«Wenn alle den Kompromiss nur noch als Selbstzweck ansteuern, dann geht es bergab.»**

---

#### **nachgeben.**

Ja, aber nicht immer. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Gegenüber der EU im Börsenstreit hat die Schweiz hervorragend gekontert – mit einem cleveren Plan B des Bundesrats.

#### **Es heisst, der Kompromiss sei des Schweizer grösste Stärke. Einverstanden?**

Das schon. Aber ich beobachte in der Schweiz eine gewisse Selbstzufriedenheit. Zu oft höre ich: «Hier haben wir doch einen gut-eidgenössischen Kompromiss gefunden.» Wenn alle den Kompromiss nur noch als Selbstzweck ansteuern, dann geht es bergab. Wenn sich alles im Kompromiss auflöst, haben wir Nivellierung. Ich vermisse heute in der Schweiz eine Politik, die nicht per se Kompromisse anstrebt, sondern den Mut hat, das Richtige zu tun. Man klopft sich stattdessen gegenseitig auf die Schultern, man freut sich, auch wenn das Resultat schlecht ist. Man schliesst grossartige «Kompromisse» bei der Altersvorsorge, die dann die kommenden Generationen, die an dem «Kompromiss» gar nicht mitgewirkt haben, bezahlen dürfen. Kompromiss heisst nicht automatisch Qualität.

#### **Margaret Thatcher sagte: «Konsens ist das Gegenteil von Leadership.» Was sind für Sie weitere unverhandelbare Prinzipien der Schweiz?**

Der Föderalismus, die Unabhängigkeit der Kantone. Ich glaube, Europa hat nur eine gute Zukunft, wenn es sich nach einem föderalistischen Modell ausrichtet. Aber die EU geht ja genau in die Gegenrichtung.

#### **Direkte Demokratie?**

Ja, aber die heutige Form hat Schwächen. Die direkte Demokratie läuft Gefahr, ihre Bedeutung zu verlieren.

#### **Warum?**

Weil sie politisch missbraucht wird als Wahlkampfmaschine. Bei einigen Initiativen war es nicht klar, ob sie überhaupt verfassungskonform waren. Dennoch gelangten sie zur Abstimmung. Das wichtige Instrument der direkten Demokratie ist nie modernisiert worden. Ich wäre zum Beispiel dafür, die Zahl der Unterschriften zu erhöhen, denn die Bevölkerung und die Zahl der Stimmberechtigten sind ja auch gewachsen. Zudem ist es heute viel einfacher, Stimmen zu sammeln.

#### **Zauberformel?**

Ist okay, ja, keine schlechte Sache. Aber mich stört, wenn Parteien zu oft das Gegenteil von dem erzählen, was ihre Vertreter im Bundesrat sagen. Und ich finde, wir sollten einen Primus inter Pares im Bundesrat haben, vor allem, um ein Gesicht gegenüber unseren internationalen Partnern zu haben.

#### **Kommen wir auf den Finanzplatz: Als Sie UBS-Chef wurden, war das Ansehen der Grossbanken am Tiefpunkt. Warum haben Sie den Job überhaupt angenommen?**

Weil ich immer überzeugt war, dass diese Negativstimmung nur vorübergehend ist. Die Banken, die Grossbanken sind wichtig für die Schweiz. Wie wir jetzt auch in der Covid-Krise gezeigt haben.

#### **Sie sind ein Wettkampftyp, ein Siegertyp. In den letzten Jahren aber schrumpfte der Schweizer Finanzplatz, schrumpften die Grossbanken: Wie haben Sie das innerlich verkraftet?**

Ich musste es akzeptieren. Der Gegenwind war und ist noch gross. Weltweit gab es den Wunsch nach mehr Regulierung. In der Schweiz übertreiben wir mit unserem Musterschüler-Verhalten, etwa beim Thema *too big to fail*. Und ich sage das bewusst vor dem Hintergrund, dass ich bei UBS arbeite und meine zentrale Mission immer lautete: Niemals wieder wollen wir auch nur in die Nähe einer Staatsrettung kommen.

#### **War die Regulierung nur schlecht? Die Regulatoren sagen ja heute, dass die Krise nur so gut gemeistert wurde wegen der heutigen Regulierung?**

Nein, natürlich nicht, sie hat auch geholfen, und wir haben sie auch unterstützt. Aber wenn ich heute höre, die Banken hätten die Covid-Krise nur wegen der Regulierung so gut gemeistert, muss ich schmunzeln.

#### **Führen heute die Regulatoren die Grossbanken?**

Ihr Einfluss ist gross, womöglich zu gross, aber Tatsache ist, dass die Banken mehrheitlich ihre Hausaufgaben gemacht haben, sich strategisch neu und besser ausgerichtet haben. Wir wissen besser, wie wir die Risiken beherrschen. Ich finde es bemerkenswert, dass einzelne Regulatoren dafür jetzt die Lorbeeren abholen wollen.

#### **Haben Sie keine Unterstützung in der Politik?**

Teilweise schon, aber meist nur unter vier Augen. In der Öffentlichkeit und im Gesetzgebungsprozess leider eher weniger. Unsere ausländischen Konkurrenten stossen schon auf mehr Unterstützung aus der Politik. Denken Sie nur an die USA oder auch an Deutschland oder Frankreich. Gerade die letzten Monate haben doch gezeigt, wie wichtig ein starker Finanzplatz für die Schweiz ist. Er muss auch international konkurrenzfähig bleiben.

**Nur die amerikanischen Banken sind in den letzten Jahren gewachsen. Warum? Weil sie der Schweiz das Bankkundengeheimnis gestohlen haben. Hat die Schweizer Politik die Banken komplett im Stich gelassen?**

Nein, so einfach ist es nicht. Das alte System war nicht nachhaltig. Wir mussten umdenken.

**Die politische Preisgabe dieses Bankkundengeheimnisses hat die Banken kleiner und die Schweiz ärmer gemacht. Wieso tun sich die Banken so schwer, das offen zu sagen?**

Es ist, wie es ist. Aber man kann das nicht alles auf das Bankkundengeheimnis reduzieren. Der Wettbewerb hat sich massiv verschärft. Zum Beispiel: Früher floss viel Geld aus Asien in die Schweiz. Heute bleibt es dort. Die Digitalisierung vereinfacht die Dienstleistungen und drückt auf die Preise. Ungeachtet dessen sind wir in Asien und in den USA gewachsen. Unsere Strategie, auf Vermögensverwaltung zu setzen, war richtig. Aber es ist schon interessant: Die gleichen Leute, die früher gefordert haben, die Banken zu verkleinern, kritisieren uns jetzt, dass wir zu klein sind. (*Schmunzelt*)

**Alle Experten haben Ihnen am Anfang gesagt, Sie sollten das US-Geschäft der UBS verkaufen. Sie haben es nicht gemacht, warum nicht?**

Hätte ich dies getan, sässe ich heute nicht mehr hier. Ich hielt die Idee für Nonsens. Wir können doch nicht das Vermögensverwaltungsgeschäft aufgeben im grössten Markt für Vermögensverwaltung. Das wäre ein grosser Fehler gewesen. Damals haben wir ein paar hundert Millionen Dollar Gewinn gemacht. Heute machen wir pro Jahr 1,4 Milliarden Gewinn vor Steuern. In Asien haben wir die Gewinne verdoppelt. Die Strategie war nicht grundsätzlich neu. Wir haben einfach deutlicher fokussiert auf die klassischen Stärken von UBS.

**Aber der Kapitalmarkt scheint diese Leistungen nicht zu honorieren. Die Aktienkurse sind tief. Ist das nicht ein Symptom dafür, dass die Anleger bei den Schweizer Grossbanken die zündende Idee, die zukunftsweisende Strategie vermissen?**

Seit 2011 haben wir mehr als 37 Milliarden Dollar an Gewinnen generiert. Pro Aktie

hat UBS 5 Franken an Dividenden ausgeschüttet, mehr als 3 Franken für den Kapitalaufbau und etwa 4 Franken für Regulierung und die Beilegung von Altlasten verwendet. All dies, ohne die Aktionäre um einen Rapen Kapital zu bitten. Das kann nicht jeder von sich behaupten. Und, im Vergleich zu unseren Konkurrenten sind wir gut bewertet, näher bei den US-Banken. Zudem ist die UBS eine der bestkapitalisierten Banken global.

**Dann haben Sie das zu wenig inszeniert?**

Das ist nicht mein Stil. Aber viele Aktionäre, Kunden und Mitarbeitende anerkennen die Leistung. Das ist mir viel wichtiger.

**Sie gelten als No-Bullshit-Manager: Wenn Sie sich selber eine Note geben müssten zwischen 1 bis 6, was wäre die Antwort?**

Das ist eine der schwierigsten Fragen, die man mir stellen kann. Meine Kollegen be-



stätigen, ich sei kritisch, um Leistung hervorzuheben. Und ich bin extrem selbstkritisch. Es fällt mir schwer, mich selbst zu beurteilen – das sollen andere tun.

**Schweizer Grossbanken sind eine Weltmarke. Der Erfolg unserer Banken hat sicher nicht nur, aber eben auch damit zu tun, dass sie schweizerisch geprägt sind. Wenn Sie die UBS verlassen, sind ganz oben keine Schweizer mehr. Braucht eine Schweizer Grossbank an der Spitze – CEO oder Verwaltungsratspräsident – einen Schweizer? Wir sagen das nicht, weil wir meinen, die Schweizer seien besser, aber die Schweizer sind anders: Mehrsprachigkeit, Neutralität, wir haben darüber gesprochen. Und dieser Unterschied macht irgendwo auch den Zauber unserer Banken aus. Braucht es diese schweizerische Kultur nicht an der Spitze einer Grossbank?**

Es ist eine sehr wichtige Frage, auf die man differenziert antworten muss. Das Schweizerische ist nicht nur in der Schweiz wichtig, sondern auch international ein Vorteil. Ich bin natürlich sehr stolz, dass ich als Schweizer und Tessiner diese Bank führen durfte. Aber ich habe diesen Job nicht bekommen, weil ich Schweizer bin, sondern, weil ich die richtigen Voraussetzungen mitgebracht habe. Ob der Chairman und der CEO Schweizer sind, ist nicht entscheidend. Wichtig ist, dass die Schweizer Kultur in der Geschäftsleitung und im Verwaltungsrat verankert sind.

**Welche Bedeutung haben die schweizerischen Eigenheiten – die kulturelle Vielfalt, die Mehrsprachigkeit, die vielen Mentalitäten auf engstem Raum – heute für die UBS?**

Da haben wir als Schweizer eine gute Kultur. Wir sind tolerant, integrativ und selbstkritisch. Schweizer haben nicht die Absicht, ihre Kultur anderen aufzuzwingen. Wir können vielleicht etwas sensibler mit anderen Kulturen umgehen, und genau diese Fähigkeit ist besonders gefragt in einem globalen Konzern. Indem wir also das Schweizerische pflegen, stärken wir auch unsere Fähigkeit, global erfolgreich zu wirken. Alle sind Teil unserer 160-jährigen Geschichte, die grösser und bedeutender sein muss als die Personen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt tätig sind.

**Was ist wichtig, damit die UBS diese 160-jährige Erfolgsgeschichte weiterschreiben kann?**

Es braucht weniger einschnürende Regulierung. Man muss die unternehmerische Freiheit wieder stärker zulassen. Unsere Konkurrenten in Asien und in den USA wachsen massiv. Wir müssen sicherstellen, dass wir auch in Zukunft die besten Leute anziehen können, weiterhin in die Technologie investieren und die Servicequalität für unsere Kunden sicherstellen, aber klar, wir brauchen auch gute Rahmenbedingungen für unser Geschäft.

**Wird es in fünf Jahren noch zwei Schweizer Grossbanken geben?**

Ich glaube, wenn wir tun, was ich gerade beschrieben habe, ist das möglich. Die Unternehmen und die Schweiz müssen aber agil bleiben. Das ist allerdings nicht gottgegeben. Es ist zu hoffen, dass wir zwei Grossbanken haben werden, sicher ist es nicht.

**Wie ist Ihr Gemütszustand am Ende Ihrer UBS-Zeit?**

Ich bin etwas traurig, weil eine wunderbare Zeit zu Ende geht, aber ich freue mich sehr auf das nächste Kapitel meiner Berufskarriere.

**Werden Sie bei Ihrer Abschiedsrede Tränen in den Augen haben?**

Es ist mir nicht klar, ob ich eine Abschiedsrede halten werde. Ich denke nicht. Das ist nicht mein Stil. Die drei Schlüssel werde ich aber immer im Herzen tragen. ○





Essay

## Imperium Europaeum

Die Europäische Union schickt sich an, eine Art neues Römisches Imperium zu schaffen. Die Schweiz beobachtet das Treiben mit dem starren Blick des Kaninchens vor der Schlange. Dabei hat es in Europa genug Platz für Systemkonkurrenz.  
Von Carl Baudenbacher

Das Römische Reich umfasste in seiner grössten Ausdehnung unter Kaiser Traian (53 bis 117 n. Chr.) die gesamte Mittelmeerregion, Teile des heutigen Deutschlands, Britannien, die heutigen Staaten Rumänien, Türkei, Syrien und Armenien. Die Europäische Union schickt sich an, ein ähnliches Imperium aufzubauen. Die römische Herrschaft stützte sich unter anderem auf das römische Recht. Die EU setzt auf Rechtsexport und die extraterritoriale Wirkung der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs (EuGH).

Mit den vier ehemaligen Sowjetrepubliken Ukraine, Georgien, Moldawien und Armenien wurden je bilaterale Verträge geschlossen, nach denen diese Länder ihr Recht dem EU-Recht angleichen. Für die Auslegung des mit dem EU-Recht inhaltsgleichen Abkommensrechts ist ausschliesslich der EuGH zuständig. Da beide Seiten den EuGH einseitig anrufen können, ist die EU-Kommission die faktische Überwachungsbehörde der assoziierten Staaten. Pro forma wird ein paritätisches Schiedsgericht vorgeschaltet, das aber in allen zentralen Fragen den EuGH um ein zwingendes Urteil ersuchen muss.

### Schein-Schiedsgericht

Es handelt sich, wie führende Kommentatoren aus dem Vereinigten Königreich, Norwegen oder Deutschland betonen, um ein Schein-Schiedsgericht. Die genannten Staaten sollen mit Hilfe dieser Verträge an die Ideen der

### Die Bestrebungen, den Ukraine-Mechanismus als Erfolg darzustellen, sind peinlich.

Demokratie, des Rechtsstaats und der Marktwirtschaft herangeführt werden. Dasselbe System soll nun gegenüber Marokko, Algerien, Tunesien, Libyen, Ägypten, Jordanien, dem Libanon, Israel, Palästina und Syrien errichtet werden. Die Türkei ist offiziell nach wie vor EU-Beitrittskandidat. Deshalb fehlt sie in dieser Aufzählung.

Ob das geschilderte Ausgreifen der EU in der genannten Form eine weise Politik ist, mag offenbleiben. Gegenstand der nachstehenden Überlegungen ist etwas anderes. Die EU will, dass auch die Schweiz das Ukraine-Modell ak-

zeptiert. Dass sich das Land mit Bezug auf die Überwachung und gerichtliche Kontrolle ihrer wichtigsten bilateralen Verträge in einem Topf mit den genannten Staaten befindet, ist das Ergebnis einer verfehlten Europapolitik seit 1992.

Angefangen hat es damit, dass der Bundesrat die Schuld am EWR-Debakel Christoph Blocher in die Schuhe geschoben und verschwiegen hat, dass er selbst mit seinem EU-Beitrittsgesuch vom Mai 1992 den entscheidenden Grund für das Nein vom 6. Dezember 1992 geliefert hat.

Fortgesetzt hat sich die wenig glaubhafte Politik, als ab 2013 versucht wurde, dem Volk die Unterstellung der bilateralen Verträge unter die Rechtsprechungshoheit des EuGH schmackhaft zu machen.

Die schlimmsten unter zahlreichen Sot-tisen, die in diesem Zusammenhang zum Besten gegeben wurden, waren, dass der EuGH die Schweiz nicht verurteilen, sondern nur ein Gutachten abgeben würde und dass umgekehrt die Urteile des Efta-Gerichtshofs für die



Kolonisierung ohne Kolonien.

EU unverbindlich seien. Kein Studierender des Europarechts hätte mit solchen Antworten ein Examen bestanden.

### Innovationsweltmeisterin Schweiz

Als im Verlauf des Jahres 2017 klar wurde, dass dieses reine EuGH-Modell in einer Volksabstimmung chancenlos wäre, legte die EU das Ukraine-Modell auf den Tisch. Nach der Zustimmung des Bundesrates im Frühjahr 2018 wurde das Ukraine-Modell auch den Briten präsentiert. Erstaunlicherweise wurde es von der Regierung May im Juli 2018 gebilligt, und auch Boris Johnson war anfänglich einverstanden.

Nun regt sich aber in der bedeutenden Wirtschafts- und Atommacht Grossbritannien, die einen von zwei ständigen europäischen Sitzen im Uno-Sicherheitsrat innehat, Widerstand. Die Regierung der Innovationsweltmeisterin Schweiz, die in globalen Rankings der Wettbewerbsfähigkeit regelmässig einen Spitzenplatz belegt, versucht hingegen, dem Volk das



Ukraine-Modell im Rahmen der InstA-Kampagne zu verkaufen.

Die Bestrebungen, den Ukraine-Mechanismus als Verhandlungserfolg darzustellen, sind allerdings peinlich. Weder wurde der EU irgendetwas Namhaftes abgerungen, noch trifft die Behauptung zu, Bern habe besser verhandelt als London. Jedem, der über praktische Erfahrung mit dem EuGH verfügt, ist klar, dass die entsprechenden Klauseln in allen bilateralen Verträgen, ob mit den postsowjetischen Staaten, den Ländern des südlichen Mittelmeers oder der Schweiz und Grossbritannien, einheitlich ausgelegt würden.

Aber selbst wenn textliche Unterschiede eine Rolle spielten und das InstA «aus sich selbst heraus» ausgelegt würde, so wären die Umstände zu berücksichtigen, und die sprächen eben eindeutig für eine analoge Sachlage wie im Fall der anderen Partnerstaaten. Entscheiden würde ohnehin der EuGH, und der hat schon die mit den damaligen Efta-Staaten 1972 abgeschlossenen Freihandelsabkommen einheitlich ausgelegt. Der Ordnung halber ist darauf hinzuweisen, dass der EuGH nach diesen Verträgen kein Auslegungsmonopol hatte.

Da nützt es auch nichts, wenn man semantische Klimmzüge unternimmt und von einem «Zweifelersystem» spricht, wo es nur einen Pfeiler, nämlich den der EU, gibt, oder von «Selbstüberwachung der Schweiz», wo die Überwachungskompetenz faktisch bei der EU-Kommission liegt. Auch die Bemühungen, das Fake-Schiedsgericht als Instanz mit erheblichen Kompetenzen darzustellen, haben mit der Realität nichts zu tun. Selbst der EU-Brexit-Unterhändler Michel Barnier spricht nur noch vom EuGH.

Bleibt die Beteuerung, der EuGH sei ein angesehenes Gerichtshof. Das ist unbestritten, aber es ist nicht der Punkt. Der EuGH ist nun einmal das Gericht der Gegenpartei, und damit fehlt ihm die Unparteilichkeit. Als Institution der EU hat er deren DNA, genau wie das Bundesgericht die DNA der Schweiz hat. Wer nicht unparteilich ist, ist befangen. Das ist kein Charaktermangel, sondern eine objektive Gegebenheit.

### Der Rat von Madeleine Albright

Der Plan der EU, ein neues Imperium zu schaffen, müsste die Berner Aussenpolitik von ihrem starren Kaninchenblick auf die (angebliche) Brüsseler Schlange abbringen. Es gibt nämlich in Europa Platz für zwei Strukturen. Nicht alle Staaten sind an einer politischen Integration interessiert, und nicht alle glauben an Zentralismus. Der Dean des University College London, der Belgier Piet Eeckhout, hat schon vor Jahren gesagt, dass die Nicht-EU-Staaten, wenn sie ihre Kräfte nicht bündeln, einzeln abgeschossen werden.

Der Kern der zweiten Struktur könnte die Efta sein. Die EU würde sich auf die politische Integration konzentrieren, während sich die

zweite Struktur auf die wirtschaftliche beschränken würde. Beide Organisationen würden eng zusammenarbeiten, das Recht wäre in beiden grundsätzlich inhaltsgleich. Überwachung und gerichtliche Kontrolle wären aber, wie im EWR, getrennt. Es bliebe also Raum für Systemwettbewerb.

Potenzielle Mitglieder der zweiten Struktur wären neben den gegenwärtigen EWR/Efta-Staaten Island, Liechtenstein und Norwegen, die Schweiz und Grossbritannien. Aber auch

### Ein Maximum an Planungssicherheit besteht nur in Planwirtschaften.

Israel, das auf der Liste der EU-Kandidaten für ein Ukraine-Abkommen steht, hätte vielleicht Interesse. Hier würde wohl auch eine künftige US-Administration Biden (oder die Administration Trump) ein Wort mitreden. Schliesslich hat schon Präsident Clintons Aussenministerin Madeleine Albright eine EWR/Efta-Mitgliedschaft der Türkei empfohlen.

Abkommen, die den Gerichten der Gegenpartei extraterritoriale Kompetenzen einräumen, wurden in der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als ungleiche Verträge («unequal treaties») bezeichnet. Es war auch von Kolonisierung ohne Kolonien («colonisation without colonies») die Rede. Anwendungsfälle waren vor allem China, Japan und das Osmanische Reich.

Der Bundesrat muss den Mut haben, dem Volk entweder zu sagen, wir wollen das InstA mit seiner Unterstellung unter die Überwachung der EU-Kommission und die Rechtsprechungshoheit des EuGH als Schritt auf dem Weg zu einem EU-Beitritt der Schweiz. Oder er muss sich vom InstA lossagen und sich mit anderen freihändlerisch und marktwirtschaftlich gesinnten Ländern zusammentun.

Die EU hat der Schweiz im Jahr 2013 eine Efta-Lösung vorgeschlagen, und sie stimmte dem wohl auch heute zu, wenn der Bundesrat seine diesbezüglichen Scheuklappen ablegte. Die kurzsichtigen InstA-Drängler in der Exportindustrie schüren Ängste und reklamieren Rechts- und Planungssicherheit. Angstmacherei führt freilich selten zum Erfolg. Rechtssicherheit gibt es sodann nur bei Unparteilichkeit des übergeordneten Gerichts. Das Bedürfnis nach Planungssicherheit kann schliesslich mit dem Gedanken des Systemwettbewerbs konfliktieren. Ein Maximum an Planungssicherheit besteht nur in Planwirtschaften.

Prof. Dr. Dr. h.c. Carl Baudenbacher ist unabhängiger Schiedsrichter und Konsulent, unter anderem bei Monckton Chambers London. Er berät Unternehmen, Anwaltskanzleien und Regierungen in Fragen des EU- und EWR-Rechts. Zudem lehrt er als Gastprofessor an der London School of Economics. Von 2003 bis 2017 war Baudenbacher Präsident des Efta-Gerichtshofs.





«Wir sind sehr, sehr gut gestartet in allen Welten»: Topmanagerin Müller.

## Nina who?

Die Wahl zur neuen Jelmoli-Chefin war Nina Müllers grosser Karriereschritt. Ihre Aufgabe, mit dem Zürcher Warenhaus Geld zu verdienen, ist herausfordernd. Dennoch hat die Österreicherin bereits gewonnen. *Von Mark van Huissing*

Im März hatte sie den letzten Arbeitstag bei Christ, einer Uhren- und Schmuckhandelsgruppe. Ihren Abgang dort hatte sie sich anders vorgestellt. Zu dieser Zeit waren sämtliche 64 Ladengeschäfte, die sie während vier Jahren geleitet und mit aufgebaut hatte, geschlossen wegen der pandemiebedingten ausserordentlichen Lage. Das sei eine schwierige Übergabe gewesen, sagt sie.

Verglichen mit dem Einstieg am neuen Arbeitsort, dem damals ebenfalls geschlossenen Jelmoli in Zürich, war's eher einfach, meint man. Doch Nina Müller, mittlerweile seit ungefähr hundert Tagen Chefin des Department Store, sieht das anders. Bei Jelmoli habe sie einen Neustart gemacht, sagt sie während eines Gesprächs im Boardroom «New York» an der Sihlstrasse, dessen Abmessungen an die Zeit erinnern, als das Unternehmen mehr Bedeutung und die Geschäftsleitung mehr Mit-

glieder hatte. «Ich habe mich wahnsinnig auf Jelmoli gefreut, und in der Situation fragt man sich nicht: «Ist das jetzt schwierig wegen des Coronavirus?» – es ist einfach so.»

### Immer das Beste, Schickste, Grösste

So kann man es auch sagen. Oder: Die Retail-Branche, der Einzelhandel, befindet sich in einer anspruchsvollen Lage. Online-Shopping, der Kauf von Waren über das World Wide Web, setzt Firmen mit Läden in teuren Fussgängerzonen seit Jahren zu. Chefs von Warenhäusern sind speziell herausgefordert – sie müssen das Gleichgewicht zwischen Breite und Tiefe ihres Sortiments finden. Das richtige Verhältnis von, sagen wir, Bekleidung, Accessoires zu Heimbedarf oder dem Feinschmeckerangebot, ausserdem in den jeweiligen Kategorien die gerade angesagten Marken bekommen und dabei die Klassiker nicht vernachlässigen.

Jelmoli befindet sich denn auch im Umbau – vom Warenhaus zum «Premium Department Store» (eigene Angabe). Wie lange dieser bereits dauert, konnte die neue Chefin nicht aus dem Stegreif beantworten. Weshalb die Marketingleiterin eine E-Mail nachreichte und als Transformationsbeginn die Mitte der 1990er Jahre nannte, damals betrieb das Unternehmen noch fünfzig Läden in der ganzen Schweiz. Diese wurden in der Folge geschlossen, bis auf einen, den Flagship-Store an der Bahnhofstrasse. Wo seit dem Umbau zwischen 2008 und 2010 zahlreiche «Welten» eröffnet wurden, die wohl das jeweils Beste, Schickste, Grösste in der Schweiz darstellen: Food Market (von Manuka-Honig bis Siroccottee), Sport- und Schuhwelt (Nike, On, Pierre Hardy, Sergio Rossi), Fashion-, Herren- (Missoni, Stella McCartney, Brunello Cucinelli, Ermenegildo Zegna) und Beauty-Welt (Dior,

Chanel, La Prairie, Guerlain). 2019 wurden Waren für 226 Millionen Franken verkauft. Ferner öffnete im laufenden Jahr eine kleine Filiale im Flughafen Zürich Airside, dem Abflugbereich; zwei weitere Läden sollen im neuen Circle-Gebäude folgen. Es handelt sich dabei um die ersten Neueröffnungen seit zwanzig Jahren.

Alles in Ordnung somit? Ja, ausser dass Jelmoli Geld verliert. 2019 musste das Unternehmen einen Betriebsverlust von 4 Millionen Franken melden, nach einem Fehlbetrag von 2,6 Millionen im Vorjahr. Für das laufende

---

## Alles in Ordnung somit? Ja, ausser dass Jelmoli Geld verliert.

---

Jahr ist erneut mit einem negativen Ergebnis zu rechnen. Für das kommende Jahr ebenfalls. Und der vom Konzern-CEO im Februar vorgestellte Business-Plan, gemäss dem 2022 die Gewinnschwelle erreicht werde, musste Corona-bedingt angepasst werden – ab wann man nun kostendeckend wirtschaften könne, wagt niemand zu prognostizieren, zu viel sei im Fluss, zu wenig abschätzbar.

Wer soll das bezahlen, wer hat so viel Geld? Eine Firma mit Namen Swiss Prime Site SPS beziehungsweise deren Aktionäre. Diese kauften erst die Immobilien, in denen Jelmoli-Läden untergebracht waren. Und später noch das, was von der Firma übrigblieb, nachdem die Niederlassungen dichtgemacht worden waren.

Eine an der Schweizer Börse gehandelte kapitalkräftige und, einigermaßen, rentierende Muttergesellschaft – SPS-Kapitalrendite 2019: 5,6 Prozent – ist Fluch und Segen. Auf der einen Seite ist da jemand, der nötige Mittel aufbringt, um den Laden offen zu halten. Auf der anderen Seite könnten die Aktionäre auf die Idee kommen, sich die teure Tochter nicht länger leisten zu wollen. Stattdessen die insgesamt 33 000 Quadratmeter, davon 25 000 Quadratmeter Verkaufsfläche oder dreimal so viel, wie Konkurrentin Globus hat, (fast) an der Zürcher Bahnhofstrasse, mit Gewinn zu vermarkten. Was die Kernkompetenz der SPS ist.

Seit der Wiedereröffnung, nachdem das Haus acht Wochen mehrheitlich geschlossen war, laufe das Geschäft rund, sagt Nina Müller: «Wir sind sehr, sehr gut gestartet in allen Welten, bis auf Koffer- und Reise-Accessoires.» Und bei den Restaurants sei das Angebot reduziert gewesen. An den ersten Samstagen nach der erzwungenen Schliessung wurden gleich viele Kunden gezählt wie in der Vorweihnachtszeit – nicht der Normalfall im Juni. Eine erfreuliche Erfahrung. Wenn auch keine einmalige – «Shopper öffneten ihre Briefaschen vergangenen Monat mit Gusto», berichtete etwa Dealbook, die Wirt-

schafts-Online-Plattform der *New York Times*, über den amerikanischen Einzelhandel. Kunden hätten wohl die Nase voll von Pandemie und Problemen, wird der Geschäftsführer eines Schmuckhändlers in New York wiedergegeben. Man erlebt zurzeit also das, was *retail therapy* genannt wird.

### Glanzvollere Gewichtsklasse

Von der weiten Welt des Einzelhandels zurück zu Nina Müllers Welt. Die 51-jährige Österreicherin aus Vorarlberg studierte Wirtschaft in Wien und arbeitete später in Mailand sowie London (für French Connection, eine Modemarke), bevor sie in die Schweiz zog, sie ist kinderlos und wohnt im Seefeld im Zürcher Kreis 8. Ihr *move* von Christ, einer Tochterfirma der Coop-Genossenschaft mit 420 Angestellten, zu Jelmoli darf als steiler Aufstieg beschrieben werden. Zwar ist das Warenhaus mit 628 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern nicht so viel grösser, boxt aber vor allem, was die Ausstrahlung angeht, in einer höheren, glanzvolleren Gewichtsklasse, jedenfalls in der Wahrnehmung von Zürichs Bewohnern. Frau Müller sagt: «Es ist ein schöner Schritt in meiner Karriere, und er fühlt sich richtig an.»

Urteilt man streng, kann man daran zweifeln, ob der Schritt auch richtig gewesen sei für die Entscheidungsträger; Müllers Name dürfte nicht von Anfang an der oberste gewesen sein auf der Shortlist für den Jelmoli-Chefposten. Ein Verwaltungsrat eines Einzelhandelskonzerns, der hier namenlos bleiben möchte, sagt, es sei unklar, ob der Immobilienkonzern SPS das Warenhaus langfristig selbst betreiben wolle, und: «Diese Unsicherheit hat sicher dazu geführt, dass die Besetzung des CEO nicht ganz einfach war.»

Darauf angesprochen, was wohl dazu geführt habe, dass die Konzernleitung und der SPS-Verwaltungsrat sie gewählt haben, argumentiert sie erstens professionell und zweitens anders als die meisten Männer in einer vergleichbaren Lage, die ich bisher befragt habe. Sie spielt nicht, leicht verstimmt oder gar getroffen, den Ball zurück, sondern sagt: «Ich nehme an, der Rucksack, den ich mitbringe.» Sie habe viel Erfahrung im Retail, auch international und markenseitig, kenne die Premium- und Luxusbereiche genau. «Und ich hoffe, dass ich auch als Person überzeugen konnte.»

Wie lief die Rekrutierung ab – wurde sie angefragt, oder hat sie sich beworben? Eigentlich müsste man behaupten, sagt sie, sie sei vom Headhunter geholt worden. Stimmt aber nicht: «Ich habe erfahren, dass Franco Savastano [ihr Vorgänger] geht, und gesagt: <Den Job möchte ich.> Dann habe ich mich gemeldet.»

So kann's gehen. Doch wie geht's weiter? Sie muss zuerst die Verluste bremsen und danach Gewinne erzielen. Im Einzelhandel gibt es da-

für folgende Stellschrauben: Personal-, Waren- und Mietaufwand. Letzterer ist bei Jelmoli im Grunde beeinflussbar, die Immobilienmutter könnte die Einzelhandelstochter besser aussehen lassen durch eine niedrigere Miete. Was aber nicht nachhaltig beziehungsweise vereinbar wäre mit den Bewertungsgrundsätzen einer Firma, deren Aktien an der Schweizer Börse gehandelt werden.

Das weiss Frau Müller alles auch. Und stellt darum vor allem die Ertragsseite der Erfolgsrechnung ins Zentrum ihrer Anstrengungen. Sie will den Umsatz steigern, «das ist das Ziel, das hat Priorität», sagt sie. Was genauso richtig wie schwierig ist, in einem schrumpfenden Markt (Rückgang im Detailhandels-Non-Food-Bereich 2019 0,3 Prozent, nach 0,8 Prozent im Vorjahr; Quelle: Credit Suisse). Man müsse sich andere Themen überlegen, erwidert sie, gleich weitermachen, mit den gleichen Marken und im gleichen Stil, gehe nicht. «Stattdessen neue Services anbieten, die einen Mehrwert bringen, hin zum kuratierten Erlebnis.»

### Schwierige Prognose

Sie erwähnt beispielsweise Reawake, ein Zürcher Start-up-Unternehmen, das hochpositionierte Designerstücke (eigene Angabe) aus zweiter Hand im Department Store verkauft. Oder vermehrt Kooperationen eingehen mit Markenpartnern. «So kann man den Umsatz in die Höhe bringen.»

Die Kosten – für Personal und Waren – kann sie logischerweise nicht vernachlässigen. Bald werde deshalb ein neues Warenbewirtschaftungssystem in Betrieb genommen. Und, logisch, soll das Online-Geschäft vorangetrieben werden – «Omnichannel» heisst das Modell, bei dem das im Laden erhältliche und das digitale Angebot sowie Services nahtlos ineinandergreifen. «Meine Erfahrung auf diesem Gebiet ist ein Grund, denke ich, weshalb ich die Stelle bei Jelmoli bekommen habe»; bei Christ konnte sie die Bedeutung dieses Vertriebskanals, den sie in drei Jahren mitgestaltet habe, signifikant steigern, sagt sie.

Sie hat, so sieht's aus, Ideen, ist fleissig und wirkt umsetzungsfreudig. Vorauszusagen, ob das reicht, das grosse Einzelwarenhaus zum Erfolg zu führen, ist schwierig. Wie jede Prognose, die die Zukunft betrifft. Was man aber ziemlich sicher voraussagen kann: Sollte die Verluststrähne nicht beendet und stattdessen Geld verdient werden können innert nützlicher Frist, dürfte SPS ihre Tochter nicht auf unbestimmte Zeit in der heutigen Form weiterführen. Für Jelmolis Mitarbeiter, Kunden sowie die Stadt Zürich wäre das eine schlechte Nachricht, ein Schlag sogar. Um Frau Müller muss man sich hingegen weniger Sorgen machen – ihr Aufstieg hat bereits stattgefunden, sie dürfte ihre Laufbahn auf der heutigen Reifflughöhe fortsetzen, möglicherweise bloss anderswo. ○



# «Die Schweiz bedeutet mir alles»

Nur Roger Federer verdient im Schweizer Sport mehr als der Basketball-Profi Clint Capela. Der 26-jährige NBA-Star verbrachte als Kind sieben Jahre im Pflegeheim. Heute misst er sich in der weltbesten Liga mit seinen Idolen von einst. *Von Roman Zeller*

Clint Capela heisst der zweite Schweizer in der besten Basketball-Liga der Welt. Bei den Atlanta Hawks, wo der 26-Jährige ab nächster Saison spielen wird, wird er knapp sechzehn Millionen Dollar pro Jahr verdienen. Der Genfer ist der bestbezahlte Schweizer Teamsportler. Und das mit Abstand, weit vor Roman Josi und Nico Hischier, den beiden NHL-Stars, und noch viel, viel weiter vor den Fussballern Granit Xhaka und Xherdan Shaqiri.

Wir erreichen den NBA-Star in Texas. Eben erst sei er aufgewacht, habe dann noch etwas gegessen, bevor er sich dem Videoanruf zuschalten konnte. Lässig hängt er im Sessel, das Telefon auf sich und sein weisses Shirt gerichtet. Darauf steht «Basketball Is My Soul», Basketball ist meine Seele. Relaxt fragt er: «How are you doin', man?», und das Gespräch beginnt.

**Herr Capela, Sie sind in Genf geboren. Ihre Eltern – die Mutter stammt aus dem Kongo, der Vater ist Angolaner – haben sich früh getrennt. Was muss man über Sie wissen, um Sie zu verstehen?**

In meiner Kindheit lief alles gegen mich. Ich erinnere mich, wie ich mit vier Jahren nach der Schule am Mittwochnachmittag alleine war. Dann, mit sechs, hielt es der Sozialdienst für das Beste, wenn ich in ein Pflegeheim ziehe, um meine Mutter zu entlasten. Sie schuftete den ganzen Tag in einer Fabrik. Im Heim waren viele Kinder, manche verrückt, mit psychischen Problemen. Wenn ich zurückblicke, wird mir klar: Ein Kind sollte das nicht durchmachen müssen, nicht alleine in diesem Alter. Ich aber dachte, das sei normal.

**Wie hat Sie die Zeit im Kinderheim geprägt?**

Ich lernte früh, mich selber um mich zu kümmern. Mit zehn fühlte ich mich erwachsen. Ich musste lernen, reif zu sein, mich von Ärger, Schlägereien, Drogen fernzuhalten. Das war nicht leicht ohne jemanden, der einem sagt, was gut ist und was nicht. Wenn ich etwas falsch machte, gab's sofort Stress. Ich hatte nie eine zweite Chance.

**Wie konnten Sie trotz allem optimistisch bleiben?**

Schwierig. Ich habe einfach versucht, selber herauszufinden, was richtig und was falsch ist, wo ich im Leben landen will. Du siehst ja: Wenn du Fehler machst, endest du wie

die anderen Typen, die im Gefängnis landen oder im Park, ohne Arbeit, betrunken, verkokst. Es gab viele mit diesem Schicksal. Daraus wollte ich lernen. Also hörte ich zu.

**Gab es Lichtblicke in Ihrer Kindheit?**

Oh, natürlich! Ich hatte viele Freunde, in der Schule, besonders im Sport. Ich war jung, als ich mit Fussball begann. Da hatte ich gute Freunde. Aber auch im Heim und beim Basketball.

**Was verstanden Sie als «normal»?**

Nicht im Heim aufzuwachsen, sondern bei meiner Mutter; einen Vater zu haben, ich hatte aber keinen. Zu Hause zu leben wie jedes andere Kind in der Schule.

**Was hat Ihre Beziehung zu Ihrem Vater zerbrochen?**

Es gab nie eine Beziehung. Ich wurde geboren und mein Vater war nicht da, weil sich meine Eltern schon getrennt hatten. Ich sah ihn ab und zu während der Primarschulzeit, ohne dass es etwas bedeutete. Als ich älter wurde, als Teenager, dann als Basketballer, versuchte er, in meinem Leben eine Rolle zu spielen – nachdem ich alles gemeistert hatte, alleine. Ich sagte ihm, dass es komisch sei. Ich fühlte mich ihm nie verbunden.

**Gibt es eine Vaterfigur in Ihrem Leben?**

Nicht wirklich. Ich bin mir aber sicher, dass meine Mutter gerne eine grössere Rolle gespielt hätte. Sie hatte aber einfach keine Zeit,

---

**«In meiner Kindheit lief alles gegen mich. Ich aber dachte, das sei normal.»**

---

weil sie die ganze Zeit arbeiten musste. Sie kam aus dem Kongo hierher und musste sich in der Schweiz alleine zurechtfinden

**Wie ist Ihr Verhältnis zum Kongo?**

Ich bin nicht von dort, sondern von Genf. Meine Mutter hat einen Bezug dazu. Sie ist da geboren, und daher wird es auch immer ein Teil von mir sein. Meine Grossmutter, einige Tanten und mein Onkel leben dort. Wir waren mal dort, als ich jünger war.

**Erzählen Sie von Ihrer Afrikareise.**

Ich war sehr jung, elf Jahre alt. Es war eine lehrreiche Erfahrung, ein Kulturschock, weil ich nur die Schweiz kannte. Ich erinnere mich zum Beispiel an den Brotverkäufer, der nur alle paar Tage in die Nachbarschaft kam. Die Leute wussten, wann er kommt und warteten vor ihren Häusern, um ihren Vor-

rat zu kaufen. Das war neu für mich. Wie auch das Wetter: Mein Körper hatte Mühe, sich anzupassen. Diese Hitze war ich nicht gewohnt. Während der Reise wurde ich krank, es war ein Krampf. Die Leute merkten auch, dass ich nicht von da war. Ich kleidete mich ganz anders, und das fiel auf.

**Wie fühlten Sie sich?**

Anders. Und das war komisch. In der Schweiz war ich der Afrikaner aus dem Kongo und im Kongo der Afrikaner aus Europa. Ich hatte nie das Gefühl dazuzugehören.

**Auch in der Schweiz nicht?**

Nein, ich war wie ein Ausländer. Geholfen hat mir aber, dass meine Freunde auch fremde Hintergründe hatten, in der Schweiz war das nicht schlimm. Aber in Afrika hatte ich wirklich das Gefühl, da nicht hinzugehören.

**Sie wuchsen bescheiden auf, sind heute der bestbezahlte Schweizer Teamsportler. Wie ist es, wenn plötzlich ganz viel Geld in ein Leben kommt?**

Als ich mit dreizehn begann, Basketball zu spielen, hatte mein vier Jahre älterer Bruder die Chance, mit dem Sport Geld zu verdienen. Er hat sich viel zu viele Sorgen ums Geld gemacht und verkrampte sich. Mein Trainer sagte: «Clint, mach dir keine Sorgen um Geld, arbeite hart, dann kommt es automatisch.» Das hat mir geholfen.

**Wie hat Sie das viele Geld verändert?**

Gar nicht. Ich bin relaxt, weil meine Familie abgesichert ist. Mein Glück wird später kommen, meine Träume verwirkliche ich nach meiner Karriere. Ich bin auf Basketball fokussiert, meine Arbeit, um der beste Basketball-Spieler zu sein, der ich sein kann. Klar, ich verdiene gutes Geld, und das ist in Ordnung. Aber ich kann nicht tun, was ich will, nicht einfach Ski fahren oder aufs Motorrad steigen.

**Was wäre aus Ihnen geworden, wenn nicht Basketballer?**

Es ging alles so schnell. Als ich begann, war ich dreizehn und hörte schon, ich könne es in die NBA schaffen. Es war schwer, da noch an einen richtigen Job zu denken.

**Wie gross waren Sie damals?**

O Gott, ich war gross. Wahrscheinlich 1,92 m.

**Wie kam Basketball in Ihr Leben?**

Als ich aus dem Pflegeheim konnte, spielte mein Bruder Landry in Meyrin. Ich wollte Fussball spielen und brauchte neue Nockenschuhe. Im Laden hatte es dann meine Grösse nicht. Da sagte mein Bruder: «Jetzt



«Meine Träume verwirkliche ich nach meiner Karriere»: Superstar Capela, 26.

versuchst du Basketball.» Das tat ich und hörte nie mehr auf.

**Was faszinierte Sie an diesem Sport?**

Mein Start war ziemlich gut. Der ältere Jahrgang spielte um die Schweizer Meisterschaft, brauchte aber noch einen Spieler. Weil ich sehr gross war, fragten sie mich. Diese Jungs, ich erinnere mich ans erste Training, waren crazy: Noch bevor es losging, waren sie mit-

ten im Workout, am Seilspringen, machten Rumpfbeugen. Das motivierte mich.

**War es das harte Training, das Sie packte?**

Nicht wirklich, es war das Engagement, der Ehrgeiz – das waren alles motivierte Typen. Meine Jungs, im jüngeren Team, waren Basketball-Fans. Bei den Älteren dachte ich: «Wow, die meinen es ernst.» Diese Leidenschaft steckte mich an.

**Was motiviert Sie heute, jeden Tag Körbe zu werfen?**

Ich bin glücklich dabei. Ich meine, die Möglichkeit, zu trainieren, mich gut und gesund zu fühlen, ist doch top. Während andere tagsüber arbeiten, um dann noch zu trainieren, ist Trainieren mein Beruf.

**Wer waren Ihre Vorbilder?**

Die Spieler, die um 2008, 2009 die besten waren. Kobe Bryant – mein Bruder liebte Kobe. Die «Black Mamba». Yeah. Und jeder liebte Allan Iverson, er änderte den Street-Style. Natürlich war da noch LeBron James. Was ich gerne sah, war College-Basketball. Die jungen Spieler, die wie ich hart arbeiten mussten, um es zu schaffen.

**Gab es einen Moment, der entscheidend war für Ihren Durchbruch?**

«Wenn mir jemand Komplimente macht, sage ich: «Okay, cool», ganz entspannt.»

2012 wurde ich bei einem internationalen Turnier in Cholet zum «Best Power Forward» ausgezeichnet, ich war der Spieler des Turniers, ich punktete am meisten.

**Sie wurden 2014 von den Houston Rockets verpflichtet. Was ging Ihnen damals durch den Kopf?**

Es ging alles zu schnell, viel zu schnell. Ich freute mich zwar, war aber gestresst, weil ich nicht wusste, ob ich es auf den Platz schaffen werde. Du weisst, du bist in der besten Liga, mit den Besten der Besten – aber du bist nicht so weit. Es war, als startete ich bei null. Die Leute fragten ständig, wann ich bereit sei und endlich spielen werde. Und als ich spielte, wollten sie Körbe sehen, dann immer mehr Punkte.

**Wie hielten Sie dem Druck stand?**

Ich hörte gar nicht gross hin und behielt einen kühlen Kopf, obwohl es schwer war. Denn in den ersten vier, fünf Spielen habe ich keinen Punkt gemacht; ich verfehlte alle Schüsse. Die Fans sagten, ich sei schrecklich, ein Albtraum. Aber ich blieb konzentriert.

**Wie war es, plötzlich berühmt zu sein?**

Das kommt Schritt für Schritt. Ich spiele jetzt vier Jahre auf diesem Niveau. Es ist normal, dass ich Aufmerksamkeit bekomme. Wenn mir jemand Komplimente macht, sage ich: «Okay, cool», ganz entspannt. Wissen Sie, ich realisiere ja, dass ich im Fernsehen bin. Ich erwarte, dass mich Leute erkennen, und das geniesse ich auch.

**Erzählen Sie vom Alltag als NBA-Star.**

Ich halte es einfach, gehe ins Training, ins Gym, ich achte auf meinen Körper. Ich bleibe oft zu Hause und schaue Fussball.

**Ihre Lieblingsmannschaft?**

Bitte lachen Sie nicht.

>>>



### **Ich versuch's.**

Ich bin Arsenal-Fan. Ja, ich weiss, ich weiss. *(Lacht)* Als ich jung war, liebte ich Thierry Henry – und blieb dann treu. Aber wenn Sie mich nach einem Gewinnerteam fragen, das ich mag, ist es Paris St-Germain.

### **Verraten Sie mir Ihr Rezept, um den alltäglichen Versuchungen zu widerstehen, die ein NBA-Star in Amerika hat.**

Look, das habe ich so gewählt. Eine NBA-Karriere dauert im Durchschnitt vier Jahre. Das wird dir beigebracht. Ausreisser liegen nicht drin, du bist schnell weg. Manche hören zu, andere nicht – es ist wie in meiner Kindheit.

### **Keine exzessiven Partynächte, keine wilden Frauengeschichten?**

Nein, so verlierst du den Fokus. Wer das will, der kann. Wer aber widersteht, wird besser, und die Besten bleiben länger.

### **Wie ist das Gefühl, gegen seine Idole von einst zu spielen?**

Das ist crazy. Ich meine, Kobe, er war . . . Wow.

### **Im Dezember 2015 flog er über Sie und dunkte den Ball in den Korb. Erinnern Sie sich?**

Ja, klar. *(Lacht)* Ehrlich gesagt, ich war total überrascht. Er lief langsam an, sprang und ich mit ihm. Mein Sprung war entspannt, und dann machte es: «Boom!» Das Stadion bebte, alle schrien. Und ich wusste, ich werde diese Nacht nonstop im Fernsehen zu sehen sein.

### **Im November 2018 gewann Ihr Team ein Spiel, weil Sie LeBron James in letzter Sekunde blockten. Wie war das?**

Oh, yes! *(Lacht)* Hören Sie, wenn man jung ist, kann man das kaum glauben. Du denkst: «Wow, habe ich das wirklich gemacht?» Doch das Spiel, die Saison geht weiter, man muss dranbleiben. Es sind aber diese Momente, als mich Kobe wie einen Rookie aussehen liess oder ich LeBron James blockte, an die ich mich immer erinnern werde.

### **Charakterisieren Sie sich als Spieler.**

Ich bin der Typ, der versucht, das Spiel zu dominieren. Ich rackere mich ab, laufe Risse in den Boden, versuche, jeden Rebound zu erobern und den Ball das ganze Spiel lang zu dunken. Ich bin das Monster auf dem Feld, der Typ, der Würfe blockt und dann den Gegner anschreit: «Get that motherfucker out of here!» Ich bin der, der anderen Angst macht und über den die gegnerischen Verteidiger sagen: «Ich hasse diesen Typ!» – das, genau das bin ich.

### **Sie sind erst der zweite Schweizer in der NBA, nach Thabo Sefolosha. Wie verstehen Sie sich?**

Wir haben eine Super-Beziehung. Nach dem Deal mit Atlanta rief er mich als Erster an und fragte, ob ich etwas brauche. Er hat ein Haus in Atlanta und kennt viele Leute.

### **Wie steht es um junge Schweizer Talente?**

Ich habe noch keine gesehen. Wenn es sie gibt, bringen Sie sie in mein Genfer Camp. *(Lacht)*

### **Sie kümmern sich um den Nachwuchs, spielen für die Nationalmannschaft. Wie denken Sie über das Land, in dem Sie geboren sind?**

Oh, die Schweiz bedeutet mir alles, es ist mein Land. Da bin ich aufgewachsen und habe angefangen, Basketball zu spielen. In der Schweiz sind meine Freunde, meine Familie, und ich wurde zu dem Menschen, der ich heute bin, trotz der härtesten Zeit meines Lebens.

### **Was gefällt Ihnen an der Schweiz? Was weniger?**

Ich liebe die Bescheidenheit der Menschen, sie haben Klasse, sind anständig, gut erzogen. Manchmal sind sie zu bescheiden. Das ist aber vielleicht in Genf so, Sie leben ja in Zürich. *(Lacht)*

### **Sie sind einer der besten Center der NBA. Warum werden Sie bei der Wahl zum Schweizer Sportler des Jahres nie berücksichtigt?**

Keine Ahnung. Ehrlich gesagt, als ich 2018 für den MVP nominiert wurde, war das das erste Mal, dass ich davon hörte. *(Lacht)* Würde meine Leistung anerkannt, wäre das sicher schön, aber Basketball ist nicht populär. Schauen Sie, in Amerika würde ich sagen: «Die Zahlen sprechen für sich», *that's it*. Es ist aber völlig okay für mich.

### **Wie denken Sie über Amerika?**

Wir erleben schwierige Zeiten, weil wir gleichzeitig soziale Probleme und das Coronavirus bekämpfen. Hier in Amerika dreht sich das Leben viel schneller, es gibt mehr Wohlstand, der Lebensstil ist anders. Die Menschen sind es sich gewöhnt, sich zu bewegen, unabhängig zu sein zu sein, sich zu verwirklichen. Vielen Menschen fällt es wirklich schwer, zu Hause zu bleiben. Manche lehnen sich auch gegen die Maskenpolitik auf. Das ist im Kampf gegen das Virus nicht hilfreich.

### **Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten?**

100 Prozent!

### **Auch für Schwarze?**

Wenn ich das mit anderen Ländern vergleiche: Ja. Das heisst aber nicht, dass wir jetzt aufhören sollten, Afroamerikanern zu fördern und ihnen mehr Möglichkeiten zu bieten, denn es gibt noch viel zu tun. Trotzdem ist es inspirierend, zu sehen, dass Schwarze in Amerika CEOs von Grosskonzernen sind, erfolgreiche Geschäftsleute – das gibt es nicht überall. Auch dass die «Black Lives Matter»-Bewegung die ganze Welt erreichte, ist, weil sie hier entsprang. Schwarze in Amerika haben Einfluss, und ich bin mir nicht sicher, ob sie in anderen Ländern die gleiche Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnten.

### **Die Credit Suisse hatte einen schwarzen CEO: Tidjane Thiam.**

Nie von ihm gehört. In Amerika würde man ihn kennen, weil er im Fernsehen kommt. Kennen Sie Obama? Ja? Und George Floyd? LeBron James, Michael Jordan? Natürlich, Sie kennen alle! Genau das meine ich. In Amerika ist es möglich, als Schwarzer bekannt, mächtig und wohlhabend zu sein.

### **Würden Sie sagen, dass Amerika ein rassistisches Land ist?**

Ja, aber im Vergleich zu den Ländern in Europa rassistischer: nein. Gut ist, dass, wenn hier etwas Rassistisches passiert, sich sofort bekannte schwarze Persönlichkeiten dazu äussern – LeBron James sagt etwas, Obama, Kaepernick. Das ist der Unterschied zu anderen Orten.

### **Das heisst, Europa ist rassistisch?**

Nein, denn Rassismus passiert überall, es existiert kein «gibt es» oder «gibt es nicht».

---

### **«In Amerika ist es möglich, als Schwarzer bekannt, mächtig und wohlhabend zu sein.»**

---

In Amerika gibt es Menschen, die rassistisch sind – genau wie in Europa, Afrika oder Asien auch. Nur ist hier die Chance grösser, dass die Welt davon erfährt. Europa hat Stimmen, die sind aber nicht gleich mächtig.

### **Zu Ihrer Zukunft: Sie spielen neu für die Atlanta Hawks, als Team-Leader. Wie denken Sie über die neue Führungsrolle?**

Ich freue mich einfach, mehr machen zu können. Ich bin hungrig und kann das erste Spiel kaum erwarten.

### **Ihr ehemaliger Trainer sagte, Sie könnten der beste Center in der NBA werden.**

In der NBA kommt es auf die Situation an, in der man sich befindet. In Houston wusste ich, ich erreiche mein Limit. James Harden und Russell Westbrook, die Star-Spieler, werden immer den Ball haben, es ist ihr Team. In Atlanta habe ich die Chance auszubrechen. Daran denke ich aber nicht gross, mich interessiert das Hier und Jetzt. Das heisst, ich halte mich vom Virus fern und bringe mich in Form. Ich will so gut sein, wie ich kann.

### **Wie geht es privat mit Ihnen weiter? Hochzeit? Kinder?**

*(Lacht)* Ich habe seit vier Jahren eine Freundin. Wir lernten uns in Houston kennen, in meinen ersten Jahren. Sie ist ein guter Mensch.

### **Auf welche Ihrer Lebensleistungen sind Sie besonders stolz?**

Als ich aus dem Pflegeheim rauskam, hatte ich gute Noten und konnte für mich sorgen. Ich hatte keine Probleme und brachte es bis in die NBA. Mit meinem Lohn bezahlte ich die Schulden meiner Mutter. Es war wie ein Traum, ich fühlte mich frei. ○

# Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



## Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon 043 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch





## Finanzielle Massnahmen des Bundes

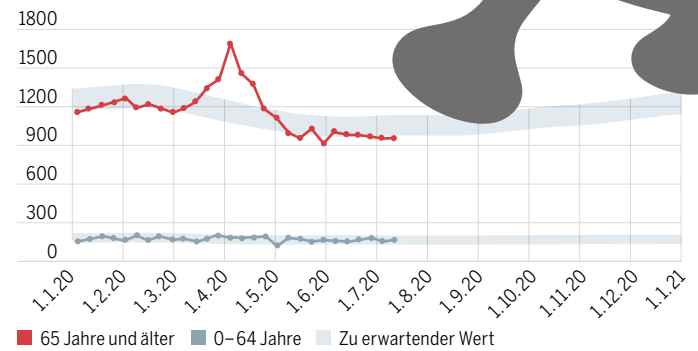
Ausgaben oder Darlehen, in Franken

10 000 000	Gewerbliches Bürgschaftswesen	13.3.2020
5 000 000	Switzerland Global Enterprise (SGE)	13.3.2020
23 000 000	Aufgebot Schutzdienstpflichtige	20.3.2020
350 000 000	Armeeapotheke (Impfstoffe, Sanitätsmaterial)	20.3.2020
75 000 000	Soforthilfe für Kulturunternehmen und Kulturschaffende (Darlehen)	20.3.2020
145 000 000	Ausfallentschädigungen für Kulturunternehmen und Kulturschaffende	20.3.2020
10 000 000	Kulturvereine im Laienbereich	20.3.2020
50 000 000	Darlehen Sport	20.3.2020
50 000 000	Finanzhilfen Sport COVID 19	20.3.2020
4 000 000 000	Leistungen COVID 19-Erwerbsersatz (Direktbetroffene)	20.3.2020
6 000 000 000	Bundesbeitrag an die Arbeitslosenversicherung (ALV)	20.3.2020
1 000 000 000	Verluste COVID 19-Überbrückungskredite	20.3.2020
-	Massnahmen Viehwirtschaft (budgetneutral)	1.4.2020
1 812 000 000	Armeeapotheke	8.4.2020
30 000 000	Medikamente	8.4.2020
10 000 000	Gesundheitsschutz und Prävention	8.4.2020
4 000 000	Aufwendungen für die ausserordentliche Session der eidg. Räte	8.4.2020
1 300 000 000	Leistungen COVID 19-Erwerbsersatz (indirekt Betroffene)	16.4.2020
600 000 000	Unterstützung flugnahe Betriebe	29.4.2020
225 000 000	Darlehen an IKRK und Beitrag an IWF	29.4.2020
65 000 000	Kinderbetreuung	6.5.2020
40 000 000	Tourismus	6.5.2020
31 000 000	Humanitäre Hilfe	13.5.2020
57 000 000	Multilaterale Entwicklungszusammenarbeit	13.5.2020
50 000 000	Ausfallentschädigung für Kulturunternehmen und Kulturschaffende	13.5.2020
50 000 000	Finanzhilfen Breiten- und Leistungssport	13.5.2020
175 000 000	Darlehen für die Profi-Ligen in Fussball und Eishockey	13.5.2020
100 000 000	Armeeapotheke (Impfstoffe, Sanitätsmaterial)	20.5.2020
14 200 000 000	Bundesbeitrag an die ALV	20.5.2020
9 000 000	Beihilfen Pflanzenbau	20.5.2020
18 000 000	Medien (indirekte Presseförderung)	20.5.2020
289 000 000	Corona -Tests	24.6.2020
<b>30 781 000 000</b>	<b>Beschlossene Ausgaben 2020</b>	
20 000 000 000	COVID 19-Überbrückungskredite	20.3.2020
20 000 000 000	Aufstockung COVID 19-Überbrückungskredite	3.4.2020
100 000 000	Bürgschaftskredite Start-ups	22.4.2020
1 275 000 000	Garantien Fluggesellschaften	29.4.2020
<b>41 375 000 000</b>	<b>Bürgschaften und Garantien</b>	
<b>72 156 000 000</b>		

QUELLE: EIDGENÖSSISCHE FINANZVERWALTUNG

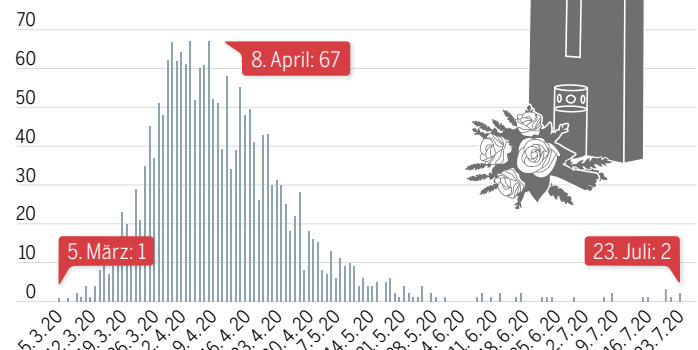
## Sterblichkeit in der Schweiz

Anzahl Todesfälle pro Kalenderwoche



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

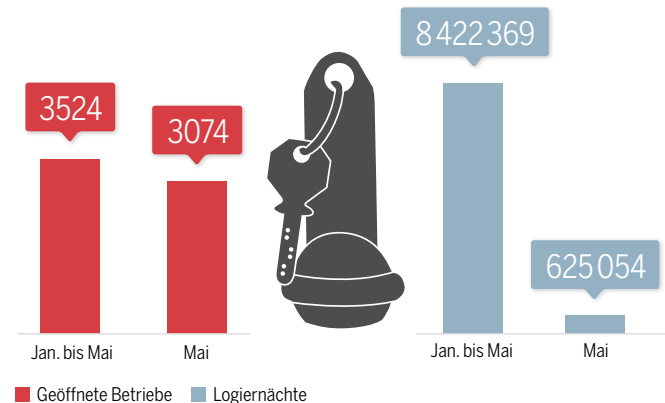
Anzahl täglicher Corona-Todesfälle



QUELLE: BUNDESAMT FÜR GESUNDHEIT

## Hotellerie

Angebot und Nachfrage in den geöffneten Betrieben, provisorische Zahlen



QUELLE: BEHERBUNGSSTATISTIK (HESTA)

# Corona-Schweiz in Zahlen

Ein kleines Virus kostet den Bund Milliarden von Franken für Notkredite und Rettungsmassnahmen. Zu den grossen Verlierern der Corona-Krise gehören die Hotellerie – und der öffentliche Verkehr. Die Schweizer fahren wieder lieber im geschützten Auto. *Von Peter Keller*

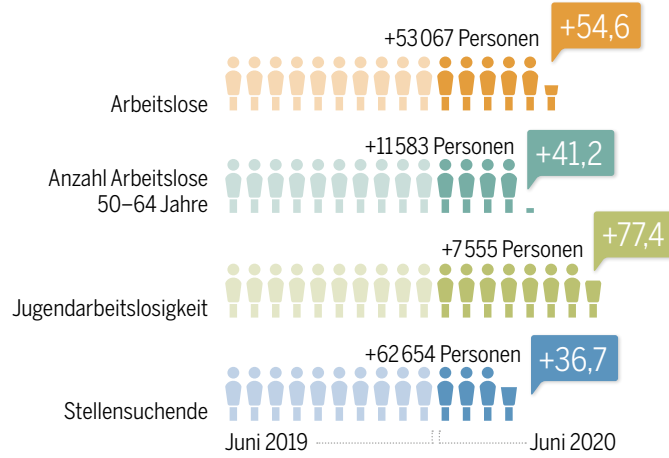
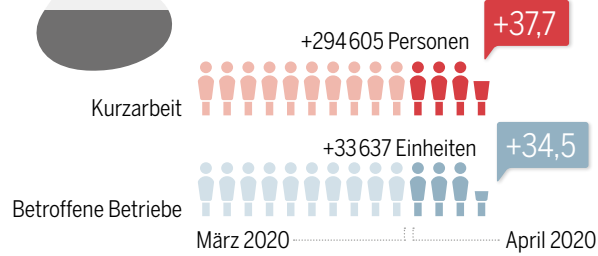
Nach der Virus-Vollbremse durch den Bundesrat musste es schnell gehen. Um die Wirtschaft vor dem Kollaps zu bewahren, wurden Millionen und Milliarden an finanziellen Massnahmen beschlossen – auf Basis der Notverordnung des Epidemiengesetzes, die dem

Bundesrat fast uneingeschränktes Handeln erlaubte. Die Grafik ganz links zeigt die Finanzbeschlüsse, und zwar chronologisch seit dem 13. März. Die Liste ist unterteilt in Ausgaben (rot) und Kredite (orange). Die grossen Brocken bei den Ausgaben bilden die Beiträge an

die Arbeitslosenversicherung für die Kurzarbeitsentschädigung (20 Milliarden) und weitere 4 Milliarden als Erwerbsersatz, hauptsächlich für Selbständigerwerbende, die keinen Anspruch auf Kurzarbeitsentschädigung geltend machen können. Diese Gelder sind weg.

## Arbeitslosigkeit im Juni 2020

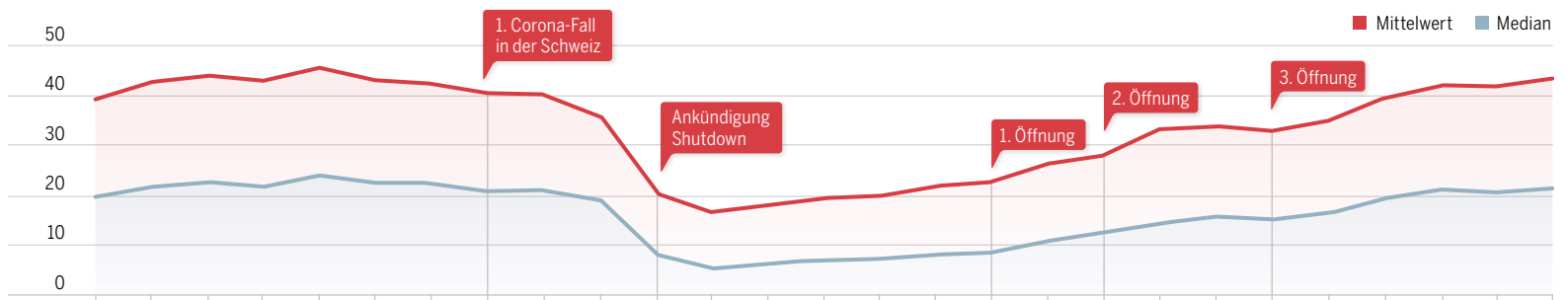
Veränderung gegenüber Vormonat/Vorjahr, in Prozent



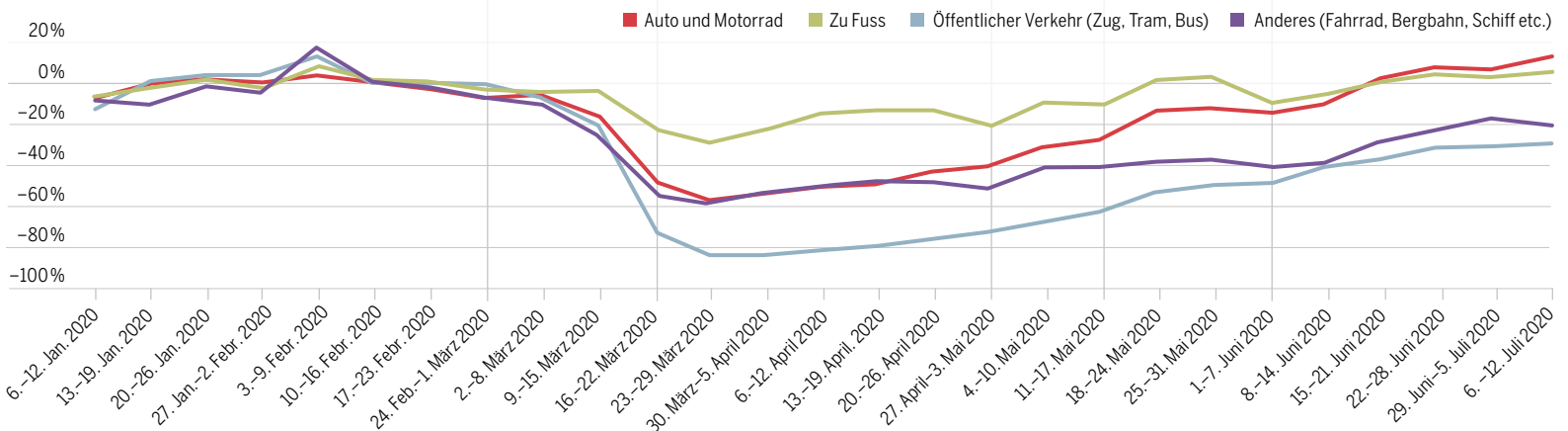
QUELLE: STAATSSSEKRETARIAT FÜR WIRTSCHAFT (SECO)

## Mobilität in der Schweiz

Durchschnittliche Tagesdistanzen pro Woche in der Schweiz, in km



Entwicklung Tagesdistanzen nach Verkehrsmittel



QUELLE: REPORT MOBILITÄTS-MONITORING COVID-19

Wie viel von den gut 41 Milliarden Franken für Bürgschaften und Kredite tatsächlich zurückbezahlt wird, ist offen. Das Total (blau) der finanziellen Massnahmen beträgt 72,2 Milliarden Franken – das war in etwa der Gesamthaushalt des Bundes im Jahr 2017.

### Dramatische Zunahme

Die Sterblichkeitskurve bestätigt das Profil der Corona-Opfer: Das Virus trifft vor allem ältere Menschen mit Vorerkrankungen. In der Altersklasse 0 bis 64 Jahre (blaue Kurve) ist zu keiner Zeit eine Übersterblichkeit feststellbar. Kaum eine Branche wurde so fundamental vom Shutdown getroffen wie die Hotellerie –

und solange die Welt Covid-19 nicht im Griff hat, wird der Tourismus massiv eingeschränkt bleiben. Nicht nur im Bereich Gastgewerbe, insgesamt hat die Arbeitslosigkeit gegenüber 2019 dramatisch zugenommen, nämlich um 54,6 Prozent: Ende Juni wurden 150 289 Arbeitslose registriert; ein Plus von 53 067 Personen gegenüber dem Vorjahresmonat.

Anfang Juli hat der Bundesrat die Höchstbezugsdauer von Kurzarbeitsentschädigung von zwölf auf achtzehn Monate verlängert. Damit sollen Massenentlassungen – wenigstens vorläufig – verhindert werden. Trotz der Massnahmen wird ab Herbst eine Konkurswelle erwartet.

Der Shutdown hat auch die Mobilität im Land komplett verändert. Während sechs Wochen stand die Schweiz buchstäblich still, wer nicht beruflich unterwegs sein musste, reduzierte seinen Radius auf die wenig nötigen Besorgungen. Mittlerweile bewegen sich die täglich zurückgelegten Distanzen wieder auf dem Vor-Corona-Niveau. Allerdings gibt es bei den Verkehrsmitteln einen klaren Verlierer: der öffentliche Verkehr. Herr und Frau Schweizer sind wieder vermehrt aufs Auto umgestiegen. Man fühlt sich auf den eigenen vier Rädern offensichtlich geschützter als in Zügen, Bussen und Trams.



# «Labor für Europa»

Soziologe, Philosoph, Brückenbauer, Medienmanager:

SRG-Generaldirektor Gilles Marchand, 58, ist eine Persönlichkeit mit vielen Facetten.

Mit einem neuen Medienprojekt will er den Röschtigraben überwinden. *Von Thomas Renggli*

Bluejeans, dunkler Sakko, lässige Sneakers. Zur Begrüssung streckt er freundlich lachend den Ellbogen entgegen, der Fotografin will er beim Aufstellen der Blitzlichtanlage helfen. Gilles Marchand verströmt die freundliche Lockerheit des Romand. In seinem Beruf sah er sich in den vergangenen Jahren aber mehr als einmal mit einem Endzeit-Szenario konfrontiert. Zu seinen Zukunftsaussichten sagt der Generaldirektor der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) lachend: «Welche Katastrophe kommt als Nächstes?» Ein Gespräch mit welschem Charme.

**Herr Marchand, wir befinden uns am Zürcher Hauptbahnhof. Vor wenigen Wochen war dieser Ort wie leergefegt. Was geht Ihnen durch den Kopf?**

Es war eine gesellschaftlich bizarre Situation. Der Bahnhof steht quasi für unsere Gesellschaft. Ohne Mobilität wird das Leben in der Schweiz schwierig. Wir sind eine Mobilitätsbevölkerung – und wenn plötzlich alles stillgelegt ist, bedeutet dies, dass etwas nicht in Ordnung ist. Die momentane Situation ist aber vielleicht auch eine gute Gelegenheit, die Mobilität zu überdenken und an die neuen Bedingungen anzupassen. Muss man sich immer mit individuellen Mitteln wie Autos fortbewegen? Oder kann man es anders organisieren? Und weshalb sitzen wir immer alle zur gleichen Zeit im selben Zug? Die Phase, in der wir uns befinden, ist eine Chance für tiefe Reflexionen.

**Sie fahren Zug?**

Fast immer. Ich wohne in Bern direkt beim Bahnhof. Heute habe ich meinen Sohn aber mit dem Auto an den Flughafen gebracht, bin danach in die Innenstadt gefahren und suchte einen Parkplatz. Ein schier unmögliches Unterfangen. Bern ist keine Stadt für Autos, sondern für den ÖV. Wir benutzen das Auto nur, wenn wir in die Berge fahren oder einen Ausflug mit der ganzen Familie machen. In der Schweiz kommt man bestens ohne Auto durchs Leben. In Kanada, wo mein Sohn studiert, ist dies anders.

**In Zürich will die Regierung Parkplätze abschaffen, die Strassen verschmälern, flächendeckend Tempo 30 einführen...**

Das ist eine Systemfrage. Man darf nicht nur über Parkplätze sprechen. Die sind letztlich nur ein Mosaikstein in der ganzen Planung. Man muss auch beurteilen,

wie man zu den Parkplätzen gelangt – und wie sie in die Stadt und ins Verkehrsnetz eingliedert sind. Man muss die Diskussion öffnen und wohl ganz neue Formen der Mobilität überdenken. Wie lassen sich Verkehrsmittel und Flächen teilen? Wie können wir das Verkehrsaufkommen in allen Bereichen kanalisieren und verlagern?

**Aber jetzt fürchten sich viele Menschen vor dem öffentlichen Verkehr...**

Ich glaube, dass sich dies mit der Maskenpflicht ändern wird. Dies war eine klare Ansage. Die Züge sind momentan zwar weniger gut besetzt als vor der Pandemie. Aber wir befinden uns schliesslich in der Ferienzeit. Vielleicht müssen wir bis August oder September warten, um zu beurteilen, ob die Maskenpflicht ein Erfolg war.

**Sie tragen eine Maske?**

Selbstverständlich. (*Deutet auf die Brusttasche seines Sakkos*) Das ist auch meine Pochette. (*Lacht*)

**Sie stammen aus der Nähe von Nyon, wohnen und arbeiten in Bern, sind aber auch viel in den Studios in Zürich, Lugano und**

---

**«Man kann sich auf die Schweizer verlassen. Das hat wohl mit unserem politischen System zu tun.»**

---

**Chur. Wo befindet sich für Sie das Zentrum des Landes?**

Das Zentrum ist nichts Physisches. Es muss nicht mit einer Infrastruktur zusammenhängen. Für mich ist das Zentrum eine Weltanschauung oder ein Standpunkt. Die SRG ist sehr dezentral organisiert. Deshalb lässt sie sich auch dezentral steuern. Ein Zentrum ist für mich etwas Verbindendes und Gemeinsames. Es darf nicht auf Macht basieren – sonst verhindert es das konstruktive Zusammenarbeiten. Wenn wir unseren Mitarbeitern eine gute, gemeinsame Perspektive bieten können, funktioniert unser Zentrum. Die SRG mit ihrem Aufbau spiegelt quasi die föderalistische Schweiz. Was die Kantone selbständig machen, können auch unsere Sender selbständig machen. Ich denke, diese Praxis ist ein Mehrwert – für das Land, aber auch für die SRG.

**Spüren Sie den nationalen Zusammenhalt in diesen schwierigen Zeiten?**

Die Krisenbewältigung war eine Rhythmus- und Zeitfrage. Dies spiegelte sich auch in der

SRG wider. Zuerst wurde bei uns RSI [Radio-televisione svizzera] – der italienischsprachige Sender – mit der Pandemie konfrontiert, weil eine grosse Nähe zwischen Lugano und der Lombardei besteht. Dann folgte RTS [Radio Télévision Suisse] in Genf – weil die Stadt an der Grenze zu Frankreich liegt und eine sehr internationale Bevölkerung hat. Dann kam Lausanne: ebenfalls eine gutvernetzte Agglomeration. Erst danach folgten, sehr langsam, Bern, Basel, Zürich und Chur. Aber wir sagten uns von Beginn an: Wir müssen uns gemeinsam diesem Problem stellen.

**Solidarität ist ein zentrales Wort in diesen Tagen. Sind die Schweizer ein solidarischer Volk?**

Absolut. Wir haben in unserem Land zwei Kernwerte: Solidarität und Verantwortungsbewusstsein. Und in dieser Zeit haben wir gespürt, dass die Menschen in der Schweiz verstehen, wann es wichtig wird. Dann sind sie bereit. Man kann sich auf die Schweizer verlassen. Das hat wohl mit unserem politischen System zu tun. Wenn man jährlich vier- bis fünfmal abstimmen kann, wenn die politische Diskussion ständig aufrechterhalten wird, festigt dies auch das Verständnis der Menschen für wichtige Themen. Dieser Prozess stärkt das Verständnis für den Staat; für den Staat als gemeinsame Basis und sozialisierenden Faktor. Diese Diskussionskultur fördert das Verantwortungsbewusstsein. Denn wir wissen: Jede Entscheidung zieht eine Konsequenz nach sich.

**Die Utopie des grenzenlosen Europa löste sich während der Krise in Luft auf. Spüren Sie dies auch in Ihrer Funktion als SRG-Generaldirektor – und vor allem als Mitglied des Exekutivrats der Europäischen Rundfunkunion (EBU)?**

Die Zukunft von Europa ist eine grundsätzliche Diskussion. Und sie wird von zwei Strömungen mit unterschiedlichen Ansätzen geführt. Die eine Seite sagt, wir müssen schnell reinvestieren, um eine rasche Verbesserung zu erreichen. Das bedeutet aber auch, dass wir grosse Schulden in Kauf nehmen. Das ist ähnlich wie der Marshallplan. Die andere Seite – mit Ländern wie den Niederlanden, Österreich oder den nordeuropäischen Staaten – sagt, die Hilfgelder müssen davon abhängen, was die einzelnen Staaten schon geleistet haben und in wel-



«Welche Katastrophe hatten wir noch nicht?»: Charmeur Marchand.

cher Situation sie sich befinden. Man kann beobachten, dass diese Diskussion nicht nach dem Links-rechts-Muster geführt wird. Die politischen Grenzen sind in gewissem Sinn fließend geworden. Es hat mit einer Vision, mit Perspektiven zu tun – immer auf die Frage gerichtet: Wie kann man eine solche Krise meistern? Und da ist es selbstverständlich schwierig, in einem solch vielfältigen Europa Einstimmigkeit zu erreichen. Zu den Medien ist zu sagen:

---

**«In schwierigen Zeiten schätzen die Menschen den Service public ganz besonders.»**

---

In schwierigen Zeiten – und wenn wichtige Themen auf der Tagesordnung stehen – schätzen die Menschen den Service public ganz besonders. Diese Erfahrungen haben alle EBU-Stationen gemacht. Die Arbeit der staatlichen Fernseh- und Radiostationen gewinnt in Krisensituationen enorm an Wert. Die Menschen brauchen quasi einen virtuellen Dorfplatz. Sie wollen sich mit anderen austauschen, weil sie das Problem nicht selber lösen können.

**Es geht in der EU um ein Hilfspaket in der Höhe von rund 1,8 Billionen Euro. In der Schweiz werden die Kosten für die Krise auf 35 Milliarden Franken beziffert. Sind solche Zahlen für Sie real?**

Nein. Es ist schwierig, Hunderte von Milliarden konkret zu spüren. Aber vielleicht ist das Tempo der Reaktion noch wichtiger als die Höhe der Summe. Ohne eine klare Reaktion zum jetzigen Zeitpunkt wird es für den ganzen Kontinent sehr schwierig werden. Wir haben keine Zeit für Theorie.

**Welche Rolle kann die Schweiz spielen?**

Die Schweiz ist ein gutes Labor. Wir können als Beispiel dienen, wie man reinvestieren und die Wirtschaft unterstützen kann. Wie man mit verschiedenen Kulturen und Interessengruppen eine gemeinsame Lösung findet. Das spüre ich auch in meiner Arbeit bei der SRG. Vom Ausland werden wir aufmerksam beobachtet, wie es uns gelingt, in einem kleinen Markt mit vier Sprachen Lösungen und einen gemeinsamen Nenner zu finden. Wir haben hier eine grosse Vielfalt auf kleinem Raum, in dem sehr dynamische Prozesse ablaufen. Die Schweiz kann gute Ideen einbringen, die ganz Europa dienen können.

**Wie haben sich die Menschen in Ihrem Umfeld während der Krise verhalten und verändert?**

In meinem persönlichen Umfeld änderte sich nicht viel: Meine Frau ist Journalistin [Victoria Marchand, die Herausgeberin und Chefredaktorin der Marketing- und Kommunikationsplattform Cominmag, d. Red.] und



arbeitet seit je im Home-Office. Und ich bin es gewohnt, von dort aus zu arbeiten, wo ich gerade bin. Unser Sohn kehrte vorübergehend aus Kanada zurück. Denn für den Fall, dass es noch schwieriger geworden wäre, schien uns dies besser. Unsere Tochter lebt in der Gegend von Neuenburg. Wir wollten diese Situation als Familie gemeinsam durchstehen. Grundsätzlich gab es in der Bevölkerung zwei Reaktionen auf die Krise: Es gab die Menschen, die sich grosse Sorgen machten, welche die negativen Aspekte in den Vordergrund rückten und Angst bekamen; und es gab diejenigen, die die Situation als Chance sahen, neue Denk-, Lebens- und Arbeitsmodelle zu entwickeln und Lösungen zu finden. Ich denke nicht, dass dies eine kurzfristige Krise ist. Covid-19 wird nicht einfach verschwinden. Deshalb müssen wir alles überdenken: wie eingangs erwähnt, die Mobilität, aber auch die Arbeitszeiten und Kommunikationswege. Weshalb müssen wir alle immer gemeinsam um acht Uhr morgens im Büro sein?

**Damit man zusammen Kaffee trinken kann. Glauben Sie nicht an die inspirierende Wirkung der Kaffeepausen?**

*(Lacht)* Nicht zwingend um acht Uhr. Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich betrachte die spontanen Begegnungen und Diskussionen im Büro als wichtig. Aber wir müssen nicht immer alle zur gleichen Zeit am gleichen Ort sein. Die Arbeitsleistung sollte der wichtigste Massstab sein – und nicht der Zeitfaktor. Vielleicht müssen wir unser ganzes Modell überdenken. Ich kann mir gut vorstellen, dass wir von einem globalen Modell zu einem multinationalen Ansatz übergehen. Die Dinge sind eng miteinander verbunden und darum nicht leicht zu entflechten. Die

---

**«Weshalb müssen wir alle immer gemeinsam um acht Uhr morgens im Büro sein?»**

---

Schnelligkeit und die Stärke dieser Pandemie werden ihre Spuren in der Beziehung zu anderen hinterlassen, in Aspekten wie dem Klima, der Ernährung, dem Gesundheitssystem oder der Planung. Wir können aus ihr lernen und neue Ideen entwickeln.

**Sie traten Ihre Stelle am 1. Oktober 2017 an. Man kann kaum behaupten, dass Sie seither eine extrem ruhige Zeit in Ihrem Job verbracht hätten...**

... *(Lacht)* Eher nicht.

**Ziehen Sie Krisen an?**

Vielleicht ist dies mein Schicksal. Ich bin 2001 bei TSR [Télévision Suisse Romande, heute Teil von RTS, Anm. d. Red.] gestar-

tet. Zuvor war ich Verlagsmanager bei Ringier Romandie. Vor neunzehn Jahren war die Herausforderung, das Fernsehen im Internet zu etablieren. Alle waren dagegen – was nachvollziehbar war. Denn wir betreten Neuland, und es war noch nicht alles perfekt. Aber wir wagten den Schritt und erhielten recht. Dann sagten wir uns 2008: Es ist Zeit, dass Radio und Fernsehen zusammenarbeiten können. Es war der Start des Konvergenzprozesses. Das heisst, im Tessin existierte dieses Modell mehr oder weniger schon. Aber in der Romandie und in der Deutschschweiz funktionierten Radio und TV getrennt. Ich sagte mir: Das ist absurd.

**Warum?**

Wir müssen uns koordinieren, um das Publikum besser zu erreichen. Das war wiederum ein Kampf – schwierig und von Widerständen geprägt. Mittlerweile ist dieses Modell eine Selbstverständlichkeit geworden. Dann folgte 2015 die Abstimmung über das neue Radio- und Fernsehgesetz, bei der die Stimmbürger nur knapp ja sagten. Das war nochmals ein grosser Kampf. 2018 schliesslich kam es zur «No Billag»-Abstimmung, bei der sich die SRG schon fast mit der Existenzfrage konfrontiert sah. Parallel dazu hatten wir stark rückläufige Tendenzen auf dem Werbemarkt zu beklagen. Und jetzt haben wir die Corona-Krise. Wenn ich an die letzten zwanzig Jahre zurückdenke, hatte ich alle zwei, drei Jahre eine neue Krise zu überstehen.

**Welche Note geben Sie sich als Krisenmanager?**

Das müssen Sie meine Kollegen oder die Bevölkerung fragen. Ich kann nur konstatieren: Wir sind noch da. Fernsehen und Radio produzieren noch. Und wir haben gute Quoten. Viel wichtiger aber war, dass die Menschen während der Krise realisiert haben, dass wir systemrelevant sind. Das ist meine Antwort auf die Frage: Wenn man systemrelevant ist, hat man im Krisenmanagement nicht alles falsch gemacht.

**Ausgerechnet in dieser schwierigen Phase verlor die SRG die Rechte an der Champions League. Ist dies eine direkte Auswirkung auf die rückläufigen Werbeeinnahmen?**

Nein. Wir haben in der Schweiz eine neue Marktsituation. Früher konkurrierten sich TV-Stationen um die Fussballrechte. Nun sind es die grossen Telecom-Firmen – mit ganz anderer wirtschaftlicher Stosskraft. So sicherte sich die Swisscom die Champions-League-Rechte für einen hohen Preis. Danach schrieb sie die Sublizenz aus. Und CH Media griff zu. Wir konnten nicht um jeden Preis mitbieten. Denn wir dürfen nicht alles auf eine Sportart setzen. Es gibt nicht nur Fussballfans. Wir müssen auch an

die Ski-, Reit-, Rad- oder Leichtathletikfans denken. Sonst verlieren wir unsere Legitimation. Wir boten für die Champions-League-Rechte mehr als früher, aber es gab eine Schmerzgrenze.

**Werden wir kein Tennis mehr sehen, wenn Roger Federer dereinst zurücktritt?**

Hoffentlich werden wir weiterhin Tennis sehen. Denn es gibt viele Fans dieses Sports in der Schweiz. Und es gibt viele Menschen, die

---

**«Wenn man systemrelevant ist, hat man im Krisenmanagement nicht alles falsch gemacht.»**

---

Tennis spielen. Und Sport hat viel mit Service public zu tun. Der Sport baut Brücken.

**Welches sind Ihre nächsten Projekte?**

Im Zentrum steht «Play Suisse», eine Plattform, die alle Sprachregionen verbindet. Damit starten wir im Herbst. Die meisten Menschen nutzen nur das SRG-Angebot in ihren jeweiligen Sprachregionen. Meine Idee ist es, einen gesamtschweizerischen Service zu bieten und quasi Brücken über die Sprachgrenzen zu bauen. In der digitalen Welt funktioniert dies. «Play Suisse» – verfügbar auf Smartphone, PC, TV und als App – wird die erste nationale Streaming-Plattform sein. Für mich ist sie die neue «idée suisse»: ein Angebot von allem, was unsere Daseinsberechtigung und unseren Leistungsauftrag ausmacht. Mit seiner viersprachigen Logik wird «Play Suisse» zum Labor für Europa. Die beschleunigte Digitalisierung spielt uns dabei in die Karten. Sie können sich künftig frei entscheiden, was sie in welcher Sprache hören und untertitelt haben wollen. «Play Suisse» ist mehr als eine Mediengeschichte. Die Plattform besitzt die Kraft einer gesellschaftlich integrativen Grösse. Denn sie wird die Sprachregionen verbinden und den Menschen einen neuen Zugang zur Vielfalt unseres Landes ermöglichen.

**Zum Schluss. Womit rechnen Sie für die Zukunft? Was macht Gilles Marchand in zehn Jahren?**

*(Lacht)* Welche Katastrophe hatten wir noch nicht? In zehn Jahren werde ich wohl weiterhin im Bereich der Soziologie und der Medien tätig sein. Ich möchte mein Wissen weitergeben: in Form von Büchern oder Ausbildungsprogrammen. Ich bereite momentan ein Buch zusammen mit meinem ehemaligen Professor der Soziologie vor. Darin erklären wir unter anderem, weshalb es so wichtig ist, dass wir Brücken bauen und Sprachgrenzen überwinden – gerade in Zeiten wie diesen. Mit anderen Worten: Ich habe keine Ahnung, was ich in zehn Jahren machen werde. Aber ich bin bereit für fast alles. ○

# Der kleine Tennis-Prinz

Er leidet am Asperger-Syndrom. Im Tennis ist er eine Klasse für sich. Flynn Richter, 12, verzaubert seine Mitmenschen – und kann dennoch richtig böse werden.

Von Thomas Renggli

Scheues Lächeln, feine Gesichtszüge, wache Augen, ein funkelnder Stein am linken Ohr: «Ein Geschenk von Grosspapa», sagt Flynn. Der Zwölfjährige sitzt am runden Esstisch zu Hause im zürcherischen Ebmingen. Neben ihm Mutter Sandra Thomas und die Schwestern Hannah, 13, und Leonie, 15. «Sie sind seine Beschützerinnen», sagt die Mutter, die sich alleine um Haus und Familie kümmert.

Flynn ist anders als die anderen Kinder. Erst mit vier Jahren begann er zu sprechen, in Kindergarten und Primarschule zeigte er sich verhaltensauffällig und aggressiv. Diagnose: Asperger-Syndrom, eine Erkrankung innerhalb des Autismus-Spektrums. «Er gilt als nicht beschulbar», erzählt die Mutter und streicht ihrem Sohn durchs blonde Haar. Von der Volksschule wurde er verwiesen. Nun hat er in der LIP-Schule in Zürich, in der nach dem Montessori-Prinzip unterrichtet wird, eine Institution gefunden, die auf seine Bedürfnisse ausgerichtet ist. Flynn kann täglich höchstens zwei Stunden lernen: «Sonst wird er ausfällig oder beginnt zu zittern», so die Mutter.

## Englisch in zwei Wochen

Flynn besitzt andere Qualitäten. Wenn ihn ein Thema interessiert, stürzt er sich mit all seiner Energie in die Materie. Englisch lernte er innerhalb von zwei Wochen. Als Nächstes will er sich mit Französisch und Russisch befassen.

Auf dem Tennisplatz setzt er Massstäbe – europaweit. Seit drei Jahren ist er in seiner Altersklasse ungeschlagen. Anfang Juli wurde er bei den U12-Junioren zum fünften Mal nacheinander Schweizer Meister. In der U16-Kategorie belegt er Platz 2. Weil seine Mutter will, dass er auch das Verlieren lernt, meldete sie ihn im November an einem Turnier für Erwachsene an. Es war ein kläglicher Versuch. Flynn fegte alle Gegner vom Platz.

«Neben dem Platz ist Flynn ein Lämmli, auf dem Platz kann er heftig reagieren», sagt seine Mutter. Flynn habe den Verlauf der Ballwechsel in der Regel schon im Kopf, bevor der Punkt gespielt sei. Hält sich der Gegner nicht an den Plan, kann Richter die Fassung verlieren – komplett. So ist er selber sein härtester Gegner. In diesem Jahr handelte er sich wegen seines rüpelhaften Auftretens eine dreimonatige Sperre ein: «Zum guten Glück während der Corona-Zeit», wie die Mutter lächelnd sagt. Swiss Tennis hat das Pro-

blem erkannt und Flynn eine Psychologin zur Seite gestellt. Einmal pro Woche fährt er zur Therapie nach Bern: «Ganz alleine – mit dem Zug», erklärt die ältere Schwester Leonie.

Flynn sitzt beim Gespräch ruhig da und hört zu. Sagt er etwas, sind seine Sätze präzise, aber kurz. Seine Schwestern beobachten ihn mit mütterlichem Blick: «Wir sind sehr stolz auf ihn», sagen sie. Auch die Mädchen besitzen grosses sportliches Talent. Leonie ist die nationale Nummer 2 im Squash. Hannah galt als



«Ich will die Nummer 1 der Welt werden – wie Novak Djokovic»: Wunderkind Flynn Richter.

Hoffnung im Eiskunstlauf. Weil der finanzielle Aufwand für zwei Kinder im Spitzensport die Möglichkeiten der alleinerziehenden Mutter sprengt, wechselte Hannah zum Synchron-Eiskunstlaufen. Sandra Thomas rechnet vor: «Die Kosten für die Tenniskarriere von Flynn betragen jährlich zwischen 60 000 und 80 000 Franken. Swiss Tennis steuert 7000 Franken bei.»

Dass Flynn im Alter von fünf Jahren mit Tennis begann, war Zufall. In der Waschküche am früheren Wohnort in Kriens fand er das Racket des Grossvaters und fragte: «Was ist das?» Zum sechsten Geburtstag wünschte er sich eine Tennisstunde. Mutter Sandra brachte ihn zum TC Horw zu Trainer Martin Vacek – und freute sich über die Abwechslung: «Es war das erste Mal seit Jahren, dass ich eine Stunde für mich hatte.» Als

sie ihren Sohn abholte, stand sie einem perplexen Tennislehrer gegenüber: «Ihr Sohn ist der Wahnsinn. So etwas habe ich noch nie gesehen.»

Ab diesem Moment schlug Flynn Richter seinen Gegnern die Bälle um die Ohren, so dass der Konkurrenz Hören und Sehen verging – und ihm die Sparringspartner ausgingen. Zuerst wechselte er zum Tennisclub Allmend ins benachbarte Luzern. Doch auch dort war niemand seiner Kadenz gewachsen. Erst in Zürich, in der Tennis Academy des früheren Profis Robin Roshardt, fand er das richtige Umfeld. Deshalb zog die Familie aus der Inner- schweiz nach Zürich.

## Berührende Gedanken

Flynn kann dort auf die Unterstützung von spendablen Sportfreunden zählen: von Alfred Meili, dem Besitzer der Tennisanlage Lengg, sowie von Unternehmer Reinhard Fromm. «Die beiden stehen voll hinter uns.» Derweil formuliert Flynn Richter sein Ziel klipp und klar: «Ich will die Nummer 1 der Welt werden – wie Novak Djokovic.» Den Serben bezeichnet er als sein grosses Vorbild: «Weil er der Beste ist – und oft auch gegen Vorurteile und Anfeindungen zu kämpfen hat.» Ob Flynn sein Ziel erreichen wird? Robin Roshardt mahnt zur Vorsicht: «Flynn hat alles, was es braucht: Talent, Einstellung, Kampfgeist und ein erstaunliches Antizipationsvermögen.» Aber mit dem Begriff Wunderkind müsse man im Tennis vorsichtig umgehen. Der Weg an die Spitze ist weit und hart: «Es gab schon viele herausragende Spieler auf U12-Stufe – aber später hörte man nichts mehr von ihnen.»

Doch Flynn ist ja besonders. Auf die Frage, was er sich zum Geburtstag wünsche, sagt er: «Nichts.» Schwester Hannah erklärt: «Flynn will seinen Geburtstag nie feiern. Denn er denkt, dass er mit jedem Jahr dem Tod einen Schritt näher kommt.» Es sind berührende Gedanken eines Zwölfjährigen, der in seinem Kinderzimmer eine Tenniswand aufgestellt hat und von sich sagt, dass er nur einen echten Freund habe: seinen Tennispartner Lorenzo. Trotzdem verlässt der Besucher die schöne Sechszimmerwohnung mit einem guten Gefühl. Denn Mutter Sandra und die Schwestern Leonie und Hannah schenken ihrem kleinen Prinzen das, was es auf keinem Tennisclub zu gewinnen gibt: Liebe, Schutz und Zuneigung. ○



# «Was ist los mit den Leuten?»

Ihre Zeichnungen auf Migros-Papiersäcken sollten die Menschen im Corona-Sommer aufheitern. Nach Sexismus-Vorwürfen mussten die drei Künstlerinnen einen Shitstorm über sich ergehen lassen. Nach langem Schweigen geben sie der *Weltwoche* ihr erstes Interview. *Von Roy Spring*

Mickry3? Das sind drei Frauen: Nina von Meiss, 41, Dominique Vigne, 39, und Christina Pfander, 39. Kennengelernt haben sie sich als Studentinnen an der F+F Schule für Kunst und Design in Zürich. Seit zwanzig Jahren sind sie als Künstlerinnen-Trio aktiv; zuerst in der Zürcher City. Nach mehreren unfreiwilligen Atelierwechseln hat es sie vor dreizehn Jahren an den Stadtrand nach Schlieren verschlagen. Auf dem grün überwucherten Gaswerkareal der Arbeitsgemeinschaft Zürcher Bildhauer (AZB), direkt an der Limmat, haben Mickry3 ihr grosszügiges zweistöckiges Atelier in einer ehemaligen LKW-Werkstatt. Der Atelierhund Monty, ein Mischling aus dem Tierheim, ist als Erster am Gartenzaun.

## Woher kommt eigentlich euer Name?

Das war ganz am Anfang. Wir hatten zusammen ein paar Sachen gezeichnet und waren auf dem Weg zu Pipifax, einem Comicgeschäft an der Ankerstrasse. Vor der Türe fiel uns ein, dass wir noch einen Namen brauchten. Und weil uns die Zeichnungen plötzlich so mickrig vorkamen, entschieden wir uns für Mickry3.

## Wie seid ihr auf die Idee gekommen, als Künstlerinnen-Trio aufzutreten?

Das war kein bewusster Entscheid. Aus Spass haben wir angefangen, Kunst zu machen. Einen Plan hatten wir nicht, es hat sich einfach so ergeben.

## Wie ging es los?

Ein Freund organisierte 1999 eine Ausstellung in der Escher-Wyss-Unterführung. Zu dritt überlegten wir uns ein Thema. Spätabends lief im Fernsehen immer diese Sexwerbung. «Sex sells», dachten wir, «das ist es doch!» Und schon bastelten wir ein Sexprodukt nach dem anderen; Brüste für Fr. 5.95, eine «Power Muschi For You» oder die «Cinderella für unterwegs». Diese Objekte konnte man dann im «Susishop» kaufen.

## Welche Reaktionen gab es?

Es hat mega eingeschlagen! Die Leute hatten Spass an den Artikeln, wir verdienten 700 Franken. Das war immens! Sogar der *Züritipp* schrieb über uns.

## Und dann?

Dann bauten wir drei Jahre lang den «M3-Supermarkt» mit zwölf Abteilungen. Wie verrückt bemalten wir Karton, klebten Plastik und nähten Stoff. Es gab einen Ausstellungskatalog, in dem man alles be-

stellen konnte. Das Kunsthaus Zürich kaufte die Installation «Susishop». Alle berichteten über uns. Wir waren also jetzt die mit diesen Sexprodukten.

Als Nächstes wollten Mickry3 grössere Objekte machen. Sie bauten Skulpturen aus Pappmaché. «Das war praktisch, günstig und bei den vielen Atelierwechseln leicht zu transportieren.» Nur einmal war die Skulptur so gross, dass sie nicht mehr durch die Türe passte. «Einfach machen und nicht lange überlegen – das war unsere Devise.» Es entstanden dreidimensionale Metamorphosen, die von Comics und Computeranimationen inspiriert waren.

Mit einer Skulptur, in der sie sich selbst darstellten – drei Frauen, hoffnungslos ineinander verschmolzen – gewannen sie 2006 ein Stipendium der Stadt Zürich. Das hiess: ein halbes Jahr in ein Atelier in Paris, im verflixten siebten Jahr. «Wir waren überfordert, plötzlich so nah zusammen», sagen sie heute. Zum ersten Mal dachten sie ans Aufhören, doch sie rauchten sich zusammen.

## «Das ist doch nur noch abstrakt, lächerlich. Und irgendwie beunruhigend, ehrlich gesagt.»

«In Paris beschlossen wir, der Welt zu beweisen, dass drei Frauen zusammen etwas zustande bringen können.» Gemeinsam klappten sie die grossen Museen ab, und in der nächsten Schaffensphase coverten sie Gemälde alter Meister: da Vinci, Botticelli, Vermeer und so weiter.

## Wie fühlt man sich als Teil eines Kollektivs?

Wir sind ein eingespieltes Team. Da wir sehr verschieden sind, bringt jede von uns etwas anderes hinein. Zu dritt inspiriert man sich gegenseitig, und wenn schon drei eine Idee toll finden, kann sie nicht voll daneben sein.

## Was sind eure Gemeinsamkeiten?

Uns verbinden der Humor und der Wille zur Verständigung. Im Zentrum steht, dass wir das zusammen machen wollen, daran hat sich nichts geändert. Auch wenn wir müde sind oder es mal nicht läuft. Hochs und Tiefs gibt es auch, wenn man solo arbeitet.

## Könnt ihr von Kunst leben?

Schön wär's! Wir haben zwar viel Aufmerksamkeit, aber finanziell läuft es nicht immer rosig. Wir haben Nebenjobs: Dominique als

Blutproben-Kurierin, Christina im Pflanzengeschäft des Freundes, Nina als Mutter von drei Kindern. Wir müssen viel Geld umsetzen, wir leben in der Schweiz. Und wir müssen immer alles durch drei teilen.

Nach der Rodin-Retrospektive in Zürich 2007 fanden Mickry3 wieder zur Bildhauerei zu-



rück. Kaum zurück aus Paris, meisselten sie im Atelier drauflos. Inspiriert von Rodins «Le Penseur», entstand «Die Denkende» mit Riesenbrüsten aus bronzefarben bemaltem Ytong-Porenbeton. Doch das war nur der Anfang. Wie wäre es, wenn wir den Kopf oder die Beine wegliessen, überlegten sie sich. Übrig blieben ein Phallus («Schwanzkopf») oder eine Vagina («Die Oxidierte»).

### Geht es euch um Provokation um jeden Preis?

Sicher nicht, wir fanden es lustig. Aber uns glaubt ja niemand, dass wir uns nicht hinsetzen und beschliessen: Jetzt machen wir etwas, was alle schockiert. Wir waren eher unsererseits schockiert



«Nur weil jemand nackt ist, ist es noch lange nicht sexistisch»:

Nina von Meiss,  
Dominique Vigne,  
Christina Pfander  
(v. l.) alias Mickry 3.

über die Reaktionen. Mein Gott, wir sind den 2000er Jahren, und die Leute regen sich auf über Geschlechtsteile? Im Ernst? Würdet ihr heute etwas anders machen? Gibt es etwas, was ihr bereit?

Eigentlich nicht. Na gut, ob es nötig war, die Vaginas und Phalli ein Jahr später in «Get Physical» in rosa Hauttönen zu bemalen, darüber kann man streiten. Aber wenn man bedenkt, was man heute alles im Fernsehen und im Internet sehen kann... Die Interpretation liegt immer im Auge des Betrachters. Eure Anspielungen sind schon sehr eindeutig.

Nicht immer. In unserer Arbeit «Ein geiler Raum» setzen wir uns subtil mit Erotik auseinander. Wir wollen ausloten, wie weit man sich von der expliziten Darstellung entfernen kann und wie lange eine sexuelle Anspielung noch lesbar bleibt. Erotik heisst ja nicht nur, ein Geschlechtsteil zu zeigen. «Comme les chiens» besteht nur aus zwei aufeinandergestellten Ausstellungsbänken. «Le grand amour» zeigt eine Lampe, die in eine Steckdose hineinleuchtet. Damit nehmen wir auf humorvolle Art auch uns selbst auf die Schippe.

Jetzt wird euch Sexismus vorgeworfen – wegen Strichzeichnungen auf Migros-Säcken...

Diese Zeichnungen sind völlig harmlos im Vergleich zu dem, was wir schon gemacht haben. Wir können auch ganz anders. Was ist denn eigentlich los mit den Leuten? Die stecken so tief in ihren Themen drin und projizieren es dann in irgendetwas.

### Die Frau ist nackt...

Am Anfang des Shitstorms dachten wir plötzlich: Da ist vielleicht doch etwas dran. Aber als wir uns die Zeichnungen wieder anschauten, verstanden wir die Welt nicht mehr. Hey Leute, schaut doch erst mal, was auf diesem Sack drauf ist! Diese Katze ist einfach ein extrem frecher Hagel. Die sitzt dort oben und trinkt seelenruhig ihren Kaffee. Das ist ein Fakt.

### Wie habt ihr erfahren, dass die Migros zurückkrebst?

Man rief uns an, und mit Grabesstimme wurde uns mitgeteilt, dass die Papiersäcke eingestampft würden. Da waren wir erst mal enttäuscht, dass alles

ohne uns und ohne Diskussion entschieden worden war. Wir versuchten, die Leute zu überzeugen, es als Chance zu sehen, sich als nicht so kleinkariert, als visionär zu positionieren. Aber die Migros meinte, es sei jetzt nicht der Moment für Provokation.

### Was für Reaktionen habt ihr erlebt?

Das Telefon hat tagelang Sturm geläutet, wir haben es nicht mehr abgenommen. Was sollten wir zu den Vorwürfen denn noch sagen? Wir wurden mit Mails bombardiert: Diese Frau werde offensichtlich als Möbelstück benutzt, hiess es, wie im Film «A Clockwork Orange». Jemand schrieb, man solle sich doch mal vorstellen, was das auslösen könne, wenn eine kopftuchtragende Frau nach dem Einkaufen mit so einem

### «Das Telefon hat tagelang Sturm geläutet, wir haben es nicht mehr abgenommen.»

Papiersack nach Hause komme, während sich ihr Mann gerade einen islamistischen IS-Film anschau. Das ist doch nur noch abstrakt, lächerlich. Und irgendwie beunruhigend, ehrlich gesagt.

### Gab es auch Zuspruch?

Sehr viel sogar! Übers Ganze hielten sich die positiven und negativen Reaktionen die Waage. Aber niemand mit einem Namen hatte bis jetzt den Mut, sich öffentlich vor uns hinzustellen. Dabei ist es ja genau das, was Kunst ausmacht: Man kann es so anschauen, aber auch anders. Unsere Anspielungen sind Referenzen auf Realitäten in der Gesellschaft. Dass es heute eine Sensibilisierung auf Sexismus gibt, finden wir super. Aber die Diskussion, was sexistisch sei und was nicht, ist nicht zu Ende geführt. Nur weil jemand nackt ist, ist es noch lange nicht sexistisch. So einfach ist es nicht!

### Ihr wurdet schon als Postfeministinnen bezeichnet. Seid ihr das?

Wir sind mit dem Verständnis aufgewachsen, dass selbstbewusste Frauen heutzutage ihre Chancen haben. Aber jetzt, mit solchen Geschichten, dass wir uns selber nicht mehr so darstellen dürfen, wie wir Bock haben – da werden wir doch wieder zu kämpferischen Feministinnen. Ausgerechnet jetzt, wo die Frau endlich am Drücker ist und ihre Plattform bekommt und wahrgenommen wird!

### Was wollt ihr erreichen?

In der Empörungsgesellschaft hat man sich daran gewöhnt, dass es nicht mehr gehen soll, wenn man Brust oder Scham auch nur schon andeutet. Es geht uns nicht per se darum, nur Nacktheit abzubilden. Aber wenn das 2020 plötzlich nicht mehr möglich sein soll, dann wollen wir uns in unserer künstlerischen Freiheit erst recht nicht einschränken lassen. ○



# «Ich könnte General werden»

Sie ist die höchste Frau der Schweizer Armee: Divisionär Germaine Seewer zur Lage der Welt, über ihre beeindruckende Militärkarriere mit einem Einsatz in Afrika und darüber, warum Frauen und Liebe im Dienst kein Problem sind. *Von Roman Zeller*

Eine Laufbahn wie sie absolvierte noch keine Schweizer Soldatin vor ihr: Was für Divisionär Germaine Seewer mit der Rekrutenschule begann, führte die heute 56-Jährige bis zum Grad eines höheren Staboffiziers. Als erste Frau Brigadier verdiente sie jeden Rang ab, alles unter den gleichen Voraussetzungen wie die Männer.

Ende letzten Jahres wurde die promovierte Chemikerin, die an der ETH in Zürich studiert hat, zum Divisionär befördert. Sie führt die Höhere Kaderausbildung in Luzern, wo wir sie in ihrem Büro treffen. An der Wand hängt eine Hellebarde.

**Frau Seewer, die Sommerausgabe der Weltwoche dreht sich um die verrückte Welt, in der wir leben. Wie beurteilen Sie die Lage?**

Die Corona-Pandemie ist für alle sehr herausfordernd. Sie zeigt uns allen auf, wie eng wir miteinander verknüpft sind. Dieses Virus, das auf der anderen Seite der Welt entsprang, ist nun bei uns und verdeutlicht, wie nah wir uns alle sind.

**Es brodelt an verschiedenen Krisenherden. Was besorgt Sie am meisten?**

Dass die Menschen, obwohl ihre Erfahrungen jahrhundertalt sind, offenbar nicht aus ihrer eigenen Geschichte gelernt haben. Wir alle hatten ja im Geschichtsunterricht einmal den einen oder anderen schrecklichen Krieg durchgenommen, trotzdem gibt es sie noch.

**Als Berufsmilitär sind Sie unweigerlich mit Krieg konfrontiert. Was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie daran denken?**

Heute ist er ganz fies, weil in vielen Konflikten die Zivilbevölkerung in die bewaffneten Auseinandersetzungen hineingezogen wird.

**Woran halten Sie sich, um die Hoffnung an die Zukunft nicht ganz zu verlieren?**

Ich glaube an das Gute im Menschen, ich habe ein positives Menschenbild.

**Angenommen, morgen herrscht Krieg: Was wäre Ihre Rolle?**

Das käme auf die konkrete Situation an: Die Bundesversammlung würde Entscheide fällen, den höheren Staboffizieren würde eine Aufgabe zugewiesen – entweder die bisherige oder eine neue. Meine Rolle hinge vom Entscheid ab, ob die Höhere Kaderausbildung weitergeführt wird oder nicht. Was genau geschieht, kann ich nicht pauschal sagen.

**Sie könnten zum General ernannt werden?**

Theoretisch, ja. Jeder, der in der Armee als höherer Staboffizier dient, könnte das.

**Was ist schlimmer: Krieg oder Pandemie?**

Beides hat verheerende Folgen für die Menschheit.

**Wie hat das Virus Ihre Weltsicht verändert?**

Ich musste nicht auf Corona warten, um vor Pandemien Respekt zu haben. Wer früher Sars oder die Vogelgrippe verfolgt hat, sieht, das ging in die gleiche Richtung. Als Naturwissenschaftlerin weiss ich, dass es wichtig ist, die Umwelt nicht zu unterschätzen: Wir Menschen müssen der Natur mit Respekt begegnen und nicht das Gefühl haben, sie untertan machen zu können.

**Können Sie sich an Ihren ersten Kontakt mit dem Militär erinnern?**

Klar! Als Kind und Jugendliche sah ich die Truppen, die bei uns im Dorf waren. Dieses Bild war damals noch fest in der Gesellschaft verankert. Die Armee stand für Schutz und Sicherheit.

**Hatten Sie ein prägendes Kindheitserlebnis?**

Zu Privatem sage ich nichts.

**Warum hüten Sie Ihre Privatsphäre derart?**

---

«Es sind Menschen, die dahinterstehen. Ihnen gilt es den Sinn einer Aufgabe zu vermitteln.»

---

So habe ich das immer gehandhabt. Ich stehe aufgrund meines Jobs manchmal in der Öffentlichkeit. Mein Privatleben hat damit nichts zu tun und ist eben genau das: privat.

**Sie studierten Chemie an der ETH. Warum?**

Weil mich das Thema, die Naturwissenschaften begeisterten. Schon in der Mittelschule hat mich Chemie angesprochen. Ich dachte: «Moll, das will ich studieren.»

**Sie doktorierten am Institut für Nutztierwissenschaften. Was begeistert Sie an Tieren?**

Tiere sind Lebewesen wie wir auch, nur anders ausgeprägt. Es war aber mehr das Interesse am Forschungsprojekt, das wir zusammen durchführten.

**Eine Arbeit über die Qualität von Schweinefleisch und Schweinefett. Was reizte Sie?**

Einerseits war es die analytische Tätigkeit. Andererseits die Einflüsse, die eine Fütterung, eine Rasse oder ein Geschlecht auf das Gewebe haben – also ein ganz klassisches und normales Thema für eine solche Arbeit.

**Als junge Frau entschieden Sie sich freiwillig für die Rekrutenschule. Warum?**

Der Dienst für die Gesellschaft war in meinem Umfeld etwas Selbstverständliches. Ich wollte meinen Beitrag leisten. Der Schritt, Dienst zu leisten, war also logisch. Ich hatte auch Glück: In meinem Umfeld haben mich alle getragen. Dass ich später die genau gleiche Weiterbildung wie meine männlichen Kollegen machen konnte, gehört zu den Errungenschaften unserer Zeit.

**Erinnern Sie sich an Ihren ersten Schuss?**

Aber ja, das war für mich nichts Spezielles: zielen, abdrücken und hoffen, dass man das Ziel erwischt.

**Was war ausschlaggebend, um Berufsmilitär zu werden?**

Die vielen wertvollen Begegnungen während des Milizdienstes haben mich dazu geführt, ins Berufskorps überzutreten. Es war ein Entscheid, der Zeit brauchte.

**Ihre Laufbahn begleiteten fast nur Männer. Was schätzen Sie an Ihren Kameraden?**

Den Respekt und die gegenseitige Akzeptanz. Und dass man miteinander, unabhängig davon, ob männlich oder weiblich, etwas erarbeitet, auf ein Ziel ausrichtet und gemeinsam eine Leistung erbringt.

**Von 2004 bis 2007 waren Sie beim Kompetenzzentrum für Auslandseinsätze. Wo waren Sie im Einsatz?**

Ich war bei der Swisscoy im Kosovo und als Militärbeobachter in Afrika. In Äthiopien und Eritrea.

**Was haben Sie da gemacht?**

Es war die klassische Aufgabe eines Militärbeobachters, eine unbewaffnete Aufgabe: patrouillieren, beobachten und rapportieren – über die Begegnungen mit der Bevölkerung, vor allem aber über die Beobachtungen in und den Austausch mit den Streitkräften.

**Wie erlebten Sie Afrika?**

Die Menschen habe ich als sehr offen erlebt, trotz Sprachbarriere. Niemand war abweisend. Man darf aber nicht vergessen: Dort herrscht eine ganz andere Kultur; die Frau hat eine andere Rolle als hier. Das muss man respektieren. Sachen, die in der Schweiz gang und gäbe sind, kann man nicht einfach transponieren und sagen: «Hier läuft's jetzt genau gleich.» Man muss das Land, die Kultur und seine Gepflogenheiten respektieren.

**Was ist Ihnen aus dieser Zeit geblieben?**

Mir wurden die Freiheiten, die Möglichkeiten bewusst, die wir in der Schweiz haben –



«Offenheit, Zufriedenheit, Freiheit»: Armee-Topkader Seewer.

im Alltag geht das manchmal vergessen. Und: Wenn der Regen einsetzte, wurde das Land unglaublich farbig, das ist unbeschreiblich.

**Heute sind Sie die erste Frau, die, wie ein Mann, den Rang eines Brigadiers erreichte. Warum gerade Sie?**

Vermutlich hatte ich den richtigen Rucksack und war zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Und: Irgendwer muss irgendwann ja die Erste sein. Jetzt bin das halt ich.

**Sehen Sie Situationen, in denen weibliche Militärs im Vorteil sind?**

Nein, hoffentlich auch nicht! Das wollen Frauen nicht. Wir wollen als gleichberechtigte Partner wahrgenommen werden, nicht als Exoten oder irgendwas, das man besonders behandeln oder schützen muss-

te. Es geht um gleiche Möglichkeiten, gleiche Chancen – bei gleichen Rechten und Pflichten.

**Eineinhalb Jahre lang führten Sie die Führungsunterstützungsbrigade 41, die schweizweit grösste Brigade. Rund 11000 Mann unterstanden Ihnen. Was sind Ihre Führungsprinzipien?**

Wichtig sind mir Kommunikation und Information. Es geht darum, die Sachen miteinander anzugehen, gemeinsam. Und dabei immer daran zu denken: Es sind Menschen, die dahinterstehen. Ihnen gilt es den Sinn einer Aufgabe zu vermitteln.

**Wir haben Wehrpflicht. Wie motivieren Sie Unmotivierte?**

In unserer Bundesverfassung haben wir das klar festgehalten: Eigentlich sind wir alle –

die Männer von Gesetzes wegen – *citoyens-soldats*, wie es die Romands so schön sagen. Jeder Bürger hat die Pflicht, seinen Teil zur Sicherheit dieses Landes beizutragen. Ist da nicht Motivation die logische Konsequenz?

**Beschreiben Sie eine gute Soldatin.**

Sie muss sich den Entscheid, Militärdienst zu leisten, gut überlegt haben. Ihr muss bewusst sein, wohin sie geht und dass sie keine Sonderbehandlung erhält, sondern eine Person unter vielen ist. Sie muss gleichzeitig damit umgehen können, dass sie trotzdem auffällt. Man ist nach wie vor eine Minderheit, so lange, bis es selbstverständlich wird, dass Frauen Militärdienst leisten.

**Gesucht werden nicht Sportlerinnen mit kurzen Haaren, sondern das richtige Mindset?**

Es ist gleich, wie wenn Männer an die Rekrutierung gehen. Je nach Funktion ist eine körperliche Leistungsfähigkeit Voraussetzung. Wenn eine Frau Hundeführerin werden will, muss sie im Sporttest eine bestimmte Anzahl Punkte erreichen – wie der Mann auch. Frau-sein heisst nicht, dass sie durchgewinkt wird.

**Welches Frauenmilitärklischee stört Sie am meisten?**

Genau das, was sie mich eben gefragt haben. (*Lacht*) Dieses Gefühl: Eine Frau macht Militär, das ist speziell – so ist es nicht. Ich meine, das würde ja ein Kleinkindererzieher, ein Mann, auch nicht gefragt werden.

**Liebe in der Armee: Geht das?**

Ja, sicher. Das ist eine Sache zwischen zwei Privatpersonen. Aber die Betroffenen müssen sich bewusst sein, wenn sie sich in der Rekrutenschule begegnen, gibt es Verhaltensregeln. Das ist wie im Schulhaus. Speziell an der RS ist auch, dass man nicht voreinander fliehen kann, wenn es nicht klappt. Dann sind sie halt für eine bestimmte Anzahl Wochen auf dem gleichen Platz. Aber eben, Liebe...

**... wenn's passiert, dann passiert's.**

Ja, und es passiert ja auch. Viele Leute haben ihre grosse Liebe im Dienst gefunden und konnten damit auch umgehen.

**Inwiefern unterscheidet sich Div Seewer von Germaine Seewer, der Privatperson?**

In der Kleidung.

**Kein Befehlston zu Hause?**

Nein, Jesses Gott. Ich bin auch ein Mensch, ich stehe ja auch nicht hier und brülle rum. Jetzt, hier, bin ich in meiner Funktion, da trage ich Uniform. Privat sind es andere Kleider.

**Was wünschen Sie sich für die Zukunft?**

Gesundheit.

**Für die Welt?**

Offenheit, Zufriedenheit, Freiheit.

**Und der Schweiz?**

Das Gleiche. Und dass sie es schafft, so zu bleiben, wie sie ist und immer war. Dass sie nicht stehenbleibt, sich nicht verbarrikadiert, den Deckel zumacht und nur noch in sich gekehrt ist. Dass sie ihren Ruf und all die Sachen, die uns ausmachen, beibehalten kann. ○



# «Die Schweiz hält stand»

Thomas Hirschhorn hat für die *Weltwoche* das Titelblatt dieser Ausgabe entworfen. Der Schweizer Künstler, der seit den achtziger Jahren in Paris lebt, erzählt, wie er im Corona-Lockdown auf das Sujet «Simone Weil» kam, äussert sich zur Lage der Nation und über das Herunterreissen von Denkmälern. *Von Benjamin Bögli*



«Wer nach links oder rechts schaut, kann niemanden überholen»: Künstler Hirschhorn in seinem Pariser Atelier, Anfang Juli.

Thomas Hirschhorn, 63, zählt seit geraumer Zeit zur Top-Liga in der Kunst. Im alljährlichen Ranking der wichtigsten Schweizer Künstlerinnen und Künstler in der *Bilanz* rangiert der gebürtige Berner auf Platz drei. Spätestens seit 2004 ist er jedermann ein Begriff: Im Rahmen seiner Ausstellung «Swiss-Swiss Democracy» in Paris führte er ein Theaterstück auf, in dem ein Mann das Bein über ein Bild des damaligen Bundesrates Christoph Blocher hebt. Die Aktion war ein landesweiter Skandal. Als die *Weltwoche* Hirschhorn im Frühling anfragte, ob er ein Titelblatt zum Thema «Überleben in einer verrückten Welt» gestalten würde, sagte er sofort zu. Das nachfolgende Interview fand auf seinen Wunsch hin schriftlich statt. Installationskünstler Hirschhorn erläutert: «Wenn jemand meine mündlichen Antworten <verschriftlicht>, kann ich nicht mehr dafür einstehen.»

**Herr Hirschhorn, mit Ihrem *Weltwoche*-Titelbild zum Thema «Überleben in einer verrückten Welt» fordern Sie die Leserschaft auf, sich mit der französischen Philosophin und Mystikerin Simone Weil zu beschäftigen. Was sind Weils Rezepte? Was fasziniert Sie an ihr?**

Ihre Philosophie ist radikal und singulär, deshalb ist es so wichtig, sie heute zu lesen. Texte wie «Schwerkraft und Gnade» sind eine Herausforderung und eine Ermutigung, weil sie etwas ganz Neues, ganz anderes denken. Simone Weil denkt, was man nicht denken kann, was man nicht denken will, was man nicht denken muss, das macht ihre einzigartige Position in der Galaxie der Philosophinnen und Philosophen aus. Sie gibt keine Rezepte, sondern stellt wundervolle Behauptungen auf. Ich denke, es geht darum, diese Behauptungen ernst zu nehmen und ihre Dynamik als Einladung zum Selbstdenken anzunehmen. Ich liebe ihre Verrücktheit, ihre Askese, ihre Präzision, und ich denke, die Lektüre der Texte von Simone Weil kann uns helfen, in dieser «ver-rückten» Welt zu existieren – nicht etwa zu funktionieren.

**Weil war eine äusserst unkonventionelle Person. Sie war zwar eine linke Sozialrevolutionärin, die sich für die Besserstellung des Proletariats einsetzte, distanzierte sich aber vom Marxismus; Trotzki bezeichnete sie als «ganz und gar reaktionär». Weil glaubte nicht an die Aufhebung des Privateigentums und die Verstaatlichung von Betrieben, war gegen den marxistischen Arbeiterimperialismus. Parteien wollte sie abschaffen. Wurzeln und Traditionen waren ihr wichtig. Wie ordnen Sie sie aus heutiger Warte ein?**

Simone Weil ist souverän, sie ist stolz, sie ist frei, sie ist schön. Oft aber wurde sie

nicht ernst genommen, denn sie war eine wirkliche Revolutionärin, sie hat «Revolution» gelebt – in und mit der Realität. Ihr Denken ist revolutionär, ihre Philosophie ist nicht bloss Theorie, sondern gelebtes Denken. Ich denke, deshalb hat sie uns heute viel zu sagen. Aber bestimmt nicht auf tagespolitischer Ebene, denn ihr Leben, ihre kopflo- sen Aktionen, ihre Niederlagen bilden keine Grundlage, um ihr Schaffen zu beurteilen. Künstlerinnen und Künstler oder Philosophinnen und Philosophen sind nicht von vornherein dafür da, die Fragen des Lebens zu lösen und Antworten auf Fragen zum Tagesgeschehen zu geben, und es ist auch schwierig, die Arbeit einer Person rückwirkend danach zu beurteilen, wie sie zu bestimmten Fragen der Aktualität stand. Ich selbst habe übrigens – wie

ein Idiot – mich lange geweigert, sie zu lesen, wegen des Religiösen, des Christlichen, des Katholischen in ihren Schriften. Erst kürzlich habe ich nach der Lektüre von «Schwerkraft und Gnade» begriffen, wie wichtig, wie einmalig, wie reich ihr Denken ist. Simone Weil hat durch ihren Willen, ihren Mut, ihre Eigenständigkeit und vielleicht auch durch ihr kurzes Leben einen machtvollen Denkkatapult geschaffen, und

**«Für mich als Künstler ist klar, dass ich Widerstand gegen alles, was Exklusivität anstrebt, leisten muss.»**

wenn ich es wage, mich dadurch in die Leere oder in den Abgrund katapultieren zu lassen, habe ich eine Möglichkeit, mich mit der Welt zu konfrontieren. Ich selbst habe versucht, Simone Weils Denken durch folgende sechs Begriffe zu definieren: Kriegerin, Arbeiterin, Feministin, Augenzeugin, Heilerin, Philosophin.

**Weil, die für Existenzialisten wie Albert Camus ein Vorbild war, kämpfte im Spanischen Bürgerkrieg, schuftete sich in Fabriken halb zu Tode, fand ihre Erfüllung in der Askese und in der christlichen Spiritualität. Sie starb 1943, völlig ausgemergelt, mit 34 Jahren. Ein solches Leben kann man sich kaum wünschen, oder?**

Ich sehe das anders. Simone Weil war eine Künstlerin. Sie hat für ihre Arbeit und für ihre Überzeugung alles gegeben. Sie hatte keine Angst, den Begriff der Nächstenliebe so ernst zu nehmen, um sich selbst dafür aufzugeben. Sie hat vorgegeben, was es heisst, frei mit dem Eigenen zu sein. Sie liess

sich nicht kompromittieren durch Unreines, durch Ungerechtes, durch Unschönes, durch Unwahres. Sie hat sich der Wahrheit, der Würde und der Reinheit verpflichtet. Sie hat die Kunst nicht verraten, sie ist der Kunst, der Politik – der reinen und wahren Politik – und der Philosophie, der Liebe zum Denken treu geblieben. Simone Weil hat in

ihrem Werk und in ihrem Leben den Preis für ihr Engagement – beispielhaft – bezahlt. Das ist schön, auch wenn es nicht in das heutige Ideal eines «schönen Lebens» passt.

**Was würden Sie sie fragen wollen?**

Ich würde sie fragen, mit mir zu reden, damit ich ihr zuhören kann.

**Sie befassen sich in Ihrer Kunst mit Dekonstruktion, auf Weil geht der Gedanke der «décréation», quasi der Ent-Schöpfung, also der totalen Selbstentäusserung**

**des Menschen vor Gott zurück. Gibt es da einen Zusammenhang?**

Simone Weil, beim Nachdenken über den Begriff «décréation», fragt sich: «Kann ich durch mein Denken mein eigenes Denken verlassen?» Als Künstler denke ich ebenfalls, dass es darum geht, durch meine Arbeit meine eigene Arbeit in Frage zu stellen. Nur so habe ich eine Chance, dass sich in meiner Arbeit so etwas wie «Grazie» einstellt – deshalb habe ich den Begriff der «Grazie» auch immer selber benutzt. Hier aber einen konkreten und ausgearbeiteten Zusammenhang mit meiner Arbeit zu sehen, wäre vermessen und überheblich. Ganz allgemein ist es so, dass ich Philosophie nicht für meine Arbeit benutze, auch nicht die von Simone Weil. Es ist auch so, dass ich nichts in meiner Kunst durch Philosophie ableiten, beweisen oder erklären will. Ich sehe vielmehr Kunst und Philosophie als Freundschaft, als freundschaftliche Bewegungen. Simone Weils Denken und Leben ist ein Vorbild für mich, wie es für jede Künstlerin, jeden Künstler eines sein kann.

**Sie arbeiten seit 1983 in Paris. Wenn Sie heute auf die Schweiz, auf andere Länder blicken, hat sich die Welt komplett verändert?**

Die Welt verändert sich ständig, nicht? Die Welt verändert sich nicht komplett, oder mindestens nicht in allem, die Welt verändert sich – hier und da – schneller oder langsamer und – hier und da – stärker oder weniger stark. Wichtig scheint mir, dass ich in dieser, in unserer, in unserer einzigen Welt mich ebenfalls verändere, dabei aber meine eigene Veränderung mitbestimme.

**Gibt es Lichtblicke, so dass Sie sagen: Das hat sich auf der Welt tatsächlich verbessert, hier sind wir weitergekommen?** >>>



«Herausforderung und Ermutigung»: Mystikerin Weil.



## Weltwoche-Künstler-Cover

Es ist zu einer Tradition geworden, dass ein Schweizer oder ein in der Schweiz lebender Künstler das Titelblatt der Sommer-Doppelnummer gestaltet. Die populären Maler Hans Erni und Rolf Knie sind in den letzten Jahren der Einladung der *Weltwoche* ebenso gefolgt wie die international erfolgreichen Konzeptkünstler Ugo Rondinone, Pipilotti Rist, das Duo Steiner & Lenzlinger oder – dieses Jahr – Thomas Hirschhorn.

Bei der Umsetzung erhalten die Künstler jeweils freie Hand. Einzige Vorgabe: Das Titelblatt sollte in irgendeiner Form zum Thema «Zur Lage der Nation – Überleben in einer verrückten Welt» passen.



**2012**

Hans Erni (1909–2015) appelliert an Optimismus, Gemeinschaftssinn und Lebensfreude.



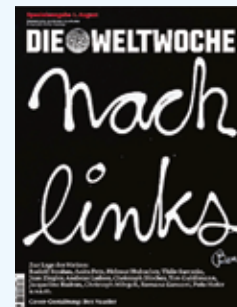
**2013**

Rolf Knie malt eine Schweiz, die gegen internationalen Druck anzukämpfen hat.



**2014**

Pipilotti Rist zaubert ein Fest der Körperlichkeit auf das *Weltwoche*-Titelblatt.



**2015**

Ben Vautier («La Suisse n'existe pas») gibt die politische Marschrichtung vor.

Durch die neuen technologischen Mittel der Kommunikation – ohne ihnen gegenüber kritiklos zu sein – können viele Menschen weltumfassend unzählige Problematiken diskutieren, ihr Bewusstsein schärfen, alle möglichen Informationen austauschen, sich organisieren und dadurch auf Geschehnisse und Entscheidungen Einfluss nehmen.

### Inwiefern hat sich Ihr Blick auf die Schweiz gewandelt, wie schätzen Sie die Lage der Nation ein?

In den letzten vier Jahren war ich oft in der Schweiz, da ich für die «Robert Walser-Sculpture» in Biel arbeitete. Zwei gegensätzliche Dinge sind mir aufgefallen: Einerseits die ständige Selbstneutralisation, die sich die Schweizerin und der Schweizer auferlegen. So wird laufend nach der Erlaubnis, nach der Bewilligung, nach der Berechtigung gefragt, man will ja keine Fehler machen, und niemand will verantwortlich sein. Die Angst, Verantwortung zu übernehmen, ist lähmend und bedenklich angesichts der Herausforderungen in der Zukunft.

Andererseits – sobald ein Durchbruch in die Aktion, in die Bewegung, in das Konkrete geschaffen wurde – beweisen die Schweizerin und der Schweizer überraschende, undogmatische und lösungsorientierte Kreativität und Schaffenskraft. Das ist etwas Schönes, das es zu fördern gilt. Mir liegt es also fern, blauäugig und kritiklos zu sein, aber – vielleicht sehe ich das so, gerade weil ich schon mehr als 35 Jahre im Ausland wohne – die Schweiz hält dem Vergleich mit anderen Nationen stand. Sich zu vergleichen, ist aber nie wirklich anspruchsvoll, denn wer nach links oder rechts schaut, kann niemanden überholen. So schäme ich mich immer dafür, dass wir Schweizer nach wie vor kein klares, bestimmtes und konsequentes Ja zu Europa sagen wollen. Ich finde es schön,

zu denken: «Ich bin ein Europäer.» Ganz einfach, weil die Nation Schweiz an sich Europa verkörpert, verkörpern kann und muss. Die Schweiz könnte damit einen wichtigen, positiven Beitrag leisten einerseits und andererseits konkret teilnehmen an der Welt.

### Können Sie ein paar grundlegende Veränderungen in der Kunstwelt der letzten vierzig Jahre nennen?

Eine grundlegende Veränderung ist bestimmt, dass es heute nicht wie früher eine internationale Kunst-Elite – was auch bedeutete: eine «westliche» – gibt, sondern dass die Kunst tatsächlich heute global diskutiert, um nicht zu sagen «verstanden» wird. Ich denke, dass hier die Kunstwelt an der Front, oder zumindest im Kontakt mit diesen Veränderungen ist. Bestimmt spielen dabei die vielen Biennalen – mit allen ihren Fehlern – eine positive Rolle. Ich konnte das 2019 an der Kochi-Muziris-Biennale in Kochi, Indien, selbst erfahren. Eine andere Entwicklung ist ganz bestimmt, dass viele Künstlerinnen und Künstler, oft auch in Kollektiven, ganz bewusst – und dies weltweit – eine Arbeit von höchstem künstlerischem Niveau machen, die sich eindeutig kommerzieller Vereinnahmung widersetzt. Weiter sehe ich das vermehrte Eingreifen von Kunst – verschiedenster Art – im öffentlichen Raum als Zeichen einer Veränderung, wobei Kunst – mehr und mehr – als Katalysator von Ansprüchen und Forderungen verstanden und der öffentliche Raum dabei als Ausstellungsort benutzt wird.

### Wie beeinflussen das Coronavirus und dessen Konsequenzen wie Lockdowns oder erhöhte gesundheitliche Schutzmassnahmen Ihr Leben und Ihre Arbeit, wie gehen die Franzosen damit um?

Ich habe, wie alle hier in Frankreich, die Erfahrung des «Lockdowns» wegen Covid-19 gemacht. Während dieser zehn Wochen habe ich auf dem Boden meines Wohnzimmers die «Simone Weil Map» gemacht. Ich habe

Simone Weil gelesen, ihre Texte ausgedruckt, Textteile ausgeschnitten, geklebt und miteinander verbunden, um mir so einen Plan ihres Denkens zu machen.

Für mich war dieser «Lockdown» eine interessante, bereichernde, wenn auch problematische Erfahrung, und ich denke, es war für viele eine einschneidende, aber auch herausfordernde, individuelle und kollektive Erfahrung. Dabei geht es nicht darum, die Bedrohung von Covid-19 zu ignorieren, im Gegenteil, es geht darum, sie ernst zu nehmen. Ich denke, dass dabei Begriffe wie Kontakt mit anderen, Begegnung, Austausch, Nachbarschaft, Auseinandersetzung, Freiheit, Freiheit in der Unfreiheit, Inklusivität, Multiplizität, Solidarität, Gleichheit auf dem Prüfstand sind, sie werden durch das erzwungene Social Distancing in Frage gestellt. Hier haben die Künstlerin und der Künstler eine entscheidende Rolle zu übernehmen, haben doch Begriffe wie Distanz, soziale Kontrolle, Eingrenzung, Sicherheit, Repression, Exklusivität nichts mit der Erfahrung «Kunst» zu tun. Kunst ist immer widerständig, und für mich als Künstler ist

### «Man will ja keine Fehler machen, und niemand will verantwortlich sein.»

klar, dass ich – in und mit meiner Arbeit – Widerstand gegen alles, was Exklusivität anstrebt, leisten muss. Es gilt mehr denn je, die opportunistischen, konsumistischen, ausgrenzenden Tendenzen, die es in der Kunstwelt auch immer schon gab, zu bekämpfen. Ich will nicht, dass Social Distancing in der Kunstwelt triumphiert, ich will für die Erfahrung und das Experiment «Kunst» kämpfen.

Amerika, wo Sie lange mit Ihrem «Gramsci Monument»-Pavillon in der New Yorker Bronx beschäftigt waren, scheint ausser



**2016**  
Ugo Rondinone erhebt seine melancholische Clown-Figur zum Symbol für die Schweiz.



**2017**  
Polo Hofer (1945–2017) macht aus Hodlers Tell einen iPhone-Helden in Converse-Schuhen.



**2018**  
Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger über das Fressen und Gefressenwerden.



**2019**  
Wolfgang Beltracchi sieht die Schweiz als Labyrinth des Minotaurus.

**Rand und Band zu sein. Die Proteste gegen Rassismus schwappen auch nach Europa rüber. Wie lautet Ihr Befund? Ist es wirklich so dramatisch, oder reagieren die Leute und Medien auch wegen der Unsicherheit durch das Coronavirus überhitzt? Liegt es an Präsident Trump?**

Ich bin ein Autor, ein Künstler, ich bin kein Journalist oder Kommentator, und ich will nicht in die Falle des Kommentars der Aktualität oder der Fakten treten. Ich bin und ich will ein Teil der Geschichte, der Welt, der Realität, in der ich bin und lebe, sein, und ich will darin meine Arbeit machen. Ich versuche deshalb, aufmerksam, wach und sensibel zu sein und mich immer auf das zu konzentrieren, was mich – als Künstler – in erster Linie etwas angeht.

Mich interessiert das Herunterreißen, das Zerstören, das Beschmieren von Monumenten oder Statuen. Es interessiert mich, weil es – in seiner Plötzlichkeit und Gewalt – eine ungemein starke Form für die Vergänglichkeit von scheinbar allgemein anerkannten Werten, Paradigmen, Dogmen ist. Ich denke dabei an den Satz von Antonio Gramsci: «Destruction is difficult, indeed it is as difficult as creation.» Mich interessieren diese Bilder sehr, da sie ein kreatives Feld für das Prekäre, das Unbestimmte, das Unsichere, das Nichtgarantierte auf tun. Die Formen der zerstörten Säulen und Monumente sind nicht neu, ich erinnere an die umgestürzte Colonne Vendôme in Paris, den gesprengten Nelson's Pillar in Dublin, die gefallene Saddam-Husseins-Statue in Bagdad, an all die weggeräumten Lenin-, Marx-, Engels-Monumente im Osten Europas, an die zerfallenden «Spomeniks» in Ex-Jugoslawien oder an die zerbombten Buddhas von Bamiyan in Afghanistan. Diese Monumente erinnern daran, dass alles Gefallene und Zerstörte das Fundament für das Komende bietet.

**#MeToo ist ebenfalls ein Unruheherd, eine heiss geführte Debatte. Gerade die Kunst der sogenannten alten weissen Männer steht unter generellem Sexismus-Verdacht. Sind die Forderungen nach mehr politischer Korrektheit gerechtfertigt, oder wehren Sie sich dagegen?**

Als Künstler darf ich Auseinandersetzungen, Konflikte oder Unruheherde – wie Sie sagen – nicht scheuen, vor allem dann nicht, wenn sie mit der Kunst, mit meiner Arbeit oder mit meinem Kunstverständnis zu tun haben. Ungelöstes, Gegensätzliches und Paradoxes machen mir dabei keine Angst, denn ich habe ein Werkzeug, um mich damit auseinanderzusetzen: Kunst. Mein Problem als Künstler ist deshalb: Wie kann ich eine Position beziehen? Wie kann ich dieser Position eine Form geben, eine universelle Form? Wie kann ich heute eine Arbeit machen die in dieser, unserer, heutigen Zeit ahistorisch ist? Wie kann ich eine Arbeit machen, die sich politischen, ökonomischen, kulturellen, ästhetischen Aktualitäten, aber auch Gewohnheiten widersetzt? Das sind die Fragen, die Probleme und die Aufgaben, die ich mir stelle und die ich versuche zu konfrontieren.

**Funktioniert das Konzept der Muse?**

Ich kenne dieses Konzept nicht, ich denke, es ist – schon lange – nicht mehr zeitgemäss. Mich interessiert aber der Begriff der «Grazie», denn ich will – in und durch meine Arbeit – Momente der Grazie ermöglichen. Kunst ohne Grazie kann ich mir nicht vorstellen. Wegen des Begriffs der «Grazie» bin ich zu Simone Weil gekommen, und wegen dieses Begriffs, den ich selber benutze, habe ich es gewagt, sie ernst zu nehmen.

**Haben Sie eigentlich Familie, eine Beziehung?**

Ich habe alles, was ich brauche, ich bin glücklich, danke!

**In Biel traten Sie Anfang Juli an der Vernissage zu Ihrem Buch über Robert Walser in Erscheinung. Es herrschte eine sehr herz-**

**liche, entspannte Atmosphäre. Suchen Sie die Provokation als 63-Jähriger weniger als früher?**

Es ging darum, das Buch über die «Robert Walser-Sculpture» an alle, die mitgemacht hatten, gratis weiterzugeben. Wir haben fast 300 Bücher verteilt. Die Buchvernissage im «Café Brésil» in Biel war eine der letzten Etappen der Arbeit «Robert Walser-Sculpture». Es ging um das Einlösen eines Versprechens. Keine Künstlerin, kein Künstler – auch ich nicht – kann die Arbeit auf Provokation aufbauen. Ganz einfach, weil es nicht hält über die Jahre. Im Übrigen kennen nicht viele meine frühen oder früheren Arbeiten, die so wenig provokativ angelegt waren wie die heutigen, denn jede und jeder, die oder der etwas mit Kunst zu tun hat, weiss, dass «Provokation» als künstlerische Strategie kurzatmiger Quatsch ist. Es kann aber vorkommen, dass sich jemand durch ein Kunstwerk provo-

**«Die Formen der zerstörten Säulen und Monumente sind nicht neu.»**

ziert fühlt, das ist auch schon bei meiner Arbeit geschehen, aber nie ist es das Problem der Künstlerin oder des Künstlers, die oder der nur ihre oder seine Arbeit macht. Jede Künstlerin, jeder Künstler muss aber natürlich in Kauf nehmen, dass dabei jemand schockiert, provoziert oder gestört wird. Das ist aber immer das Problem der Personen, die sich provoziert fühlen.

**Was motiviert Sie mehr: Kritik oder Komplimente, und weshalb?**

Ich habe eine Mission, die ich mir selbst gegeben habe, nämlich: Kunst als Werkzeug zu verstehen und meine Arbeit, Kunst, so inklusiv, so klar, so kraftvoll wie nur möglich zu machen. Ich will und muss dieses Werkzeug benutzen, um mich in meiner Arbeit mit der Zeit, in der ich lebe, mit der Realität und mit der Welt, in der ich bin, auseinanderzusetzen. Das ist meine Motivation.

**Sie sagten einmal, Sie arbeiteten 100, 500, 1000 Prozent – macht Thomas Hirschhorn eigentlich auch Ferien?**

Als Künstler brauche ich keine Ferien. Ferien, wozu auch? Als Mensch muss ich mich selbstverständlich auch regenerieren, genauso wie ich auch essen, trinken und schlafen muss.



Thomas Hirschhorn:  
Robert Walser-Sculpture.  
Hatje Cantz. 860 S., Fr. 89.90



---

# Die empirische Revolution

---

Die Ökonomieabteilung der Universität Zürich soll in die Top Ten der Welt aufsteigen. Das Sponsoring durch die UBS wurde soeben verlängert. Was bedeutet das für Wissenschaft, Politik und Wirtschaft? Der Antreiber und Starökonom Ernst Fehr erklärt den Weg zum Erfolg. *Von Beat Gygi*

Langfristig zu den besten zehn wirtschaftswissenschaftlichen Instituten der Welt gehören: Das ist Ernst Fehrs Vision für das ökonomische Departement der Universität Zürich in den nächsten zehn Jahren, nachdem die UBS für weitere zehn Jahre finanzielle Unterstützung zugesagt hat. Fehr bringt seine Vision im Gespräch im Büro in Zürich eher sanft vor, nicht angriffig oder hochtrabend, mehr im Stil einer internen Zielsetzung, weniger wie eine Botschaft nach aussen, aber er wirkt entschlossen, auch wenn er anfügt: «Wir wissen, dass wir noch ein grosses Stück davon entfernt sind, und es wird nicht einfach sein, das in zehn Jahren zu erreichen. Aber wenn man sich keine ambitionierten Ziele setzt, dann arbeitet man nicht hartnäckig genug in diese Richtung. Sich Ziele zu setzen, hat per se eine Anreizwirkung.» Fast hört man aus diesen Worten den Verhaltensforscher heraus, der er beruflich ja ist. Eine solche Vision spornt die Leute im Departement an, Forschung und Ausbildung weiter zu verbessern, fürs Publizieren in Top-Zeitschriften zu kämpfen und Forschung zu betreiben, die wissenschaftlich Spitze und für Politik und Gesellschaft relevant sei.

## Spende von 125 Millionen Franken

Was ist denn Spitzen-Ökonomie? «Für uns zählt sehr stark, wie weit wir in der Lage sind, in internationalen Top-Zeitschriften zu publizieren, die sehr umkämpft sind und in die zu gelangen, schwierig ist», sagt Fehr. Aber werden denn da wirklich die relevanten Themen

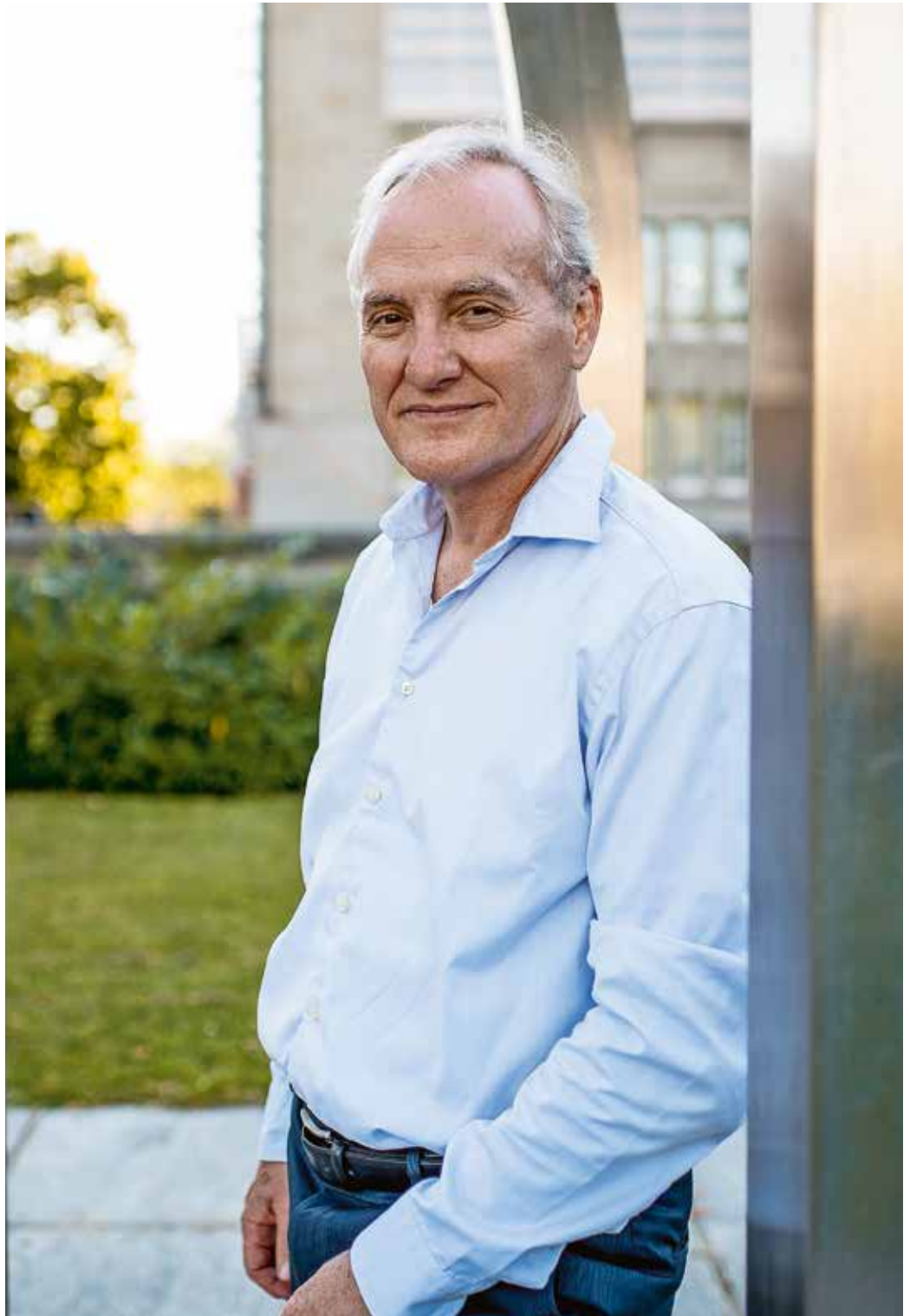
---

«Das zeigt, dass man die Menschen zum Guten verändern kann und dass es ihnen erst noch nützt.»

---

behandelt, ist das nicht eher ein eigener Elitekreis? «Ich glaube, dieses Argument traf zu bis Mitte der 1980er Jahre, denn bis dahin war die Ökonomie eine weitgehend theoretische Disziplin», meint er. Heute jedoch sei die Ökonomie eine stark empirisch orientierte Wissenschaft, zwar immer noch theoretisch geleitet, aber es werde viel mehr als früher analysiert, wie die Welt in der Realität, ausserhalb des Elfenbeinturms, funktioniere. Die zahlreichen Arbeiten gerade jüngst zur Corona-Krise zeigten dies eindrücklich.

«Was in den vergangenen dreissig Jahren in unserer Wissenschaft passiert ist, kann man ei-



«Hohe Wertschätzung für das Effizienzprinzip»: Mikroökonomik-Professor Fehr.

ne empirische Revolution nennen», sagt Fehr. Was ist revolutionär? «Wir sind heute in der Lage, Kausalitäten, also Ursachen und Wirkungen, ziemlich genau zu identifizieren. Früher konnte man nur Korrelationen erken-

nen, weil die experimentelle Methode in der Wirtschaftswissenschaft nicht angewendet wurde, die methodischen Grundlagen der Kausalanalyse mit nichtexperimentellen Daten noch fehlten und die Computer damals

viel weniger leistungsfähig waren.» Wenn Ökonomen heute auf moderner methodischer Grundlage in der Wirtschaftspolitik Aussagen machen, beruhen viele Empfehlungen auf einem gesicherten kausalen Zusammenhang, etwa nach dem Muster: Wenn man Massnahme A ergreift, dann ist mit der und der Wirkung zu rechnen. Beispiel? Fehr nennt etwa Untersuchungen über die positiven Auswirkungen der Demokratie auf die Wirtschaft oder über die Betreuung vernachlässigter Kinder im jungen Alter, die so grosse Wirkungen habe, wie man sie bisher nicht gekannt habe. Kinder fänden durch diese Betreuung zu sozialerem Verhalten, unter anderem dank Vorbildfunktion, hätten mehr Erfolg in der Schule und auch sonst im Leben. «Das zeigt, dass man die Menschen zum Guten verändern kann und dass es ihnen erst noch nützt», fügt er an. Seiner Ansicht nach bieten die Fragen, wie viel Eltern in ihre Kinder investieren und in welcher Art sowie welche Folgen daraus für die Gesellschaft zu erwarten sind, noch viel Stoff für Forschungsthemen.

Der aus Vorarlberg stammende 64-jährige Fehr gehört zu den erfolgreichsten und bekanntesten Wirtschaftswissenschaftlern, in einschlägigen Rankings zählt er zu den einflussreichsten Ökonomen im deutschen Sprachraum, und er galt auch immer wieder als Kandidat für den Nobelpreis. Er ist seit 1994 in Zürich Professor für Mikroökonomie und experimentelle Ökonomik und war – früher zusammen mit Bruno S. Frey – treibende Kraft, als sich das Zürcher Institut für empirische Wirtschaftsforschung mit viel Ausdauer auf eine europäische Spitzenposition emporarbeitete. Ihm ist 2012 ein grosser Coup gelungen, als die UBS zu ihrem 150-Jahr-Jubiläum etwas zugunsten der Ökonomie tun wollte und er die Bankführung mit Präsident Kaspar Villiger und Konzernchef Sergio Ermotti davon überzeugen konnte, den grössten Teil der geplanten Spende auf Zürich zu konzentrieren. Er schrieb das Konzept dazu.

So erhielt die Universität Zürich eine Spende von 100 Millionen Franken, die dem damals neugeschaffenen und ans ökonomische Departement angegliederten UBS Center for Economics in Society zukamen, mit Fehr als Direktor. Mit der Spende wurden sieben neue Stiftungsprofessuren geschaffen, das gesamte Departement wuchs damit auf über 35 Professoren. Jetzt hat die UBS für die nächsten zehn Jahre eine weitere Spende von 25 Millionen Franken zugesichert, was neben der Verstärkung von Ausbildung, Forschung und Betreuung eine weitere Stiftungsprofessur ermöglicht.

Kann ein Institut eine Spitzenposition sogar kaufen, wenn es genug Geld hat? Die Frage erscheint zunächst schräg, aber die Karriere der Zürcher Ökonomieabteilung zeigt, wie wichtig die Finanzierung ist. «Nur viel Geld allein hilft nicht, wenn man nicht gleichzeitig sehr gute Leute anziehen kann», sagt Fehr und

ergänzt: «Die Leute kommen ja nicht nur wegen des Geldes und der zugesicherten Ressourcen, nein, internationale Topwissenschaftler kann man dann am besten anziehen, wenn man schon viele hier hat.» Um das zu erreichen, müsse man möglichst viele auf einmal herholen können, also möglichst viele Berufungen gleichzeitig starten können – und dafür sei die UBS-Spende genau das richtige Kaliber gewesen, genau deshalb wäre es seiner Ansicht nach falsch gewesen, das Geld über die Schweiz zu verteilen.

«Alle Angefragten müssen darauf vertrauen können, dass schon genügend weitere gute Leute da sind», sagt Fehr. Wissenschaftler suchten eine anregende Umgebung mit interessanten Diskussionsgelegenheiten und guter Lebensqualität. Läuft denn heute der Wissenschaftsbetrieb nicht eher virtuell-modern übers Internet, quer über die Welt und Zeitzonen? Nein, meint Fehr, am fruchtbarsten seien immer noch direkte Diskussionen, persönliche Begegnungen, das gelte übrigens

---

**«Alle Angefragten müssen darauf vertrauen können, dass schon genügend gute Leute da sind.»**

---

auch für die Wirtschaft; räumliche Nähe, Cluster als Stichwort, sei oft wichtiger, als man denke, wenn man Innovationen voranbringen wolle.

Fehrs Rezept beim Rekrutieren besteht darin, sich auf Nachwuchstalente mit internationaler Erfahrung zu konzentrieren, die am Aufsteigen, aber noch nicht von der Gehaltsexplosion in der amerikanischen Superliga erfasst worden sind. Darunter sind die aus der Schweiz stammenden David Dorn und Dina Pomeranz oder die Deutschen Ralph Ossa, Florian Scheuer oder Joachim Voth.

Wie sieht es denn aus mit der hergebrachten wirtschaftspolitischen Beratung, den Ratschlägen beispielsweise liberal orientierter Ökonomen, die darlegen, wie eine Wirtschaftsordnung beschaffen sein sollte, damit sie gut funktioniert? Die zum Beispiel der persönlichen Entscheidungsfreiheit grossen Wert beimessen oder eine zu hohe Staatsquote kritisieren? Verschwindet diese Beratung mit der Zeit? Verschwindet Ordnungspolitik?

«Die empirische Revolution macht das Vertreten ideologischer Positionen tatsächlich immer schwieriger. Wenn man empirisch forscht, ist man eigentlich ergebnisoffen und muss Ratschläge mit den entsprechenden Daten begründen», meint Fehr. Wenn man in der Politik heute Massnahmen vorschläge, habe man also viel weniger Raum für vorgefasste Werthaltungen etwa zur Wirtschaftspolitik als früher.

Haben Ökonomen denn nicht auch eine Art Pflicht, die Leute auf irgendeine Art zu warnen

und auf Probleme aufmerksam zu machen, wenn die Umverteilung so weit geht, dass man nur noch vom Verteilen des Kuchens und nicht mehr vom Backen spricht? Fehr signalisiert Entwarnung: «Ich glaube, dass Ökonomen praktisch alle innerlich eine hohe Wertschätzung für das Effizienzprinzip haben und dass sie aufgeschlossen sind gegenüber der Frage, wie man den Kuchen möglichst gross macht. Das werden sie dem Publikum auch zu verstehen geben», sagt er. Man müsse aber im Auge behalten, dass die Ungleichheit vor allem in den USA eben stark zugenommen und entsprechende Gegenbewegungen hervorgerufen habe. Als ausländischer Beobachter sehe er da Ungleichheiten, die er moralisch stossend finde, zum Beispiel, dass Leute mit dem Job zugleich auch ihre Krankenversicherung verlören. Von weit rechts bis weit links sehe man das in der Schweiz wohl auch so.

### Bessere Kinderbetreuung

Fehr weist darauf hin, dass es im Spannungsfeld zwischen wirtschaftlicher Effizienz und Umverteilung immer auch darauf ankomme, wie stark die Vorliebe der Menschen für Gleichheit sei. Eine Bevölkerung mit starker Präferenz für Gleichheit werde beispielsweise andere sozialpolitische Entscheide treffen, als wenn die Einkommens- und Vermögensverteilung ein Nebenthema sei. In seiner Forschung befasse er sich gerade mit der Frage, wie hoch in der Schweiz die Abneigung gegen Ungleichheit sei – und er müsse sagen: enorm hoch. Schliesslich haben stark umverteilungsorientierte Vorlagen wie die Steuergerechtigkeitsinitiative von 2008 und die «1:12»-Initiative recht hohe Ja-Anteile erhalten. Anhand von Befragungen und Verhaltensexperimenten in Gruppen aus der normalen Bevölkerung komme er zum Befund, dass rund 15 Prozent der Leute in Fragen der Umverteilung als weitgehend egoistisch eingestuft werden könnten, 35 Prozent zeigten sich in gewissem Ausmass altruistisch, und rund 50 Prozent hätten eine starke Vorliebe für Gleichheit. Eine derart auf Gleichheit bedachte Bevölkerung sei nicht einmal in Dänemark beobachtbar.

Wenn er zur Schweizer Politik oder Wirtschaft heute einen grundsätzlichen Rat geben sollte – was würde er am ehesten nennen? Wichtig wäre für ihn die Einführung der Individualbesteuerung und kostengünstige Zugänge zur ausserfamiliären Kinderbetreuung. «Das Fehlen der Individualbesteuerung hat sehr negative Folgen für die weibliche Erwerbsbeteiligung», ist Fehrs Meinung, gefragt seien Massnahmen, um das vielfach brachliegende Erwerbspotenzial der Schweizer Frauen besser auszuschöpfen. Und zur ganz grossen Linie: Von zentraler Bedeutung für den Wohlstand der Bevölkerung ist für ihn die langfristige Sicherung des Zugangs der Schweizer Wirtschaft zu den EU-Märkten. ○





*Hauch der Geschichte:* der Monte Aribaldo mit Blick auf Treiso im Piemont.

# So schön war Italien noch nie

Nach der schweren Krise im Frühling erlebt Italien einen prächtigen Sommer. Weil die Touristenmassen für einmal ausbleiben, lässt sich das Land völlig entspannt bereisen. Hier einige Geheimtipps, in der Nähe zur Schweiz. *Von Rosita Dorigo*

Seit Jahrzehnten konnten Schweizer das von ihnen am meisten geliebte europäische Land – vor allem auch die Nachbarregionen Lombardei, Piemont, Venetien und Ligurien – nicht mehr so schön erleben. Noch stärker als sonst ist in dieser Zeit das Verlangen nach Wiederbeginn, Bewegung, Reisen, neuen Landschaften und starken Gefühlen.

Italien bietet seit je eine reiche Auswahl an Schönheit und Genuss. Nach der unglaublichen und unerwarteten Gesundheitskrise der letzten Monate präsentieren sich die Natur, Städte und Dörfer, die Küche und der Wein noch verlockender als sonst. Der unterbrochene Massentourismus und die wiedergefundene Möglichkeit, das eigene Bedürfnis nach Distanz zu verteidigen, führen zu einmaligen Erlebnissen.

Die grossen Städte Mailand, Turin und Venedig haben ihre Museen, Kirchen und architektonischen Juwelen wieder geöffnet. Sie sind viel leichter und angenehmer zu besuchen als vorher.

Als Ausgangspunkt einer gemeinsamen Reise schlage ich die Galleria Vittorio Emanuele vor, dieses grossartige Beispiel an Eisenar-

chitektur im Stil der Neurenaissance mit seinen eleganten Läden und Restaurants, von den Mailändern liebevoll ihr Salon genannt. Auch hier ist ein Besuch gegenwärtig ohne Gedränge und in aller Ruhe möglich. Die Galerie öffnet sich auf einer Seite zum majestätischen spätgotischen Dom und auf der anderen zum Teatro alla Scala, seit 240 Jahren die wichtigste Oper der Welt.

## Mailand, Bergamo und Zürich

Einen Steinwurf davon entfernt beginnt die Brera, das Mailänder Altstadtquartier mit seinen charmanten, verwinkelten Strassen und Gässchen mit unzähligen kleinen Bars und Restaurants sowie natürlich der berühmten Pinacoteca mit ihren Kunstschätzen.

Noch am gleichen Abend reisen wir weiter nach Bergamo, dieser von der Krise besonders hart getroffenen Stadt. Jahrhunderte gemeinsamer Geschichte verbinden sie mit der Schweiz, ganz besonders mit Zürich. Auch Bergamo mit Bergamo Alta, der autofreien Altstadt hoch oben auf einem Felsen und voll von sympathischen kleinen Läden, heisst uns jetzt wieder sehr gern willkommen.

Im benachbarten Dorf Brusaporto erwartet uns das wunderschöne Relais-Gourmet-Hotel «Da Vittorio» der Familie Cerea. Eine grosse Villa mit wenigen, aber spektakulären Zimmern bietet elegante Gastfreundschaft. Der grosse Garten mit Schwimmbad öffnet beim Aperitif den weiten Blick auf Hügel und Felder. Das Nachtessen im hauseigenen Restaurant ist ein Erlebnis für sich. Fische werden mit unvergleichlicher Perfektion zubereitet, aber es gibt auch typische lokale Gaumenfreuden wie Bollito oder Pasta fatta in casa. Die grosse Überraschung kommt dann mit den auf einem majestätischen Tisch präsentierten Dutzenden von Desserts, denen auch die grössten Sceptiker nicht widerstehen können. Natürlich darf auch ein Stück Panettone nicht fehlen.

Jetzt wollen wir aber entdecken, was in Italien gegenüber der ganzen Welt wirklich einzigartig ist: die Weine. Wir besuchen auf unserer Reise Weingüter, deren Besitzer nicht einfach etwas produzieren und verkaufen, sondern stolze Wächter über eine uralte Tradition und Kultur sind. Sie werden uns alle mit einem Lächeln empfangen.





Reife, Fass und Flasche bis zum Anstossen im schönen Glas – mit Stolz begleitet hat.

### Barolo und Barbaresco im Piemont

Unweit von Mailand beginnen wir dieses Erlebnis in den piemontesischen Langhe, berühmt für ihre grossen und strukturierten Rotweine, den überall bekannten Wermut und die ausgezeichnete Küche, bei der Fleisch und die wertvollen weissen Trüffel eine zentrale Rolle spielen.

Im reizenden kleinen Städtchen Canelli nehmen wir im «Relais Villa del Borgo» Quartier. Die sympathische Gastgeberin Patrizia empfängt uns freudig und mit unermüdlicher Aufmerksamkeit für ihre Gäste. Der Luxus liegt hier in der Einfachheit, beginnend schon mit dem Frühstück mit Broten, Konfitüren, Torten und Biskuits, alle im Haus selber hergestellt.

Die Reise geht weiter zum benachbarten Weingut Cantina Coppo, dessen unterirdische Felskeller als einzige solche Anlage zum Unesco-Welterbe gehören. Die Gastfreundschaft der Familie Coppo ist herzlich und grosszügig, und wir dürfen eine Reihe von Weinen kosten, darunter selbstverständlich den hervorragenden Barolo, aber auch den Barbaresco aus der unmittelbaren Nachbarschaft.

Mit ihrer atemberaubenden Landschaft aus weichen, grünen Hügeln bildet diese weitere Weingegend die natürliche Fortsetzung der Langhe. Von diesen unterscheidet sie sich in den dort angepflanzten Weinstöcken und der Vinifikationstechnik des berühmten Barbaresco DOCG.

Im Herzen dieser Landschaft befindet sich am Monte Aribaldo in Treiso die historische Villa Giulia der Marchesi di Grézy. Seit 1650 pflegt diese Familie meisterhaft die Tradition und das Erbe des dortigen Weinbaus und lebt heute noch dort. Die antiken Kellereien wurden zum gastfreundlichen Landhaus «Dai Grézy» umgebaut, das sich mit seiner konsequenten Ökologie perfekt in die Landschaft einfügt.

Marchese Alberto di Grézy und seine Kinder Alessandro und Ludovica empfangen Gäste,

die in der glücklichen Lage sind, in den wenigen schönen und grossen Zimmern Unterkunft gefunden zu haben, immer selber. Man spürt hier den Hauch der Geschichte. Perfekt erhaltene antike Elemente koexistieren harmonisch mit modernen Elementen, die Komfort garantieren.

Es ist unmöglich, das grossartige Panorama zu beschreiben, das sich von diesem Aussichtspunkt aus vor unseren Augen ausbreitet. Zusammen mit den Hausherrn und ihrem vorzüglichen Kellermeister erhalten wir Gelegenheit, Weine höchster Qualität zu versuchen, vielleicht sogar seltene und schwer zu findende Jahrgänge, die der Marchese für besondere Gelegenheiten reserviert.

Natürlich dürfen wir es auch nicht unterlassen, die lokale Küche zu entdecken. Traditionelle Trattorien der Gegend präsentieren Speisen in allen Farben, die mit ihrer Echtheit und Frische Auge und Gaumen erfreuen.

### Kleine Ecke des Paradieses

Jede Gelegenheit und jede Jahreszeit sind ideal für einen Aufenthalt in Italien. Aus den tausend Angeboten zwischen Bergen und Stränden habe ich hier nur einige wenige besonders hervorragende Landschaften, gastliche Häuser und Weingüter in der Nachbarschaft der Schweiz ausgewählt. Sie bieten wirklich einzigartige Erlebnisse.

Es sind Orte, an denen auch die Sorge wegen der Pandemie sofort in den Hintergrund tritt, denn es gibt kein Gedränge, sondern es herrscht gesunde Distanz, gepaart mit Herzlichkeit. Nach dem Besuch dieser kleinen Ecken des Paradieses bleiben Schönheit und positive Gefühle in unserer Erinnerung.



Rosita Dorigo lebt in Mailand. Die bekannte Sommelière hat ihr Berufsleben allem gewidmet, was mit Gastfreundschaft zusammenhängt. (piaceridellavita.com)

Aus dem Italienischen von David Vogelsanger

Nur in Italien ist die Weinproduktion weitgehend in den Händen alter Familien geblieben, die seit je in ihren historischen Häusern inmitten der grünen Weinberge leben. Zu ihnen gehören adlige Familien, die auf ihren Landsitzen mit ihrer Verbindung von Einfachheit und Luxus heute auch zahlende Gäste mit warmherziger Gastfreundschaft beherbergen. In diesen «Relais Vin» herrscht nie Gedränge.

Die Übernachtung in historischen Zimmern ist ein Erlebnis für sich, Spaziergänge in den Weinbergen zu jeder Jahreszeit bieten Ruhe und Erholung, und oft können Weine gekostet werden, die im Handel gar nicht erhältlich sind. Der Hausherr erklärt seinen Gästen dann seinen Wein wie einen Sohn, dessen Entwicklung er – vom Wachstum an der Rebe über



Ein Erlebnis für sich: Gourmet-Hotel «Da Vittorio» in Brusaporto.



Unesco-Welterbe: unterirdischer Weinkeller der Cantina Coppo.



# Saurier sind sein Leben

Abenteurer Hans-Jakob Siber hat mit seiner Sauriersammlung Weltmassstäbe gesetzt und ein attraktives Museum aufgebaut. Wie kam er dazu, was trieb ihn an? Wie sieht der Weitgereiste seine Heimat? *Von Beat Gygi*

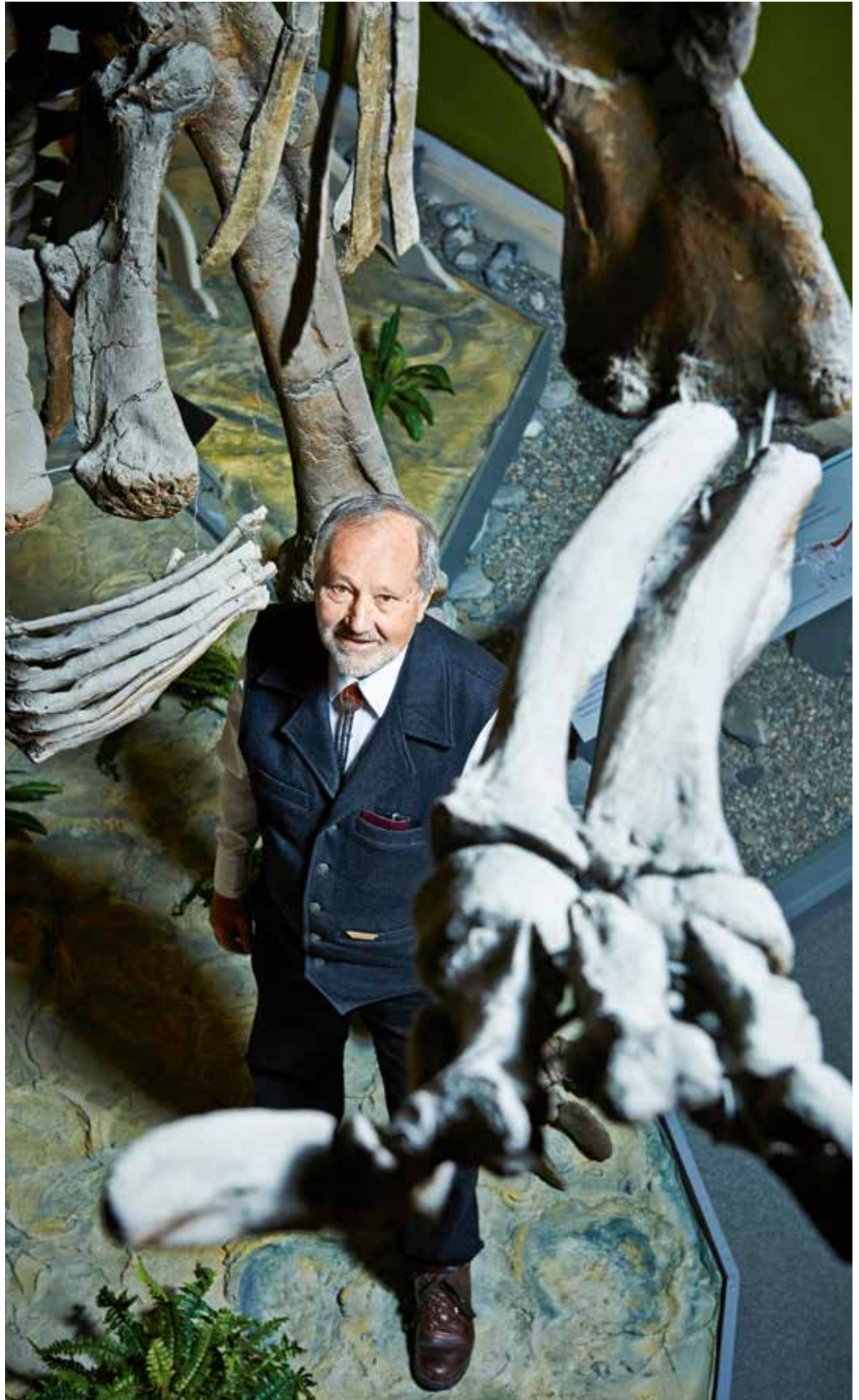
Über Treppen und durch Gänge flink von einem Raum in den andern, von einem Erdzeitalter ins andere geht es im Sauriermuseum, da hört man im Vorbeigehen: «Schau, da ist Herr Siber.» Eine Mutter sagt dies zum Kind neben ihr, sie kommt auf Hans-Jakob Siber zu und fragt, ob sie ein Foto machen dürfte von ihm zusammen mit ihrem Sohn. Ehrfürchtig stellt sich der Junge neben den Gründer und Chef des Sauriermuseums in Aathal; alles lerne er auswendig über die Dinos hier, sagt die Frau zu Siber. Der Ort ist ein Magnet für Kinder und Jugendliche. Weiter geht es, vorbei an Fossilien von faszinierend geformten Schalentieren, unter Dinosaurierskeletten hindurch bis zum rot leuchtenden Ammoniten mit prächtig irisierender Perlmuttertschicht.

Dass wir uns an diesem Juninachmittag überhaupt mit Hans-Jakob Siber zu einem Gespräch in seinem Reich in Aathal zwischen Uster und Wetzikon treffen können, hängt mit der Corona-Ausnahmezeit zusammen, die ihn in der Schweiz festhielt. «Normalerweise wäre ich jetzt gar nicht hier. Es ärgert mich, dass ich nicht nach Amerika reisen kann, um Ausgrabungen durchzuführen, ein Jahr, ohne zu graben, ist für mich eigentlich fast ein verlorenes Jahr», meint Siber.

## Legendärer Name

Jahrzehntelang hat er unermüdlich, ohne Lücke, jeweils die Grabungskampagnen durchgezogen, und das Ergebnis besteht in einer Sammlung hochkarätiger Reptilien aus der Urzeit, darunter zehn Dinosaurier von erstklassiger Qualität und Originalität, sowie in sehr hohem Ansehen in der Fachwelt. Mit seinem autodidaktisch erarbeiteten Wissen und seinen Beziehungen mischt er an der Front der Forschung mit, und die Sammlung rangiert im internationalen Vergleich auf höchstem Niveau. Köbi Siber, im englischen Sprachraum «Kirby», ist ein legendärer Name. 2010 wurde er Ehrendoktor der Universität Zürich, und viele Dutzend Forscher haben im Laufe der Zeit anhand der Funde des Museums ihre Arbeiten vorbringen können, auch wissenschaftliche Konferenzen fanden in Aathal statt.

Das breite Publikum ist ebenfalls voll dabei, unter den gut tausend Museen in der Schweiz zählt Sibers Haus zu den ganz wenigen, die ohne Subventionen auskommen. Beim Gang durch die Räume zeigt er kurz auf die neuen Anlagen, mit denen nun das Thema «Untergang der Saurier» mit Hilfe modernster Tech-



*Vergleiche mit Tom Sawyer:* Paläontologe Siber.



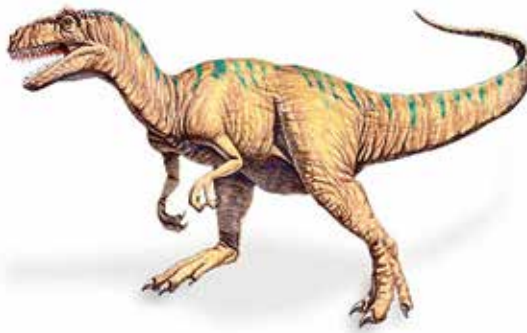
nik und der hochkarätigen Meteoritensammlung veranschaulicht werden soll. Findet sich denn in den Gebäuden immer Platz für neue Ausstellungen? Es sei sehr voll, aber bald werde der Spielraum wieder grösser, meint er. Vor kurzem haben der 77-jährige Köbi und sein vier Jahre jüngerer Bruder Edy bekanntgegeben, dass das Museum die zehn Top-Saurier, quasi der wichtigste Schatz des Hauses, der Universität Zürich übergeben will, und zwar für einen symbolischen Franken. Die Uni übernimmt die Betreuung und Verantwortung, sorgt fürs Ausstellen von sieben Exemplaren, primär im neu entstehenden Uni-Naturmuseum, während drei Saurier als Leihgabe in Aathal bleiben.

Seit der Abmachung mit der Uni sei er sehr erleichtert, erklärt Siber am Tisch in der Cafeteria, dies sei eine Art Nachfolgeregelung für einen kostbaren Teil der Sammlung, ja für das Lebenswerk. Die Dinosaurier würden quasi in einen sicheren Hafen gesteuert, «und zwar in unserer Vaterstadt Zürich, in der wir aufgewachsen sind». Jahrelang habe er die Frage mit sich herumgetragen, wie man für diese tollen Bestände, die vielleicht beste Dinosauriersammlung Europas, die Zukunft sichern könnte. «Schon das ehemalige Spinnereigebäude hier ist ein Glücksfall gewesen, die super Zusammenarbeit mit den Leuten auch, es wäre doch schade, das zerfallen zu lassen», meint er. Sein Bruder hat keine Nachkommen, er selber vier Töchter aus den ersten zwei von vier Partnerschaften. Er wollte vermeiden, dass es wegen Geld zu Erbstreitereien und einem Auseinanderreißen der Sammlung kommen könnte.

Auch da führte etwas Glück zur Lösung. Siber erinnert sich an die Buchpräsentation von 2014 – sein früherer Schulkollege Max Meyer schrieb über Sibers Abenteuer – in Zürich Oberstrass, seiner Heimat. Da trat einer auf ihn zu und sagte: «Ich bin der Michael», wenn er jemals etwas brauche, hier sei sein Kärtchen. Es war Michael Hengartner, Rektor der Uni Zürich. Jahre später plante die Uni Zürich ein Naturmuseum, da dachte Siber: «Das ist es!», suchte das Kärtchen hervor, und so kam der Dino-Deal in Gang. Das Schöne sei, dass alle vier Töchter einverstanden seien. Zudem verbleibe dem Museum in Aathal mit vielen weiteren Originalen, Abgüssen und Modellen von Sauriern sowie mit all den anderen Objekten wie Reptilien, Ammoniten, Meteoriten und so weiter ein reichhaltiges Sortiment – und eben Spielraum für neue Ausstellungen, Ideen und zusätzliche Funde aus weiteren Grabungen in den USA.

### Schicksalsreise nach Berlin

Wie kam Siber eigentlich auf Dinosaurier? «Am Anfang war für mich sehr vieles offen», meint er. Nach der Matura verbrachte er ein Jahr in Amerika als Austauschstudent an der Universität von Montana beim Studium der «Liberal Arts» mit Film, Theater und Literatur. Er kehrte zurück mit dem Gefühl, Filmregisseur sei das



*Allosaurus (157,3 bis 145 Millionen Jahre).*

Richtige für ihn, sieben Filme machte er. «Der letzte war ein ambitioniertes Werk, in das ich mein ganzes damaliges Vermögen und zwei Jahre lang alle Freizeit hineingesteckt hatte», schildert er. Damals war er mit seinem Vater und seinem Bruder schon im Mineraliengeschäft mit Steinen und Kristallen engagiert, sah das aber als vorübergehende Lösung an, bis er sich als Filmregisseur etablieren konnte. So war er einerseits der junge Chefeinkäufer der Firma Siber+Siber, der mit stattlichem Budget um die Welt reiste, andererseits der Experimentalfilmer und Kultur-Netzwerker. Sein aufwendiger Film wurde an den Solothurner Filmtagen als Schweizer Beitrag für das Filmfestival in Berlin ausgewählt.

Das führte zur Schicksalsreise nach Berlin. «Mein Beitrag war auf Vormittag elf Uhr angesetzt, und es war ein Nachtfilm», erinnert sich Siber, aber das war noch das kleinere Übel. Viel schlimmer war, dass beim Abspielen die Synchronisation des Tons mit den Bildern plötzlich

### «Ein Jahr ohne Graben ist für mich eigentlich fast ein verlorenes Jahr.»

verschoben war. «Nächtelang hatte ich daran gearbeitet, dass der Ton auf die Zehntelsekunde genau zu den Bildern passte. Plötzlich war alles hin, ich war so erschüttert, dass ich noch während des Films rausgegangen bin und mir gesagt habe: Nein, das hat keine Zukunft.» Es ging nicht nur um dieses Missgeschick, es ging tiefer. Er habe seinerzeit daran geglaubt, dass sich ein neues Genre des Films herausbilden werde: neben dem Spielfilm, dem Detektivfilm und anderen nämlich ein neuartiger Musikfilm, der etwa der Oper entsprechen könnte, ein Film, in dem Musik und Bilder faszinierend zusammen harmonierten. «Auch wenn ich kein Opernfreund bin, hatte ich daran geglaubt, dass so etwas kommen werde, aber nach dem Berliner Erlebnis war die Luft raus», sagt er.

Einfach aus dem Kino gelaufen sei er damals in Berlin – und nicht einmal eine Stunde später sei er dort gelandet, wo er für den Rest des Lebens angekommen sei: bei der Faszination für die Dinosaurier. Er war durch die Stadt gewandelt, in die Ostzone und ins Humboldt-Museum gegangen, wo gewaltige Saurier aus berühmten deutschen Expeditionen lagen.

Das hat ihn enorm beeindruckt und das Gefühl geweckt, da gebe es noch unglaubliche Welten zu entdecken. «Ich hatte kurz vorher das Buch von Edwin Hennig gelesen über die deutsche Expedition nach Ostafrika mit Tausenden von Leuten, die nach Dinosaurierskeletten gegraben hatten.» Es brauchte dann aber noch einen zweiten Anstoss für seinen Eintritt ins Dinosauriergeschäft.

### Zwerg vor einer chinesischen Mauer

Sibers hatten das Naturhistorische Museum Wien mit Fossilien beliefert, unter anderem mit einer Riesenschildkröte, da kam der Direktor mit dem Wunsch nach einem Dinosaurier. «Das erwähnte er so in der Konversation, garantieren könne er die Zahlung nicht, aber ich dachte: «Das probieren wir!», schildert Siber. «Auf der Heimreise kam es mir mulmig vor, der Köbi Siber aus dem Zürcher Oberland sollte jetzt einen Dinosaurier suchen. Wie ein Zwerg stand ich vor einer chinesischen Mauer.» Der Ehrgeiz erwachte jedoch, Chancen zeichneten sich ab, aus Vorsicht sagte er aber weder Vater noch Bruder etwas, sondern beriet sich mit Kollegen und fuhr mit seiner Familie in einem Campingbus dann fünf Wochen lang kreuz und quer durch Amerika. «Ich habe überall dort angehalten, wo man schon mal Dinosaurier gefunden hat, und mich erkundigt, ob es noch mehr davon habe», erinnert er sich. 1979 starb der Vater, und die beiden Söhne übernahmen die Firma. Zwischen den beiden spielte sich die Arbeitsteilung so ein, dass Edy zu Hause zum Kaufmännischen und zur Ordnung schaute, während Köbi immer wieder in der weiten Welt unterwegs war, einkaufte, Beziehungen knüpfte und pflegte, Ideen sammelte.

Die Dino-Suche ging weiter, und 1980 gelang es dem Team um Siber, in Süddakota mit Partnern einen Dinosaurier aufwendig in fast vollständiger Zusammensetzung auszugraben und nach Europa zu bringen, zunächst nach Aathal zum Ausstellen – und dann meldete man aus Wien, der Direktor sei nicht mehr im Amt, die Bestellung hinfällig. Ein Verkauf anderweitig gelang später, für Sibers aber stellten sich grundsätzliche Fragen, wie man mit kostbaren Funden vernünftigt umgehen solle.

«Im Grunde meines Herzens bin ich ein Sammler», sagt Siber – nicht in der Art, dass er Sachen zu Hause im Kleiderschrank oder im Keller horte, nein, er habe dabei immer das Publikum gesucht. Schon als Einkäufer für die Mineralienfirma beschäftigte ihn das, da brachte er von seinen grossen Reisen die tollsten Sachen zurück, und kurz darauf waren sie weg, verkauft. Um das Kostbare noch möglichst vielen zu Leuten zeigen, habe man irgendwann mit Sonderausstellungen begonnen, in denen die Topstücke wenigstens vierzehn Tage verbleiben mussten, wie in einer Galerie, bevor sie zu den Kunden gingen. Mit der Zeit habe er so die Formel gefunden, die ihn glücklich mache: Er könne die tollsten Stücke bei sich haben, die es in





«Immer grosse Ziele»: Museumsdirektor Siber mit Fundstücken.

einem bestimmten Bereich gebe, und damit eine attraktive Ausstellung machen, was dann genug Geld für den laufenden Betrieb einbringe.

### Schwielige Hände, krumme Rücken

Mit seinen Dinosaurierausgrabungen wurde er über Jahrzehnte weltweit zu einem Pionier in Paläontologie – aber auch hinsichtlich Motivationskunst. «Wir mussten immer mit bescheidenen Mitteln auskommen, und ich hatte immer grosse Ziele», sagt Siber, er habe nicht einfach das Portemonnaie zücken und Hilfe anheuern können. Es sei ihm immer gelungen, den Leuten etwas Spezielles zu bieten, und im Gegenzug hätten viele enorme Arbeit geleistet. Ein Freund habe ihn einmal mit Tom Sawyer verglichen, der es ja schaffte, das Streichen des Gartenzauns als derart erstrebenswert darzustellen, dass sich seine Kollegen darum rissen. Zahlreiche Topleute seien jeweils zum Graben mitgereist, mit denen man jetzt noch verbunden sei. Klar, er habe immer gewarnt, Ausgraben bedeute schwielige Hände, Kälte, Hitze, einen krummen Rücken, oft eine Siebentagewoche, aber am Schluss sei jeweils für alle klar gewesen: «Wir sind quasi das olympische Team im Dinosauriergraben, und für Spitzenleistungen nehmen wir viel in Kauf.»

Was bedeutet eigentlich die Schweiz für den Weitgereisten? «Es ist lustig, ich empfinde mich als Weltenbürger, aber im Grunde sind es alles Schweizer Tugenden, die mir den Erfolg gebracht haben», ist Sibers Antwort: Zuverlässigkeit, Solidität, ein gesunder Lebenswandel, Konstanz, Vorsicht vor allem im Finanziellen, Arbeitsamkeit. Die Arbeit sei für ihn nie Mühe gewesen. Hätte er nicht in der Jugend eine Wirbelschiebung erlitten, wäre der Spitzensport ein Ziel gewesen. Was müsste man denn in der Schweiz anders machen? «Mehr Risiken einzugehen, würde der Schweiz manchmal guttun», findet er. Der Schweizer wehre sich innerlich immer gegen Verände-

rungen, so lange, bis er sie nicht mehr verneinen könne, und dann akzeptiere er sie, wie wenn das schon lange seine Idee gewesen wäre. Was habe man sich doch lustig gemacht über die Beatles, diese Pilzköpfe, jetzt seien sie Helden. Noch früher, beim Jazz, sei es ähnlich gewesen. Ähnliches gelte auch für Essgewohnheiten oder Kleidung.

In der Kultur vererbe man sich in der Schweiz besonders viel. Über tausend öffentliche Museen würden in der Schweiz staatlich unterstützt, aber private Initiative werde schlecht honoriert. Mit einer gewissen Förderung privater Museen liesse sich Sibers Ansicht nach viel erreichen «Das wäre ein riesiges Potenzial für kulturelle Leistungen», es gebe in der Schweiz Zehntausende von Sammlern, die originelle, tolle, auch verrückte Sammlungen aller Art zusammengetragen hätten, Mineralien, Eier, Bücher und so weiter. «Und wenn der Mann oder die Frau dahinter stirbt, verschwindet deren ganze kulturelle Leistung meist, weil niemand diese Schätze pflegt», klagt er. Wenn es eine Stelle gäbe, die helfen würde, wertvolle Sammlungen für die Allgemeinheit zu erhalten, wäre das ein enormer Gewinn auch für künftige Generationen. «Es müsste jemand mit einer bewussten Strategie darangehen», meint er, denkbar wäre ein Konglomerat von Museen in der Art von Multiplexkinos. «Wieso macht das bei uns keiner?»

Findet man denn eigentlich immer genug Neues für neue Ausstellungen? Ja, meint Siber, in seiner Branche zum Beispiel müsse man einfach viel herumreisen und sich informieren, mal in Australien, mal in Russland oder in China oder auch in der Schweiz. Er kenne so viele Leute, dass er praktisch jede Woche Hinweise auf Funde erhalte. «Kann ich mir das leisten, oder passt das in unser Thema?», sei dann noch die Frage. Und im entscheidenden Moment reichten die Mittel immer irgendwie. «Persönlich habe ich keinen aufwendigen Lebensstil, aber ein Topstück zu ergattern, macht mir Freude.» Und er fügt an: «Reisen, das ist wie ein Jagdfieber», und jetzt sei für ihn halt ein ungünstiges Jahr, weil all die Messen abgesagt und damit seine Jagdgründe geschlossen seien. Er fiebere der Öffnung entgegen, er sei der rastlose Typ, der schon ans nächste und übernächste Projekt denke, wenn das eine anlaufe. Es sei lustig, er lebe sehr stark im Jetzt und in der Zukunft, dabei beschäftige er sich doch hauptsächlich mit der Vergangenheit.

Wie lebendig ist die Vergangenheit eigentlich, haben zum Beispiel Steine ein Leben? «Diese Frage kommt mir auch ab und zu in den Sinn, gerade auch kürzlich, als ich ein Stück Mondgestein von 300 Gramm in der Hand hatte», so Siber. Echtes Mondgestein habe er in der Ausstellung, nicht ein von der Nasa mitgebrachtes, sondern einen Brocken, der durch einen Meteoreinschlag auf dem Mond in den Weltraum geschleudert worden und dann ins Anziehungsfeld der Erde geraten und auf der Erdoberfläche gelandet sei. Wenn man dieses Stück anschau, das Gemenge verschiedener Gesteine, in Milliarden von Jahren auf der Mondoberfläche x-fach durchgestampft und zusammengewachsen, dann stelle sich die Frage, welche Prozesse solche Strukturen wachsen liessen. Da könne die Idee aufkommen, die Atome und kleinen Teile verhielten sich so, wie wenn sie wüssten, dass sie miteinander mehr bedeuten könnten als je alleine.

Besonders eindrücklich seien Pyrit-Würfel, Katzensgold. Die sähen aus, als ob ein Metallbauer sie entworfen hätte oder als ob die Atome aus irgendeinem Grund gewusst hätten, welche eindrückliche Form sie bilden könnten, wenn sie sich zusammentäten. Der Begriff «Bewusstsein» sei nicht zutreffend, aber auf jeden Fall sei ein Kristall etwas enorm Schönes, fast gewachsen wie eine Pflanze, aber auf andere Art, faszinierend. ○



*Diplodocus*  
(157,3 bis 145 Millionen Jahre).

# Portugiesen-Dorf in den Alpen

Täsch bei Zermatt ist die ungewöhnlichste Berggemeinde der Schweiz: Fast die Hälfte der Bewohner sind Portugiesen, und der Dorfpfarrer stammt aus Indien.

Von Hubert Mooser

Täsch ist Endstation für Touristen, die mit dem Auto nach Zermatt in die Ferien fahren. Es gibt hier einen beeindruckenden Umschlagbahnhof, den Matterhorn-Terminal, mit einem Parkhaus, in dem der alte Dorfteil spielend Platz fände. Doch in Täsch stellen die Zermatter Feriengäste nicht bloss ihre Autos ab. Hier parkieren die Tourismusbetriebe des Matterhornorfes auch einen grossen Teil ihres Personals.

Die Mieten in Zermatt sind 30 Prozent höher als in Täsch, für Wohneigentum muss man mehr als das Doppelte hinlegen. Deshalb haben Zermatter Hoteliers schon vor Jahrzehnten in Täsch Boden aufgekauft, um darauf Personalwohnungen zu errichten. Die Auslagerung der Angestellten nach Täsch blieb für den kleinen Ort nicht ohne Folgen. Heute leben in der Berggemeinde mehr Ausländer als Schweizer.

Herumgeboten werden Zahlen bis zu 70 Prozent. Laut Gemeindepräsident Mario Fuchs liegt der Ausländeranteil der 1300-Einwohner-Gemeinde gegenwärtig bei 60 Prozent. Allein die Portugiesen stellen 40 Prozent der Dorfbewölkerung.

Die Situation ist schweizweit einzigartig. Nur Randogne, eine der fünf Territorialgemeinden der Ferienstation Crans-Montana, kam zeitweise auf höhere Werte. Aber seit Randogne mit anderen Dörfern zur Grossgemeinde Crans-Montana verschmolz, hat Täsch landesweit mit grossem Abstand den höchsten Ausländeranteil.

Für Fuchs ist das kein Problem. «Das Zusammenleben klappt gut», versichert er. «Ohne Ausländerkinder hätten wir in Täsch wahrscheinlich keine Schule mehr.» Gleichzeitig beschleunigt die Schule die Entwicklung von Täsch zum Ausländerdorf. Da 80 Prozent der Schüler ihre Wurzeln ausserhalb der Schweiz haben, verlassen Schweizer Familien den Ort, sobald der Nachwuchs im schulpflichtigen Alter ist. Das treibt die Ausländerquote der Gemeinde weiter nach oben.

## Gipfel der Frechheit

Die Einheimischen hatten eine andere Zukunft vor Augen, als das Dorf 1891 an die Bahnlinie nach Zermatt angeschlossen wurde. Fünf

Jahre später gab der Gemeinderat grünes Licht zum Bau des Hotels «Täschhorn». Die Berggemeinde sollte eine Touristendestination werden, wie es Zermatt damals schon war. Heute sind im «Täschhorn» sozialmedizinische Dienste und eine Integrationsstelle für Ausländer untergebracht.

Dass in Täsch die grosse Masse an Feriengästen ausblieb, hat vor allem einen Grund: Es fehlt die Sicht aufs Matterhorn. «Uns genügt der Blick auf das Klein Matterhorn», tröstet sich Hotelier Hans Imesch, der Ende der 1990er



Es fehlt die Sicht aufs Matterhorn.

Jahre Gemeindepräsident war. Das Täschhorn sei ausserdem dreizehn Meter höher als das Matterhorn. Auf die Frage, wie es sei, im Schatten von Zermatt zu leben, sagt er: «Im Schatten von Reichen lebt es sich gut.»

Lange taten sich die Täschler allerdings schwer damit, von den Zermattern als Dienstleister betrachtet zu werden. Dass sich die Zermatter während der Typhusepidemie in den 1960er Jahren die Anfrage erlaubten, ob man die Kranken in den Täschler Hotels pflegen könne, empfanden viele Täschler als Gipfel der Frechheit. Entrüstet lehnten sie ab. Die Zermatter boykottierten daraufhin jahrelang deren Milch.

Besonders hart umkämpft waren stets auch die Partien zwischen den zwei lokalen Hockey-Vereinen. Die Derbys endeten manchmal mit wüsten Schlägereien auf und neben dem Eis, wie Alteingesessene sich erinnern.

Heute ist vieles im Wandel. 2006 fusionierten die Verkehrsvereine von Randa und Täsch

mit Zermatt Tourismus und profitieren jetzt vom Renommee des Matterhornorfes. Streit gibt es noch über die Frage, ob die Strasse bis nach Zermatt ausgebaut und für alle geöffnet werden sollte. Das würde das Geschäft mit den Parkplätzen beeinträchtigen. Viele Täschler haben sich damit eine goldene Nase verdient, seit 1972 die Strasse bis in ihr Dorf ausgebaut wurde.

## Mehr Neben- als Miteinander

Mit Fuchs hat Täsch jetzt auch einen Präsidenten, der in Zermatt aufgewachsen ist und keine Berührungsängste mit dem Nachbardorf hat. Turbulent geht es im Gemeinderat nur noch zu, wenn der Wolf traktandiert ist.

Eine Herausforderung ist für Fuchs die Integration der vielen Ausländer, die in Zermatt arbeiten und in Täsch wohnen. Es ist mehr ein Nebeneinander als ein Miteinander. Das merkt man spätestens bei einem Spaziergang auf dem kleinen Friedhof. Die Toten heissen hier Lauber, Mooser und Imboden.

Frage an einen Vertreter der Kirchengemeinde: Wo bestatten die Portugiesen ihre Toten?

«Wahrscheinlich in ihrer Heimat», kommt es zurück.

Es gibt eine direkte Busverbindung zwischen Täsch und Portugal. Der Bus fährt einmal die Woche. Wenn er zurück in Täsch ist, hat er nicht bloss Arbeitskräfte für Zermatt an Bord, sondern auch ganze Wagenladungen an Lebensmitteln. Auch der Dorfpfarrer ist importiert – aber aus Indien.

Amouröse Liaisons zwischen Täschern und Ausländern sind Ausnahmen. Besonders die Portugiesen leben unter sich, haben eigene Vereine, feiern eigene Feste wie die Maria-Erscheinung in Fátima. Sie treffen sich in eigenen Beizen, organisieren den Kinderhütendienst untereinander.

«Einige sind seit dreissig Jahren im Dorf und können trotzdem nicht richtig Deutsch», sagt ein Einheimischer.

Letzten Sommer kam die Diskussion über ein kommunales Ausländerwahlrecht auf. Fuchs ist dagegen, sein Credo lautet: «Wenn sie abstimmen wollen, müssen sie sich halt einbürgern lassen.» Aber das ist wohl noch nicht das Ende der Geschichte. ○



# «Du hast mein Leben gerettet»

Robert Weibel agiert fernab vom Rampenlicht. Der Schweiz-Amerikaner ist dort im Einsatz, wo ein Konflikt schwelt, oder bereits ausgebrochen ist. 30 000 Menschen aus 180 Ländern hat er für den Ernstfall trainiert. Sein Spezialgebiet: Die Kunst des Verhandeln. *Von Urs Gehrig*

«Stellt euren Lesern endlich mal diesen Bob vor», hängt mir ein Bekannter seit Wochen im Ohr. Seit fast vierzig Jahren reise «Bob» um den Globus und lösche Brände, bevor sie zu internationalen Feuersbrünsten aufflammen. Er arbeite fernab vom Rampenlicht, weshalb ihn die Öffentlichkeit nicht kenne.

«Bob» heisst mit vollem Namen Robert Weibel und hat über 30 000 Beamte, Diplomaten, Angestellte von Firmen und Uno-Akteure in die Kunst des Verhandeln eingeweiht (darunter auch meinen Bekannten). Wenn sich ein Land auf die EU-Ratspräsidentschaft vorbereitet, ruft es nach Weibel. Sein Seminar über Verhandlungstechnik gehört seit Ende der 1980er Jahre zur Grundausbildung der Schweizer Jungdiplomaten.

Den wenigen Zeitungsberichten zufolge, die über «Bob» zu finden sind, ist er ein harter Brocken. Provokativ, fordernd, scheut er vor Kraftausdrücken nicht zurück. «Das ist totaler Scheissdreck», bekommen Schüler bisweilen zu hören, wenn sie seinen Ansprüchen nicht genügen.

## «Kein Kratzer im Lack?»

Die Zeit für ein Treffen ist gut. Die Corona-Krise hat auch den rasenden Troubleshooter festgesetzt. Hoch oben in den Schweizer Alpen sitzt er im «Home Office». Quer durchs Wallis geht die Reise, wo sich dunkle Holzhäuser in den Hängen bündeln wie reife Weintrauben im Rebstock. Steil schraubt sich das Auto in der Falllinie unter Verbier die Strasse empor ins Bergdorf Sarreyer, ein Hundertseelenweiler.

Da steht er winkend vor der Tür seines Mazots. «Kein Kratzer im Lack?», fragt er nach meiner Zirkelfahrt durch die engen Dorfgässchen, und weist auf den engen Parkplatz ein.

Mit buschigem Schnurrbart, verwittertem Gesicht und verschmitztem Grinsen sieht Weibel aus wie eine Kreuzung zwischen einem Bergbauern und Ernest Hemingway. Der Eindruck des Bergbauers wird sich während des folgenden Gesprächs rasch als falsch erweisen. Aber der vierschrötige Hemingway-Charakter passt.

Nach seinem schwierigsten Fall gefragt, dreht Weibel vor seinem geistigen Auge den Globus. «1992 in Myanmar, als ich hundert Generälen gegenüber sass.» Das Land war in politische Turbulenzen geraten: Tausende waren damals getötet worden. Ein Massaker an buddhistischen Mönchen hatte die Bevölkerung aufgewühlt. «Es war sehr schwierig,

mit diesen Menschen in Kontakt zu treten. Sie waren sehr hart und sehr distanziert.» Ironischerweise war es das heisse Klima, das das Eis brach. «In Rangun hatten wir 43 Grad bei 100 Prozent Luftfeuchtigkeit.» Weibel kam aus dem tiefsten finnischen Winter eingeflogen und trug ein zugeknöpftes Tweedjackett mit Krawatte. «Sie müssen wohl leiden», sagten ihm die Generäle, mitleidig lächelnd. Indem er Haltung bewahrte, bewies er den Militärs, dass er die Strapazen körperlich ertragen konnte. «Raten Sie mal, worüber wir dann gesprochen haben! Über unsere Kinder.» Wenn man erfolgreich verhandeln wolle, müsse man Gemeinsamkeiten finden. «Etwas, wodurch man sich einander näher fühlt.»

Wie bereitet man sich vor, wenn man sich mit mächtigen Gegnern an den Tisch setzt? Weibel schüttelt lächelnd den Kopf. «Ich spreche nicht von «Gegnern», sondern vom «Gegenüber.» Auch suche er beim Gegenüber nicht a priori nach dessen «Stärken» und «Schwächen»: «Zunächst einmal möchte ich ganz generell wissen, mit wem ich es eigentlich zu tun habe.»

Im Lauf des Gesprächs bricht Weibel immer wieder mit dem gängigen Klischee eines Verhandlungspokers, wie ihn Aussenstehende aus den Nachrichten kennen. Rasch relativiert er das Bild eines alles entscheidenden Showdowns. «Bei komplexen internationalen Verhandlungen hat jeder am Verhandlungstisch eine repräsentative Funktion. Egal, ob unsere

## «Man muss in der Lage sein, sich unter extremen Bedingungen zu konzentrieren.»

Chemie funktioniert oder nicht. Egal, ob wir uns einig werden oder nicht. Wir müssen unsere Vereinbarungen zu Hause präsentieren.» Dort würden die Würfel fallen.

Deshalb hole die Schweizer Regierung ihre Botschafter jeden August zur Botschafterkonferenz nach Hause. «Damit soll den Diplomaten bewusst werden, dass die Schweiz von heute nicht die Schweiz vom letzten August ist.» Zu Hause bringe man sie auf den neusten Stand über das, was intern laufe, «denn viele Dinge, die sie wissen müssen, sind nicht googelbar, und das sollten sie auch nicht sein».

Weibel pflegt einen schnörkellosen Umgang, sein Naturell hat nichts mit den Diplomaten gemeinsam, die er seit 34 Jahren ausbildet. Wie der verwundete Sanitäter Frederic aus

dem Hemingway-Klassiker «In einem andern Land», der sich in seine schottische Krankenschwester verliebt, hat Bob seine grosse Liebe im Spitalbett kennengelernt. Als er ein kleiner Junge war, ist seine Familie von Wädenswil nach Connecticut ausgewandert. Nach den Jugendjahren in Amerika reiste Bob Weibel in seine alte Heimat zurück, wo er mit einer Blutvergiftung ins Zürcher Bethanienhospital eingeliefert wurde. «Wie ein Engel» sei ihm Schwester Silvia erschienen, als er aus mehrtägigem Koma erwachte. Fast fünfzig Jahre und drei gemeinsame Kinder später ist Silvia immer noch an seiner Seite. Sie hält die Stellung, wenn er irgendwo auf der Welt Streit schlichtet oder eine neue Generation von Vermittlern trainiert.

«Ich bin der ewige Fremde», beschreibt Weibel seine Rolle. «Ich bin Ausbilder und Berater. Als solcher brauche ich den direkten Kontakt zu den Menschen, dich ich betreue. Sie kommen nicht zu mir, ich gehe immer zu ihnen und muss ihre Gedanken und ihre Sprache verstehen.» Ein Athlet müsse man sein, wenn man gut verhandeln wolle. «Man muss in der Lage sein, sich unter extremen Bedingungen zu konzentrieren.» Oft schlafe man nur wenige Stunden. Kleine Akteure müssten sich besonders anstrengen. «Wenn du ein grosser Player bist, hast du eine Delegation von hundert Personen, aber wenn du aus Vanuatu kommst, bist du ganz allein.»

## Es gibt Vorbilder

Mit den Schweizer Diplomaten ist Weibel bestens vertraut. Sein Seminar in Verhandlungstechnik gehört seit Ende der 1980er Jahre zur Grundausbildung unserer Jungdiplomaten. Gibt es ehemalige Schüler, auf die er besonders stolz ist? «Peter Maurer», sagt Weibel, der nicht gerne Namen nennt, nach einigem Zögern. Selbst heute, als Leiter des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, sei Maurer immer noch Diplomat. «Er trägt elegante Foulards, aber er weiss, wie man mit nichtstaatlichen Akteuren spricht», ob von Militärdiktaturen oder aber Menschen, die durch Krieg, Hungersnot oder Pest gebeutelt wurden: «Maurer hat diese erstaunliche Fähigkeit, von allen möglichen Menschen als Vertrauensperson akzeptiert und geschätzt zu werden.»

Im Gegensatz zu Peter Maurer bleiben die meisten Diplomaten gesichtslos und unbekannt. Warum sollte sich heutzutage jemand dafür entscheiden, Verhandlungsführer zu werden?



«Der Geist der Harmonie kann zum Problem werden»: Berater Weibel.

«In der Tat gibt es eine Tendenz, sich über Beamte lustig zu machen», sagt Weibel. Und in vielen Ländern setze man seinem finanziellen Wohlergehen buchstäblich einen Riegel vor, wenn man sich für die Diplomatenlaufbahn entscheide. Wer es trotzdem tue, sehe es als seine Berufung und Lebensaufgabe an. «In gewissem Sinne denken sie, dass sie diesen Job für ihr Land tun müssen.»

Doch Diplomatie geht auch anders als in akribischen, diskreten Zirkelschritten.

Donald Trump beispielsweise pflegt einen eigenwilligen Verhandlungsstil. Er personali-

siert die Beziehungen zu führenden Politikern der Welt. Kim Jong Un nannte er einen «kleinen Raketen-Mann», dann lobte er ihn als «grossen Kerl». Weibel macht keinen Hehl daraus, dass er davon wenig hält. «Ein gewisses Mass an intellektueller Kompetenz ist unverzichtbar», sagt er, hält aber nach einigem Abwägen mit vernichtender Kritik zurück. Stattdessen blendet er über auf eine historische Figur, die ihm besonders imponiert.

«Nehmen Sie Margaret Thatcher. Man konnte sie mögen oder nicht, aber sie war eine Kriegsmaschine im Verhandeln. Sie hat ihre

Akten studiert. Sie wusste, wovon sie sprach. Wenn ihre Leute vom Verhandlungstisch zurückkamen, konnte sie ihnen das Hirn zerpfücken. Sie prüfte, ob die Dinge in der Realität dem entsprechen, was auf dem Papier vereinbart worden war. Bei ihr hiess es nie: «Oh, gut, lasst uns hinfahren und mal sehen, was passiert.» Das ist der Unterschied zwischen Thatcher und vielen Akteuren in der Gegenwart.»

Abgesehen von der «Eisernen Lady» sind es nicht klingende Namen, die Weibel als die brilliantesten Verhandlungsführer erachtet. «Ich habe mit sehr hochrangigen Leuten zusammengearbeitet, aber die meisten Errungenschaften habe ich mit dem Lumpenproletariat der Verhandlungen erzielt.» Weibel meint damit «jene Unterhändler, ohne welche die Minister, Generalsekretäre und so weiter bloss Könige ohne Kleider wären. 99 Prozent dieser Leute erhalten nie öffentliche Anerkennung für ihre Arbeit.» Wenn es Rückmeldungen gebe, seien es oft Beschwerden über Details, weil man sich nicht die Mühe mache, das Gesamtbild des Verhandlungspakets zu sehen. «Selbstgefällige Akteure sind gut darin, Lärm zu machen, der im heutigen Zeitalter der sozialen Medien grosses Echo erzeugt.» Moderne Verhandlungen seien indessen kompliziert ausbalancierte Pakete, die Dutzende Elemente integrierten und mehrere Interessengruppen betreffen würden.

### Im Schatten der Weltpolitik

Nach einer langen Karriere im Schatten der Weltpolitik seien es die unermüdlichen diplomatischen Kämpfer an der Front, die ihm persönlich die grösste Genugtuung verschafften. «Ein Mann, der während des Kriegs in Bagdad stationiert war und jetzt als Uno-Sicherheitsoffizier in Kabul Dienst tut, sagte mir einmal von Auge zu Auge: «Du hast mir mehrmals das Leben gerettet.» Damit hat sich mein Leben bereits gelohnt.» Wenn ihm Leute sagten: «Bob, du hast mich inspiriert», sei das sein schönster «Lohn», der mit Geld nicht aufzuwiegen sei. Diese Würdigungen kämen von Diplomaten, Beamten, Humanisten, Menschen, die nicht in den Schlagzeilen stehen, die aber letztlich den grössten Teil der Verhandlungen führten. «Ihre Erfolge wirken sich auf den Alltag von Millionen Menschen aus», betont Weibel. «Dank ihrem Verdienst war das Leben in unserem Weltteil in den letzten dreissig Jahren nicht schlecht.»

Robert Weibel, 67, hat das Centre for Experiential Negotiation and Applied Diplomacy (Cenad) gegründet, ein führendes Beratungsunternehmen, das auf internationale und humanitäre Verhandlungsprozesse spezialisiert ist. <https://cenad.org/>

Ein ausführliches Interview mit Robert Weibel in Englisch auf [www.weltwoche.ch/International](http://www.weltwoche.ch/International)





Wert der Freundschaft: Churchill, Roosevelt, Stalin (v. l.), Jalta 1945.



# Zitronen für Roosevelt

Die Konferenz von Jalta vom Februar 1945 war ein teils chaotisches, teils improvisiertes Ereignis. Doch die damaligen Entscheidungen prägen die Welt bis heute.

Von Wolfgang Koydl

Zehn Tage, die die Welt erschütterten», nannte der britische Journalist John Reed die Oktoberrevolution, die er als begeisterter Augenzeuge miterlebte. Nur acht Tage lang indes dauerte ein Ereignis, das keine dreissig Jahre später auf dem Territorium der 1917 entstandenen Sowjetunion stattfand. Diesmal wurde die Welt nicht erschüttert, sondern verändert – mit Folgen bis auf den heutigen Tag.

Im Februar jährte sich zum 75. Mal die Konferenz von Jalta, zu der 1945 die «Big Three» – US-Präsident Franklin D. Roosevelt, der britische Premierminister Winston Churchill und der sowjetische Diktator Josef Stalin – auf der Halbinsel Krim zusammentrafen, um die Welt nach der sich abzeichnenden Niederlage der Deutschen neu zu ordnen.

## Probleme mit sanitären Anlagen

Die Konferenz von Jalta ist oft von eminenten Historikern aus Ost und West behandelt und beschrieben worden, doch noch nie so packend, mitreissend und vor allem detailreich wie von der Britin Diana Preston in ihrem neuen Buch «Eight Days at Yalta». Die seither immer wieder debattierte Frage, ob Roosevelt und Churchill damals die Staaten Osteuropas verkauft und für vierzig Jahre unter die Sowjet-Knute gezwungen hatten, beantwortet auch sie nicht. Indem sie aber ihre Erzählung einbettet in den breiteren historischen Kontext und den Charakter der drei Hauptpersonen beleuchtet, erlaubt sie dem Leser eigene Schlussfolgerungen.

Gemessen an der Tragweite der Konferenz, war fast alles an ihr improvisiert: Das begann beim Tagungsort, den die Briten und Amerikaner lange nicht akzeptierten. Denn die Krim lag nicht nur punkto Kommunikation gleichsam am Ende der Welt; ihre Infrastrukturen waren vollständig zerstört, waren doch die Truppen der deutschen Wehrmacht erst neun Monate zuvor geflohen. Jalta besass keinen Flughafen oder Hafen, den die ausländischen Delegationen ansteuern konnten. Die Passage durch Dardanellen und Bosphorus erschien zu gefährlich, die Autofahrt vom kleinen Luftwaffenstützpunkt Saki dauerte sieben lange Stunden über quälend schlechte Strassen.

Die drei ehemals prächtigen Paläste Liwadija, Jussupow und Woronzow, die den Unterhändlern als Unterkunft dienten, waren nach dem Abzug der Deutschen nicht mehr als kalte, leere Hüllen. Daher liess Stalin von der Suppenterrasse bis zu Churchills extrabreitem Doppelbett alles aus den Moskauer Luxushotels «Natio-

nal» und «Metropol» zusammentragen und nach Jalta bringen, zum Teil sogar inklusive Personal.

Überhaupt war Stalin um das Wohlbefinden seiner Gäste besorgt, obschon diese schon bald des Kaviars und des Champagners überdrüssig wurden, weil es kaum anderes zu essen gab. Als Roosevelt eines Abends dem Kremelchef einen selbstgemixten Martini überreichte, entschuldigte er sich, dass er keine Zitronenschale zur Verfügung hatte. Am nächsten Morgen stand ein vor Früchten strotzender Zitronenbaum vor dem Liwadija-Palast, Roosevelts Residenz – eingeflogen auf Stalins Geheiss aus dessen georgischer Heimat.

Probleme gab es auch mit den sanitären Anlagen. Nur Roosevelt und Churchill genossen das Privileg eines eigenen Badezimmers, alle anderen – Minister, Generalstabschefs, Marschälle – mussten, mit Handtuch und Waschbeutel unter dem Arm, im Korridor warten, bis sie an die Reihe kamen.

Einige amerikanische Delegationsmitglieder wichen in ihrer Verzweiflung für die morgendlichen Geschäfte in die Parkanlagen aus, misstrauisch beäugt von Agenten, die Stalins Geheimdienstmann Lawrenti Beria überall postiert hatte. «Sie verstanden kein Englisch und keine unserer Gesten der Dringlichkeit», klagte ein amerikanischer Oberst. «Ausserdem schienen sie kein Mitgefühl für das normale Funktionieren des menschlichen Körpers zu haben.» Ein britischer Admiral wurde mit heruntergelassenen Hosen zurück ins Haus geschleucht.

Doch am Ende gaben die westlichen Alliierten dem Drängen von «Uncle Joe» nach, der auf Jalta bestanden hatte. Zu wichtig war es ihnen, ihre eigenen Verhandlungsziele zu erreichen: einen Eintritt der Sowjetunion in den Krieg gegen Japan, die Zustimmung Moskaus zur Gründung der Vereinten Nationen, und vor allem die Zukunft Polens, jenes Landes, dessentwegen Grossbritannien überhaupt erst dem Deutschen Reich den Krieg erklärt hatte. Überhaupt nicht besprochen wurden drei der wichtigsten Themen der Nachkriegswelt: die Atomwaffe, der Holocaust und das Schicksal der drei baltischen Staaten.

Stalin war, wenn man so will, der einzige Überlebende der Konferenz von Jalta. Roosevelt war bereits unheilbar krank und vom Tod gezeichnet; er starb drei Monate später. Churchill reiste fünf Monate später zwar noch zur Konferenz von Potsdam. Doch während der Tagung

verlor er die Unterhauswahlen und wurde von Clement Attlee abgelöst.

## Stalin als überlegener Unterhändler

Den beiden Angelsachsen wurde später vorgeworfen, sie hätten sich von Stalin übertölpeln und übervorteilen lassen. Preston lässt das offen, doch folgt man ihren Quellen, war der Diktator sicherlich der bessere Unterhändler – was auch seinen Verhandlungspartnern nicht verborgen blieb. «Wenn ich ein Team für einen Verhandlungsraum zusammenstellen sollte», schrieb der damalige britische Aussenminister Anthony Eden, «wäre Stalin meine erste Wahl. [...] Er sagte nie ein Wort zu viel. Er wurde nie laut, er war selten verärgert. Er hielt sich bedeckt, war ruhig, erhob nie seine Stimme. [...] Durch subtilere Methoden erreichte er mehr seiner Ziele als durch Sturheit.»

Edens Premierminister kam weniger gut weg. Churchill «redete gern, hörte nicht gern zu und fand es schwierig, zu warten, bis er an der Reihe war. Doch der Gewinn im diplomatischen Spiel fällt nicht unbedingt demjenigen zu, der am lebhaftesten debattiert. Manchmal führte ihn Stalin geradezu vor.»

Noch vernichtender fielen die Urteile über Roosevelt aus: «Ehrlich, FDR verzapfte mehr Unsinn pro Minute, als ich es je gehört hatte», erinnerte sich der britische Luftwaffenmarschall Peter Portal. «Sentimentales Geschwätz ohne einen Funken echten Esprits.»

Im Gegensatz zum misstrauischen Churchill schien der amerikanische Präsident in seinem sowjetischen Gegenüber mehr als einen zuverlässigen Partner, fast einen Freund zu sehen. Stalin teilte diese rosigen Ansichten nicht. Über Churchill urteilte er, dass dieser «der Typ von Mann [ist], der dir für eine Kopeke in die Tasche greift, wenn du nicht aufpasst. Ja, er stiehlt eine Kopeke! Und Roosevelt? Roosevelt ist nicht so. Der ist nur hinter grösseren Münzen her.»

Auch was den Wert der Freundschaft betraf, hatte Stalin eigene Ansichten: «Die besten Freundschaften beruhen auf Missverständnissen.» Die in Jalta erzielte Einigkeit der «Grossen Drei» überlebte denn auch gerade einmal das Kriegsende. Stalin hatte recht behalten.



Diana Preston: Eight Days at Yalta. How Churchill, Roosevelt, and Stalin Shaped the Post-War World. Ingram, 416 S., Fr. 29.90





*Wohlstand ist das Beste, was der Fauna passieren kann.*

---

# Warum die Welt nicht untergeht

---

Ökologische Katastrophenszenarien sind seit Jahrzehnten populär. Sind diese Ängste begründet? Es gibt viele Gründe, warum wir optimistisch auf die Zukunft des Planeten blicken können. *Von Matt Ridley*

1980, im selben Jahr, in dem das Property and Environment Research Center (PERC) gegründet wurde, hielt ich mich im Rahmen eines Naturschutzprojekts drei Monate im Himalaja auf. In den märchenhaft schönen Tälern des nordindischen Distrikts Kullu, umgeben von Zedern- und immergrünen Eichenwäldern, sollten wir im staatlichen Auftrag eine Artenstudie durchführen. Von besonderem Interesse war der Schwarzkopftragopan – ein grosser, gepunkteter grauer Waldfasan mit einer rotfedrigen Halskrause und einem hellblauen Kehllappen (beim Männchen). Dieser Vogel war nur an einigen wenigen Orten zu finden, und man vermutete, dass diese Art vom Aussterben bedroht sei.

## Der Ökotourismus floriert

Zwar sahen wir andere Fasane in jenem Jahr, aber keinen Schwarzkopftragopan. Manche unserer Gesprächspartner wussten von dem Vogel, und ein Mann übergab mir sogar die Reste eines Schwarzkopftragopans, der als

Nahrungslieferant erlegt worden war. Ich befürchtete schon, es könnte der letzte seiner Art gewesen sein. Im Frühjahr, wenn sich die Vögel in dem Bambusdickicht, das sie bevorzugten, durch ihre Balzrufe verraten würden, wollte ich zurückkehren, doch wegen anderweitiger Arbeitsverpflichtungen konnte ich die Reise nicht antreten.

Wenn man mich damals um eine Prognose hinsichtlich des Schicksals dieses Vogels und seines Habitats gebeten hätte, wäre ich pessimistisch gewesen. Ich konnte sehen, welche Auswirkungen die wachsende Bevölkerung mit ihren Gewehren und Schafherden auf die Wälder hatte. Ohnehin stimmte mich fast alles pessimistisch, was ich über die Umwelt las: Die Bevölkerungsexplosion sei unvermeidlich, Milliarden Menschen verhungerten, Malaria und andere Krankheiten würden um sich greifen, die Vorräte an Öl, Gas und Metallen wären bald erschöpft, so dass wir wieder Holz verbrennen müssten, die meisten Wälder würden dann abgeholzt werden, Wüsten breiteten sich

aus, die Hälfte aller Arten sei von Ausrottung bedroht, die grossen Wale würden bald aus den ölverschmutzten Weltmeeren verschwinden, Megastädte und die moderne Landwirtschaft die letzten ungenutzten Flächen verschwenden, und angesichts der Verpestung von Luft, Flüssen, Meeren und Böden drohte ein ökologischer Kollaps. Ich kann mich nicht erinnern, etwas auch nur ansatzweise Optimistisches über die Zukunft des Planeten gelesen zu haben.

Heute gehören die Täler, in denen wir damals arbeiteten, zum Great-Himalayan-Nationalpark, der 2014 in das Weltkulturerbe aufgenommen wurde. Offizielles Logo des Parks ist ein Schwarzkopftragopan, wie man ihn heute auf speziellen Trekkingtouren beobachten kann. Er ist nicht ausgestorben, zwar noch immer selten und nur mit Mühe aufzufinden, aber die geschätzte Population ist beträchtlich grösser, als es damals irgendjemand erwartet hätte. Der Nationalpark ist praktisch nur zu Fuss zu erreichen, und die Wälder und Berg-





wiesen haben sich nach allzu intensiver Nutzung (Weiden, Jagd und Roden) teilweise wieder erholt. Der Ökotourismus floriert.

### Erholung für die Tierwelt

Dies ist nur ein kleines Beispiel dafür, dass es ökologisch vorangeht. Ich kann aber auch grosse Beispiele anführen. Die sieben Milliarden Menschen, die heute auf der Welt leben, sind deutlich besser ernährt als die vier Milliarden im Jahr 1980. Hungersnöte sind in den letzten Jahrzehnten praktisch nicht mehr vorgekommen. In den 1960ern starben etwa zwei Millionen an Hunger, im letzten Jahrzehnt waren es Zehntausende – in Ländern, in denen brutale Tyrannen herrschten. Paul R. Ehrlich, der Biologe, der in seinem 1968 erschienenen Bestseller «Die Bevölkerungsbombe» erklärte, dass «der Kampf, die Menschheit zu ernähren, verloren [sei]», und voraussagte, dass «Hunderte Millionen Menschen verhungern werden», und dafür Preise und Auszeichnungen erhielt, lag erwiesenermassen komplett falsch.

Erstaunlicherweise können sieben Milliarden Menschen ernährt werden, ohne dass neue Bodenflächen grösseren Umfangs bewirtschaftet werden müssen. Vielerorts wurde sogar Ackerland renaturiert. 2009 kalkulierte Jesse Ausubel von der Rockefeller University, dass zur Produktion eines bestimmten Quantums Nahrungsmittel (im Durchschnitt für

alle Nutzpflanzen) 65 Prozent weniger Boden notwendig war als noch 1961, weil mehr Bauern Zugang zu besserem Dünger und besseren Pestiziden und zu Biotechnologie hätten. Als Ergebnis wird um die Mitte des 21. Jahrhunderts eine Fläche von der Grösse Indiens nicht mehr bewirtschaftet werden müssen. Für die Tierwelt ist das ein enormer Schub. Auch die Zahl der Nationalparks und anderer geschützter Gebiete ist kontinuierlich gestiegen.

Diese landwirtschaftlichen Fortschritte haben unter dem Strich auch nicht zu neuen Verschmutzungsproblemen geführt. Ganz im Gegenteil. Die Ersetzung von Pestiziden wie DDT durch weniger schädliche, die sich nicht

---

### In armen Ländern werden Wälder weiterhin abgeholzt, in reichen Ländern wird aufgeforstet.

---

im Boden ablagern und die Nahrungskette nicht belasten, hat – zusammen mit Entwicklungen in der Biotechnologie – zu einer Erholung für die Tierwelt geführt. In dem Teil Nordenglands, wo ich lebe, sind in den Flüssen wieder Otter zu sehen, Habichte, Milane, Fischadler und Falken am Himmel, vor allem wegen des Verzichts auf Chlorkohlenwasserstoff-Pestizide. Wo genetisch veränderte Feldfrüchte angebaut werden (nicht in der Europäischen Union), konnte laut einer Studie der

Universität Göttingen der Einsatz von Insektiziden um 37 Prozent reduziert werden.

Eines der ungewöhnlichsten Phänomene der vergangenen vierzig Jahre ist das Wiederauftauchen von Tieren, von denen früher angenommen wurde, dass sie ganz sicher aussterben würden. Der Bestand des Weisskopfseeadlers hat sich auf derart spektakuläre Weise erholt, dass er von der Liste der gefährdeten Arten gestrichen wurde. Rehe und Biber wagen sich in urbane Siedlungsgebiete vor, es folgen Kojoten, Bären und sogar Wölfe. Der Wolf hat inzwischen weite Teile Deutschlands, Frankreichs und sogar der dichtbesiedelten Niederlande zurückerobert. Flüsse sind so sauber, dass in Mündungsgebieten wie in jenem der Themse wieder Fische und Vögel anzutreffen sind.

Wenn ich die Gelegenheit habe, stelle ich Schülern gern diese Frage: Warum wächst die Wolfspopulation an, warum geht die Zahl der Löwen zurück, und warum kann sich der Tiger behaupten? Die Antwort ist einfach. Wölfe leben in reichen Ländern, Löwen in armen Ländern und Tiger in Ländern mit mittlerem Einkommen. Dass uns Naturschützer in den 1980ern die wirtschaftliche Entwicklung mit Sorge erfüllte, war, wie sich nun zeigt, unbegründet. Wohlstand ist das Beste, was der Fauna passieren kann. Mit wachsendem Wohlstand können sich die Menschen Strom leisten und müssen nicht mehr Brennholz sammeln, sie können Hühner kaufen und müssen nicht



mehr Buschfleisch jagen, sie finden Arbeit in der Stadt und sind nicht mehr auf den kümmerlichen Ertrag einer kleinen Parzelle angewiesen. Sie müssen auch nicht mehr Angst haben, dass ihre Kinder Hunger leiden werden, und können sich um die Umwelt kümmern. In einem Land nach dem anderen, erst in Asien, dann in Lateinamerika und nun in Afrika, führt dieser Prozess zu einer ökologisch positiven Entwicklung und letztlich zu einer Trendwende hinsichtlich der Zukunftsaussichten von wilden Ökosystemen.

Dieser Fortschritt ist messbar, man muss sich nur die Wälder anschauen. In armen Ländern werden Wälder weiterhin abgeholzt, aber in reichen Ländern wird aufgeforstet. Wenn ein Land ein bestimmtes Einkommensniveau erreicht, etwa 5000 Dollar pro Kopf, wächst der Waldbestand. Warum? Weil die Menschen über so viel Geld verfügen, dass sie nicht mehr mit Brennholz, sondern mit Strom oder Gas kochen. Bangladesch etwa war in den 1980ern sehr arm, doch inzwischen ist das Land so weit, dass es den Waldbestand deutlich steigern kann.

Insgesamt also nimmt die Zahl der Wälder weltweit zu. Forscher der Nasa und der University of Maryland stellten 2018 anhand von Satellitendaten fest, dass die globalen Aufforstungen den Waldverlust der vorangegangenen 35 Jahre mehr als wettgemacht haben. Das ist nicht nur neuhinzugekommenen Nutzholzplantagen zu verdanken; meist handelt es sich um natürliche Regeneration. Und sie beschränkt sich keineswegs auf die nordischen Wälder. Auch in tropischen Ländern wird aufgeforstet. Wäre mir 1980 eine solche Entwicklung vorhergesagt worden, ich hätte es nicht geglaubt.

2013 hörte ich von einer interessanten Studie, die die Nasa in Zusammenarbeit mit den Universitäten von Boston und Peking unternommen hatte. Wissenschaftler hatten herausgefunden, dass man mit Hilfe von Satellitendaten den Umfang grüner Vegetation auf der Erdoberfläche messen konnte. Diese Menge wuchs: Jedes Jahr gab es mehr grüne Blätter. Ich schrieb einen Artikel über dieses Phänomen, das sogenannte *global greening*, und wurde sofort heftig beschimpft, weil ich es gewagt hatte, vom pessimistischen Skript abzuweichen. Tatsächlich war aber schon lange klar, dass die Menge CO<sub>2</sub>, die auf einem Berggipfel von Hawaii gemessen wurde, zwar jedes Jahr zunahm, aber entsprechend der Jahreszeit sehr viel stärker als früher stieg und fiel, was nur bedeuten konnte, dass es in den Sommern auf der nördlichen Hemisphäre mehr grünes Wachstum gab.

## Globales Ergrünen

2016 veröffentlichte dasselbe Forscherteam einen Artikel, in dem die Existenz des *global greening* bestätigt und über die Ursachen spekuliert wurde. In der zeitgleich verschickten



Das weltweite Ergrünen findet in allen Ökosystemen statt.

Pressemitteilung wurde ich (namentlich genannt!) zwar präventiv ermahnt, nicht allzu selbstgefällig auf diese Nachricht zu reagieren, aber immerhin wurde der federführende Verfasser, Zaichun Zhu von der Universität Peking, dahingehend zitiert, dass das *global greening* in den vergangenen dreissig Jahren einem von grüner Vegetation bedeckten Kontinent entspreche, der doppelt so gross wie die USA sei. Das weltweite Ergrünen findet in allen Ökosystemen statt, einschliesslich Regenwäldern, Tundren und Anbauflächen, und es ist besonders stark in den Trockengebieten der Erde.

Durch Analyse der Muster dieses Ergrürens konnten Zhu und seine Kollegen herausfinden, warum es dazu kam. Zum Teil war es auf den Einsatz von Düngemitteln zurückzuführen, zum Teil auf mehr Niederschlag, verursacht durch den leichten Anstieg der Meerestemperatur, und zum Teil auf Wiederaufforstung. Aber der wichtigste Grund, verantwortlich für 70 Prozent des global greening, war der Anstieg

---

## Was könnten wir sonst noch bis 2060 erreichen, wenn ich 102 Jahre alt sein werde?

---

des Kohlendioxids in der Atmosphäre aufgrund der Nutzung fossiler Energieträger. CO<sub>2</sub> ist der Rohstoff, den Pflanzen (in Kombination mit Wasser) brauchen, um Kohlehydrate, Proteine und Fette zu produzieren.

Dieser CO<sub>2</sub>-Düungeeffekt war im Prinzip bekannt, dank jahrelanger Experimente in Laboren, Gewächshäusern und im Freien. Kommerzielle Gewächshäuser kaufen sogar CO<sub>2</sub>, das über Tomatenpflanzen versprüht wird, damit sie schneller wachsen. Aber nun war es zum ersten Mal in globalem Umfang gemessen worden. Eine andere Studie, 2020 veröffentlicht, bestätigte «die wachsende CO<sub>2</sub>-Konzentration in der Atmosphäre als zentralen Motor» einer 31-prozentigen Steigerung der globalen landwirtschaftlichen Bruttoprimärproduktion seit 1900.

Global Greening bedeutet, dass es jedes Jahr mehr Nahrung für Raupen, Antilopen, Spechte und zahllose andere Arten gibt. Es bedeutet auch, dass wir weniger Land für un-

sere Ernährung brauchen. Von all den Dingen, mit denen ich 1980 nicht gerechnet hätte, ist diese Entwicklung sicherlich eine der bemerkenswertesten.

## Rattengift per Hubschrauber

Auch in den Weltmeeren hat sich erstaunlicherweise einiges verbessert, obwohl noch immer vieles im Argen liegt. Die Ölverschmutzung ist seit 1980 um 80 Prozent zurückgegangen. Reeder haben vereinbart, doppelwandige Tanker einzusetzen, und dank GPS-Navigation sind Schiffshavarien seltener geworden. Gleichzeitig sind die Walpopulationen spektakulär gewachsen. In den 1960ern gab es weniger als 5000 Buckelwale. Heutzutage sind es mindestens 80 000.

Auf Südgeorgien, einer Insel im subantarktischen Südatlantik, die ich 2016 besuchen konnte, gibt es heute Millionen von Königspinguinen, Millionen Antarktische Seebären und fast eine Million See-Elefanten, die sich an den Stränden der Insel tummeln. Diese Arten waren in der Mitte des 20. Jahrhunderts ausgesprochen selten, nachdem Wal- und Robbenfänger die Bestände radikal dezimiert hatten. In der Arktis hat sich der Bestand von Walrössern und Eisbären in ähnlicher Masse erholt. Das ist auf staatliche Schutzmassnahmen zurückzuführen, aber auch auf veränderte ökonomische Anreize. So wie ein afrikanischer Subsistenzbauer, der einen Job in der Stadt findet, dazu übergeht, sein Huhn im Supermarkt zu kaufen, und nicht mehr auf Buschfleisch angewiesen ist, so haben wir im Westen beschlossen, dass das Töten von Robben und Walen zwecks Nutzung ihres Fleisches oder ihres Trans wirtschaftlich viel weniger sinnvoll ist als Hühnerzucht, Rapsanbau oder Ölförderung.

Tatsächlich ist der Rückgang von Tierpopulationen inzwischen oft auf den Konkurrenzdruck von sich erholenden Arten zurückzuführen. Finnwale versammeln sich in so grossen Mengen vor der antarktischen Elefanteninsel und fressen den Krill, von dem sich die Zügelpinguine ernähren, dass deren Zahl nun zurückgeht. Buckelwale fressen die Beutetiere der isländischen Papageientaucher, so dass auch deren Zahl zurückgeht. Orcas haben die grossen Weissen Haie vor Südafrika ver-

trieben. In weiten Teilen der Britischen Inseln ist der Igel dem Dachs zum Opfer gefallen, dessen Population anwächst.

### Pessimistische Umweltschützer

Wenn wir auf Fisch aus Wildfang verzichten könnten, dann würden sich auch dessen Bestände wieder erholen. Zum Glück sind auch hier Fortschritte zu beobachten. Die Hälfte unserer konsumierten Fische stammt heute aus Aquakulturen. Aber zur Ernährung dieser Zuchtfische braucht es noch immer Wildfisch, und wenn wir das ändern könnten, eventuell mit Biotech-Futter, so würden schon bald wieder wie früher riesige Tunfisch- und Schwertfischschwärme durch die Weltmeere ziehen.

Manche Menschen glauben, Berichte über ökologisch positive Entwicklungen würden zu Bequemlichkeit verführen. Ich sehe das anders. Wir erkennen, dass Verluste nicht unausweichlich, Verbesserungen möglich sind und jede Mühe sich lohnt. Nehmen wir nur Neuseeland, wo man beschlossen hat, bis 2050 alle eingeschleppten Säugetiere auszurotten. (Abgesehen von Fledermäusen und Robben gibt es in Neuseeland keine heimischen Säugetierarten, und fremde Arten wie Wiesel und Füchse bedrohen die einheimische Fauna.) Dieses wahnsinnig ambitionierte Projekt wurde nur aufgrund der Erfolge neuseeländischer Naturschützer in Erwägung gezogen, die grosse, bergige Inseln wie Stewart Island und Südgeorgien durch Rattengift, per Hubschrauber ausgebracht, komplett von Nagetieren befreien konnten.

Ungeachtet solcher Anstrengungen sind die Gefahren, die fremde Arten darstellen, beispielhaft für einen Trend, der noch nicht in die richtige Richtung geht, und es ist eine Ermahnung, nicht in naiven Optimismus zu verfallen. Für die Ausrottung von Säugetieren und Vögeln auf Inseln sind vor allem invasive Arten verantwortlich. Auf Guam etwa hat die Braune Nachtbaumnatter für die Ausrottung von zwölf Vogelarten gesorgt. Eine Innovation, die hier helfen könnte, ist die *gene drive*-Technik, bei der durch genetische Veränderung solange ausschliesslich männliche Nachkommen produziert werden, bis die lokale Population ausgestorben ist. Auf diese Weise könnte man bald etwa die fremden Moskitos ausrotten, welche die Vogelmalaria verbreitet haben, die zur Dezimierung der heimischen Honigfresser auf Hawaii geführt hat, von denen viele Arten inzwischen ausgestorben sind.

Ich wage daher die Prognose, dass wir in vierzig Jahren mittels Biotechnologie viele invasive Arten ausgerottet haben werden, die weltweit grossen Schaden angerichtet haben. Wir werden sogar einige ausgestorbene Arten wieder zum Leben erweckt haben. Unter dem Banner «Revive and Restore» beschäftigen sich Ryan Phelan und Stewart Brand bereits

mit der Frage, wie das geschehen kann. Zunächst muss das komplette Genom einer ausgestorbenen Art anhand eines Museumsexemplars entschlüsselt werden. In einigen Fällen ist das bereits geschehen. Die Wandertaube, die 1914 ausstarb, und der Riesenalk, der 1844 ausstarb, sind auf diese Weise sequenziert worden. Zweitens muss das Genom einer nahe verwandten Art präzise editiert werden. Die hier angewendeten Techniken (*base editing* und *prime editing*) versprechen offenbar baldige Erfolge. Drittens muss das bearbeitete Genom in Embryonen eingebracht und die daraus entstandenen Individuen müssen ausgewildert werden. Ich rechne damit, dass dies zu Lebzeiten meiner Kinder geschehen wird.

Was könnten wir sonst noch bis 2060 erreichen, wenn ich 102 Jahre alt sein werde? Es wird zwar mehr als neun Milliarden Menschen geben, aber höchstwahrscheinlich wird es mehr Wälder, mehr Tiere, mehr saubere Flüsse und fischreichere Meere geben, denn genau dieser Trend ist ja heute schon zu beobachten. Die meisten Leute, die das bestreiten und aus deren Sicht alles immer schlimmer wird, irren. Das jüngste Beispiel ist die «Insekten-Apokalypse», über die viele Medien berichtet haben; diese Befürchtung beruht aber auf ungenügenden Daten und absurden Verzerrungen von ein, zwei Studien von zweifelhaftem Wert.

Eines bereitet mir jedoch Sorge: Manche Umweltschützer, ebenso pessimistisch, wie ich es vor vierzig Jahren war, wollen unbedingt Massnahmen durchsetzen, die der Umwelt tatsächlich schaden. Sie wollen, dass wir auf ökologischen Landbau umsteigen, obwohl dafür mehr Land benötigt und der Boden stärker geschädigt wird als durch Chemikalien und Biotechnologie. Sie wollen, dass wir komplett auf erneuerbare Energien umsteigen, auch wenn das heisst, die Landschaft mit Anlagen zu verschandeln, deren Energieausbeute ausserordentlich gering ist. Sie wollen, dass wir Bio-Kraftstoffe einsetzen, also Ethanol aus Mais oder Diesel aus Palmöl, obwohl dies bedeutet, dass der Tierwelt dann weniger Boden zur Verfügung steht. Sie sind gegen Biotechnologie und Atomkraft, also gegen zwei Verfahren, die den ökologischen Fussabdruck des Menschen verringern. Sie wollen, dass wir Plastik recyceln, statt es zu verbrennen, was dazu geführt hat, dass Plastik nach Asien exportiert wird, wo das meiste dann in den Ozean gekippt wird. Kurzum, die von ihnen vorgeschlagenen Massnahmen sind in vielen Fällen noch schädlicher für die Umwelt.

Zum Schluss noch eine weitere Prognose. Der Klimawandel ist real und menschengemacht, aber er wird nicht zu einer Katastrophe im Jahr 2060 führen. Die gegenwärtige Erwärmung in den letzten drei Jahrzehnten beträgt etwa die Hälfte dessen, was 1990 vorhergesagt wurde: 0,17 Grad pro Dekade und nicht

0,30 Grad. Und sie ereignet sich, wie vorhergesagt, eher nachts, in kühlen Regionen und im Winter, weniger tagsüber, in warmen Regionen und im Sommer. Die Auswirkung auf die Häufigkeit und Intensität von Stürmen, Dürren, Überschwemmungen, Schneestürmen und anderen Wetterereignissen ist noch immer so gering, dass sie kaum messbar ist.

Natürlich treten diese Ereignisse auch weiterhin ein. Bei Dürren gibt es wahrscheinlich eine geringe Abnahme, bei Hitzewellen eine leichte Zunahme. In der nördlichen Hemisphäre gibt es weniger Schnee im Frühjahr, dafür mehr im Herbst, die Winter sind unverändert. Die Gletscher ziehen sich zurück, wie es seit Mitte des 19. Jahrhunderts zu beobachten ist.

---

## Wir erkennen, dass Verluste nicht unausweichlich und Verbesserungen möglich sind.

---

Am wichtigsten aber: Die Zahl der Todesfälle aufgrund von Wetterereignissen geht deutlich zurück, da mehr Länder Zugang zu Technologie, Infrastruktur und Informationen haben, die nötig sind, um grosse Verluste an Menschenleben bei Wirbelstürmen, Dürren oder Überschwemmungen zu verhindern.

Und wenn es mit der Erwärmung so weitergeht wie bisher, werden wir im Jahr 2060 noch immer nicht jenes Temperaturniveau erreicht haben, das in der Frühphase der gegenwärtigen Warmzeit üblich war, als das Polarmeer im Sommer regelmässig eisfrei war. Wir steuern also keineswegs auf noch nie dagewesene Verhältnisse zu. Und höchstwahrscheinlich werden wir das Problem lösen, indem wir fossile Energieträger durch Kernfusion ersetzen – lange bevor die Konsequenzen ein katastrophales Ausmass annehmen.

Mein ökologischer Pessimismus war 1980 unbegründet, und es wäre falsch, den jungen Leuten von heute ähnlich pessimistische Ratschläge zu geben. Vieles hat sich seitdem verbessert, und wie die Arbeit des PERC in vier Jahrzehnten zeigt, sind auch weiterhin Fortschritte nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Matt Ridley, 62, ist ein britischer Unternehmer, Zoologe, Politiker und Autor zahlreicher populärwissenschaftlicher Bücher.



Matt Ridley: Wenn Ideen Sex haben – Wie Fortschritt entsteht und Wohlstand vermehrt wird; Plassen; 480 S., Fr. 38.90



# Guter Visionär

Wie Reto Gurtner, 65, als Gründer der Weisse-Arena-Gruppe die Berge um Laax zum wohl erfolgreichsten Schneesportgebiet der Schweiz machte.

Von Mark van Huisseling

Wenn über den Flimser Unternehmer geredet wird, kommt regelmässig der Satz: «Er ist ein Visionär.» Ariane Ehrat, die ehemalige Skirennfahrerin und Marketingchefin der Weissen Arena, beschreibt ihren früheren Arbeitgeber so. Woraufhin Menschen, die Mühe mit Übertreibungen haben, die Entgegnung einfällt: «Wer Visionen hat, sollte zum Arzt.»

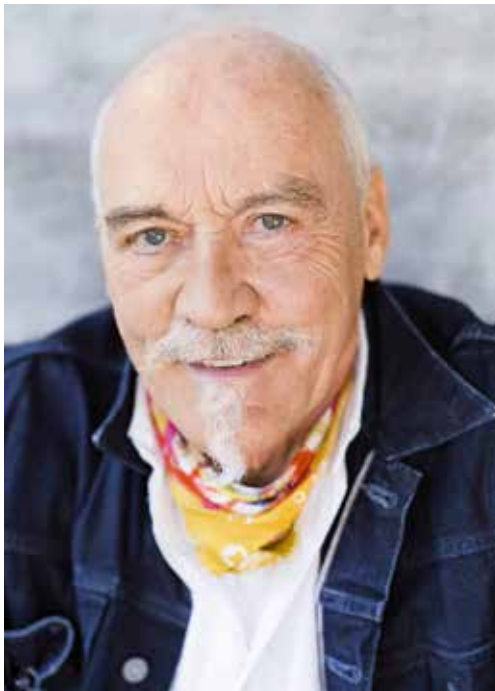
Reto Gurtner, 65, ist Präsident der Weisse-Arena-Gruppe; darin sind die Bergbahnen und Skilifte sowie Restaurants, Hotels plus Eigentumswohnungen mit Hoteldienstleistungen in Laax, Flims und Falera im Graubünden zusammengefasst. Der studierte Betriebswirt und Jurist übernahm die Laaxer Bahnen Anfang der 1980er Jahre von seinem Vater, 1996 legte er sie mit den Betrieben der Nachbargemeinde Flims zusammen. Seither hat er das Unternehmen stetig ausgebaut, die investierten Mittel in Anlagen und Liegenschaften betragen über 600 Millionen Franken. Vor allem aber hat der «Rockstar der Bergbahn-Chefs» (*Blick*) das Skiresort, das für die Wintersaison unter der Marke Laax auftritt, positioniert: als eines der ersten Ziele der Freestyle-Gemeinde (es wurde 2016 und 2017 an den World Ski Awards als weltbestes Freestyle-Resort ausgezeichnet; ich bin Eigentümer einer Ferienwohnung dort und habe gelegentlich mit Gurtner zu tun).

## Laax gleich Freestyle

Im Geschäftsjahr 2018/19 betrug der Umsatz aus mehr als einer Million Ersteintritten (plus 8 Prozent gegenüber Vorjahr) rund 97 Millionen Franken (plus 12 Prozent), es wurde ein Reingewinn von 4,4 Millionen (plus 114 Prozent) erarbeitet; Gurtner und sein Verwaltungsrat kontrollieren die Mehrheit der Weisse-Arena-Gruppe. Er ist verheiratet, hat zwei kleine Kinder und lebt in Laax sowie Flims.

Eine geschärfte Marke – Laax gleich Freestyle – ist das eine, ein Klumpenrisiko das andere. «Wir sprechen die sogenannten Freizeit-Aktiven an, das sind Leute, die mindestens drei Sportarten treiben», entgegnet er. Und gibt eine Untersuchung (aus Deutschland) wieder, das seien überdurchschnittlich gebildete Leute, und sie verdienen 70 Prozent mehr als der Durchschnitt.

Davon abgesehen seien die grösste Kundengruppe die Ferienwohnungseigentümer, man habe 8522 Ferienhäuser und -wohnungen in Laax, Flims und Falera (Stand 2018). Bei diesen Gästen könne man weniger beeinflussen, «für sie muss der Service stimmen, dann kommen sie



«Ich wirke lieber»: Pionier Gurtner.

im Schnitt 20 Tage im Jahr, bei ganz guten Verhältnissen vielleicht 22 Tage». Das wichtigste Asset (Vermögenswert) sei aber eine intakte Natur, sagt Gurtner. Darum auch die Zielsetzung, das erste CO<sub>2</sub>-neutrale Skigebiet zu werden: «Wir arbeiten dran.» Denn auch das spreche nach seiner Forschung die Freizeit-Aktiven an.

Hört man Gurtner zu, meint man manchmal, man habe einen Big-Data-guy, jemanden von Facebook oder Google, vor sich. Er geht fast wissenschaftlich vor, lässt möglichst viele Daten erheben, etwa mittels der sogenannten «Inside Laax»-App, die aufzeichnet, welche Anlagen Kunden, Skisportler zum Beispiel, nutzen. Das tönt nicht unbedenklich, was den Persönlichkeitsschutz angeht. «Doch, den respektieren wir», sagt er. Interessant sei nicht das Verhalten des einzelnen Gastes, sondern das einer kritischen Masse. Wie solle er wissen, was dem Gast geboten werden müsse, wenn man ihn nicht kenne, geht seine Überlegung. «Ohne Daten habe ich nur eine zusätzliche Meinung – und Meinungen gibt es im Tourismus schon genug.» Stattdessen wolle er den Paradigmenwechsel im Tourismus: die Digitalisierung.

Dennoch plant die Weisse-Arena-Gruppe klassische Investitionen, die fünfzig Millionen Franken teure Cassons-Pendelbahn etwa, mit der man ins Welterbe Sardona kommen soll. Klar, man lebe schon auch noch vom Bergerlebnis. Der Grund, weshalb jemand in Flims, Laax

oder Falera eine Wohnung kauft, sei nach wie vor überwiegend das Skigebiet. Doch man habe das Glück, dass die Sommersaison bedeutender wird. «Unsere sensationelle Natur hat das Unesco-Label [Welterbe] bekommen, aber was nützt sensationelle Natur, wenn man nicht hinkommt? Das würde sich ändern mit der Pendelbahn, es wäre ein Leuchtturmprojekt.»

## Bleibende Werte

Vergangenes Jahr haben die Stimmberechtigten der Gemeinde Flims einem 20-Millionen-Kredit dafür zugestimmt; das Vorhaben ist eine Private-Public-Partnership (öffentliche und private Finanzierung, Betrieb durch das private Unternehmen Weisse-Arena-Gruppe).

Spricht man mit Einheimischen, hört man: «Der Reto ist ein Guter, aber manchmal verspricht er ein bisschen viel.» Dem hält er entgegen, dass er die Strategie bisher nie geändert habe. Aber einverstanden, wenn man zehn Varianten vorstellen müsse, wie bei der geplanten Pendelbahn, könne man nicht alle umsetzen.

Vielleicht trägt er solche ehrgeizigen Pläne gelegentlich etwas früh nach draussen, oder? «Manchmal sind Transparenz und eine offene Diskussion das Richtige», erwidert er. Andere Vorhaben treibe er dagegen im Stillen voran, etwa das Projekt von Tadao Ando, dem japanischen Architekten und Pritzkerpreisträger, für das höchstgelegene Fünf-Sterne-Hotel – das dann aufgrund eines Bundesgerichtsentscheids nicht realisiert werden konnte. «Aber sonst fällt mir nichts Grosses ein, was ich angekündigt habe und was dann nicht gekommen ist.»

Er und die Aktionäre der Weissen Arena erzielen in einer guten Saison eine Rendite auf dem investierten Kapital von, im Schnitt, knapp 4 Prozent. Das ist zwar gut für die Branche, aber kaum berauschend. Würden er und seine Familie die Anteile verkaufen und die Mittel anlegen, würde er mehr verdienen. Ohne eine Firma mit tausend Mitarbeitern führen und hart arbeiten zu müssen. «Ich überlege mir das gar nicht, ich bin mit den Bahnen aufgewachsen», sagt er. Ihm gehe es nicht nur ums Geldverdienen, sondern darum, wie man bleibende Werte und Arbeitsplätze schaffen könne. «Ich wirke lieber.»

Sind Visionen Voraussetzungen für grosse Würfe, die dann ein erfolgreiches Tagesgeschäft mit ermöglichen? Oder sollte man allenfalls doch über einen Arztbesuch nachdenken? Die Wahrheit liegt wohl, wie so oft, dazwischen. Im Fall von Reto Gurtner aber mit ziemlicher Sicherheit etwas näher beim guten Visionär. O

# «Ich fühle mich nicht anders»

Der Stern der dreizehnjährigen Luna Mwezi ging mit dem Film «Platzspitzbaby» auf. Als Tochter einer Drogensüchtigen begeisterte das politinteressierte Mädchen 300 000 Kinobesucher – und eine britische Schauspielerin. Von Roman Zeller

Es sei nicht ihr Lieblingsort, aber dennoch speziell, sagt das Mädchen und blickt in den Park. Wir sitzen auf einer Bank am Zürcher Platzspitz, dem einstigen Drogen-Hotspot der Schweiz. Wo von Mitte der achtziger bis Anfang der neunziger Jahre Süchtige im Delirium taumelten, vergnügen sich heute Kinder auf dem Spielplatz.

Luna Mwezi schwang vor unserem Gespräch noch auf der Schaukel, um jetzt in die Rolle des Filmstars zu springen. Als «Platzspitzbaby» hatte sie hier ihren ersten Drehtag. Die gleichnamige Produktion gehört zu den fünfzehn erfolgreichsten nationalen Kinofilmen, die jemals in der Schweiz liefen. Trotz des Coronavirus, das die Kinos zwischenzeitlich schloss.

300 000 Menschen wollten sie bisher als Mia sehen; wie sie sich um ihre drogensüchtige Mutter kümmert, ihr Stoff besorgt, ihr mehrmals das Leben rettet, bis das Mädchen fast daran zerbricht.

Schüchtern gesteht Mwezi, dass sie stolz sei, sich auf der Leinwand zu sehen. Lieber betont sie die «super Leistung» von allen, in jeder Szene. Kritisch äussert sie sich einzig über ihre Stimme, die sie nicht gerne höre, wie sie anfügt. Sie imitiert sich und meint: «Das tönt so komisch.»

Als makellos beurteilte die Presse Mwezis Mia-Interpretation. «Eine Entdeckung» sei sie, war zu lesen – und entsprechend gross war das Interesse. Über sechzig Interviews gab sie nach der Premiere, bis Corona die Interessenlage verschob. In der Zwischenzeit hat sie eine britische Schauspielerin unter Vertrag genommen.

## Rauchen ist uncool

Mwezi ist schüchtern, was sich jedoch schnell legt. Klar definiert sie, was geht und was Privatsache sei. Etwa, wo sie wohnt und zur Schule geht, so wie es ihr Vater angekündigt hatte. Er begleitet seine Tochter, wann immer möglich, um sie dann frei gewähren zu lassen. «Sie kann das selber», meint er.

Selbständig durchlief die Dreizehnjährige auch die Castings fürs «Platzspitzbaby». Unter 200 Mädchen stach sie heraus – obwohl sie von der Biografie von Michelle Halbheer, der Autorin von «Platzspitzbaby», noch nie gehört hatte, auch nicht von der offenen Drogenszene.

Geläufiger waren ihr die Rauschmittel, um die sich der Film dreht. Schon früher habe sie Abhängige gesehen, erzählt Mwezi, und sich dabei schlecht gefühlt, weil Drogen den Körper übernehmen – wie im Film, in dem sie mitspielt. Diese Erfahrung habe sie zusätzlich abgeschreckt. Wenn Gleichaltrige in der Schule rauchten, könne sie das überhaupt nicht nach-



«Ich liebe Haie»: Senkrechtstarterin Mwezi, 13.

vollziehen. «Die machen das nur, um cool zu sein. Das ist es aber nicht.»

Das Thema Drogen fasziniert sie auf andere Weise. Sie wolle Gerichtsmedizinerin werden, wenn es als Schauspielerin nicht klappt. Als Alternative kommt Sängerin in Frage. Mwezi singt den «Platzspitzbaby»-Titelsong.

Das Multitalent spricht von der Herausforderung, sich in eine Person hineinzusetzen, um deren Gefühle zu vermitteln. Das habe ihr Mühe bereitet. Etwa in der Szene, in der Mia ihre Mutter Sandrine mit einer Überdosis findet. Das sei gewesen, als erlebe man es selber, erinnert sich Mwezi.

Ausschlaggebend, um mit der Schauspielerei zu beginnen, war der Film «Schellen-Ursli». Genauer: weil in einer Szene eine Lawine ins Tal krachte. «Ich dachte: <O mein Gott, wie ist das möglich?>» Dazu habe sie der Wolf fasziniert, der vorkam, sagt sie und lacht. Dies aber eher, weil sie generell ein Herz für Tiere habe.

Es ist der Moment, da Mwezi aufblüht, drauflosredet von ihren Haustieren, darunter eine Schlange, die sie liebe. «Das sind so schöne Tiere. Wie elegant sie kriechen!» Ihr Herz für Schlangen entdeckte sie mit sieben, als sie im Zoo Zürich eine Boa constrictor streichelte. «Sie war unglaublich weich.»

Kaum zu glauben, dass Mwezi eine Hundephobie hatte. Als sie klein war – «ein Baby», wie sie sagt –, habe sie ein Hund gebissen, weil sie ihn am Schwanz zog. Heute ist sie in die Vierbeiner vernarrt. Lieber sind ihr nur Pferde – «und Haie», wie sie euphorisch anfügt. «Die finde ich süß.» Vor allem, weil sie Glubschaugen hätten. Mwezi möchte unbedingt nach Südafrika, um in einem Käfig unter Haien zu schwimmen.

## Sushi und Hühnerer

Der Tierfan ist jetzt kaum noch zu bremsen. Mwezi erzählt, wegen ihrer Tierliebe keine Lebewesen essen zu wollen – obwohl Sushi ihr Lieblingsessen sei. Sie bevorzugt die Rollen vegetarisch. Neben ökologischen seien es vor allem ethische Gründe: «Ich finde es unsympathisch, ein Tier zu töten, nur um es zu essen.»

Vegetarismus ist eines der politischen und gesellschaftlichen Themen, das die erst 13-Jährige beschäftigt. Hinzu kämen Sexismus, Homophobie und Rassismus,

wie sie erklärt

Ihr Vorbild sei ihre ältere Schwester, die nächstes Jahr in Zürich ihr Studium anfangen wird. Mit ihr sei sie an der «Black Lives Matter»-Demo gewesen, auch am Klima- und Frauenstreik sowie an der Gay Pride. Der Fall um George Floyd habe sie aufgewühlt. «Ich finde das dumm, diese *police brutality*.»

Mwezi wuchs zweisprachig auf und besucht die Sekundarschule. Sie erlebe keinen Rassismus, sagt sie. «Ich fühle mich nicht anders, das bin ich auch nicht. Es ist, wie wenn man ein weisses und ein braunes Hühnerer nimmt. Drinnen sind sie beide gleich.» ○



# Beharrlichkeit und Weitsicht

Sie sind direkte Verwandte des grossen Hans Vontobel. Seit vier Jahren vertreten Maja Baumann und Björn Wettergren die Familie im Verwaltungsrat der traditionsreichen Privatbank. Wie bleibt ein mittelgrosses Schweizer Familienunternehmen im globalen Finanzmarkt erfolgreich? *Von Florian Schwab*

Bis ins hohe Alter war Hans Vontobel ein wichtiges Kraftzentrum in der gleichnamigen Bank. Er besass fast ein Viertel der Aktien und amtierte auch weit über neunzig noch als Ehrenpräsident des Verwaltungsrates. Kurz bevor der legendäre Zürcher Bankier Anfang 2016, einen Monat nach seinem 99. Geburtstag, verstarb, organisierte er die familiäre Kontinuität. Er schlug der Generalversammlung seine Enkelin Maja Baumann und seinen Grossneffen Björn Wettergren zur Wahl in den Verwaltungsrat vor.

Seither sind vier Jahre ins Land gegangen. Zeit für eine Bestandsaufnahme: Wie geht es dem Familienunternehmen Vontobel? Wie schlägt es sich als mittelgrosses Schweizer Finanzinstitut im globalen Markt? Wie hat der Generationenwechsel geklappt? Und wo ist das unverwechselbare Vontobel-Gen in der neu strukturierten Firma erkennbar?

Wir treffen die beiden Familien-Verwaltungsräte am Hauptsitz der Bank, unweit des Zürcher Paradeplatzes. Die Glas-scheibe, die uns Corona-bedingt von den Gesprächspartnern trennt, fügt sich nahtlos in die ohnehin gläserne Architektur des Vontobel-Bauwerks ein. Baumann und Wettergren geben eher selten Interviews. Anders als ihr bekannter Grossvater beziehungsweise Grossonkel sind sie keine hauptamtlichen Bankiers, auch wenn beide von ihnen etliche Jahre für Vontobel gearbeitet haben. Maja Baumann ist erfolgreich als Anwältin für Gesellschaftsrecht bei einer Zürcher Kanzlei tätig, und Björn Wettergren widmet sich beruflich hauptsächlich der Finanzierung von technologischen Start-ups im In- und Ausland.

## Eindrückliche Wertsteigerung

Lassen wir Zahlen sprechen: Vor dem Eintritt des Familien-Duos in den Verwaltungsrat war Vontobel an der Börse 2,6 Milliarden Franken wert. Derzeit sind es gegen 4 Milliarden Franken. Die eindrückliche Wertsteigerung fällt in eine Zeit, in der viele Schweizer Finanzinstitute Mühe bekunden. Und auch das Betriebsergebnis sieht erfreulich aus: Seit 2016 erwirtschaftet die Bank Jahr für Jahr über 200 Millionen Franken Gewinn – wie in den

goldenen Zeiten Hans Vontobels kurz vor der Finanzkrise. Das am Dienstag angekündigte Halbjahresergebnis ist trotz der Corona-Wirtschaftskrise erfreulich: Ein Vorsteuergewinn von 156,1 Millionen Franken – respektive plus sechs Prozent im Vergleich zum Vorjahr (auf bereinigter Basis). Was macht das Haus anders und besser als die Konkurrenz?

Das Investmenthaus, sagt Björn Wettergren, sei «sehr fokussiert». Man wisse genau, in welchen Bereichen man gut sei, und konzentriere sich auf diese. Am ertragreichsten ist bei Vontobel seit geraumer Zeit das Asset-Management, also die Betreuung institutioneller Kunden, in Verbindung mit der Entwicklung von Anlageprodukten. «Ebenso wichtig ist es, zu entscheiden, was man nicht tut.»

Ein grosser Vorteil sei, dass man als Familienunternehmen langfristig denken und auch investieren könne. «Die technologischen Investitionen, die wir vor zehn Jahren getätigt haben, waren jetzt in der Corona-Zeit Gold wert», so Wettergren. Wo andere Firmen in kurzfristigen Sachzwängen gefangen seien, könne man «schnell und beherzt auch schwierige Entscheidungen treffen». Und seine Cousine Maja Baumann ergänzt: «Vontobel hat durchaus die kritische Grösse, um Talente aus aller Welt anzuziehen.» In letzter

Zeit seien im Bereich der Produkteentwicklung und des Portfolio-Managements einige hervorragende Neuzugänge zu verzeichnen.

Die Hälfte der Vontobel-Aktien entfällt auf einen Pool bestehend aus der wohlthätigen Vontobel-Stiftung (20 Prozent) sowie zwei Familien-Holdinggesellschaften (zusammen 25 Prozent). Nach dem Tod Hans Vontobels wurde die Struktur insofern bereinigt, als die vom Doyen privat gehaltenen Aktien in eine von seinen Erben kontrollierte zweite Holdinggesellschaft überführt wurden. Seither sind die Familienmitgliedervor allem über die personengebundenen Gefässe an Vontobel beteiligt. «Wir haben jetzt eine saubere Struktur, und es sind auch Nicht-Familienmitglieder als externer Ausgleich dabei», erklärt Maja Baumann. «Das erleichtert es auch, mögliche Konfliktlinien zu entpersonalisieren», fügt Björn Wettergren hinzu.

Den Grundstein für die langfristige Nachfolgeregelung habe ihr Grossvater bereits mit dem Börsengang im Jahr 1986 gelegt, so Baumann. Die Verbindung aus den disziplinierenden Elementen des Kapitalmarkts, so etwa der Transparenz, und dem langfristigen Familiendenken habe sich als sehr schlagkräftig erwiesen. Zudem habe Hans Vontobel immer sehr viel Aufmerksamkeit auf den Aufbau und den Erhalt des Vertrauens innerhalb der Familie verwendet. «Solch weiche Faktoren zahlen sich aus», denn «in meiner Anwaltspraxis erlebe ich es nicht selten, dass erfolgreiche Patrons diesen Aspekt vernachlässigen». Wenn dann die Nachfolge anstehe, könne man das notwendige Vertrauen nicht einfach aus dem Boden stampfen. Oft sei es dann zu spät.

«Wie bei einem archäologischen Projekt» Dreh- und Angelpunkt des familiären Austauschs sind regelmässige, fest eingeplante Familientreffen. In der Familie Vontobel bestehe eine grosse Übereinstimmung darin, dass das langfristige Unternehmensinteresse oberste Priorität habe. «Das ist auch in unserer Familien-Charta so festgehalten», sagt Björn Wettergren. Und weil in diesem wichtigen Grundsatz die Familienmitglieder übereinstimmen, gebe es genügend Raum, um Meinungsverschiedenheiten im guten Einvernehmen auszutragen. «Aber wenn jetzt jemand den Eindruck hätte, das Unternehmen solle kurzfristig den Gewinn maximieren, würde es schwierig.»

Wettergren und Baumann sind denn auch nicht weisungsgebunden, sondern bringen sich frei, ihren Schwerpunkten und Erfahrungen entsprechend, im Verwaltungsrat ein: eher im Bereich der Technologie und Digitalisierung, sie im Bereich des Rechtlichen: «Legal and Compliance machen mir grosse Freude, was Nichtjuristen selten verstehen», sagt Maja Baumann mit einem Augenzwinkern. Auch hätten sie im Verwaltungsrat, der grösstenteils mit Externen besetzt sei und von Herbert Scheidt präsiert werde, keinerlei Sonderrechte als Vertreter der Familie.

Als eine der wichtigsten Aufgaben des Verwaltungsrates bei Vontobel sehen die beiden die Pflege der Unternehmenskultur. In einem längeren Projekt habe der Verwaltungsrat nach dem Tod Hans Vontobels versucht, herauszuarbeiten, was die Firma ausmacht. «Dabei hat man gemerkt, dass die meisten Mit-



Hans Vontobel (1916 – 2016).

«Die Investitionen, die wir vor zehn Jahren getätigt haben, waren in der Corona-Zeit Gold wert.»



«Es geht darum, die Essenz freizulegen»: Erben Wettergren (l.) und Baumann.

arbeiter eine relativ genaue Vorstellung davon haben, wofür unser Unternehmen steht.» Allerdings sei es nirgends richtig ausformuliert gewesen. «Es ging also darum, wie bei einem archäologischen Projekt, die Essenz freizulegen», so Maja Baumann.

Das Resultat waren die drei Begriffe Ownership, Tenacity und Foresight – englisch für Eigentum, Beharrlichkeit und Weitsicht. Eigentum in dem Sinne, dass die Mitarbeiter verantwortlich sind für ihre Arbeit. «Es ist wichtig, dass jeder Mitarbeiter einen Gestaltungsspielraum hat», erläutert Björn Wettergren. Nur so komme Freude an der Arbeit auf, denn «Mitarbeiter sind keine Roboter». Im Begriff «Beharrlichkeit» komme Hans Vontobels altes «quand même»-Credo zum Ausdruck: das für richtig Erkannte auch gegen Widerstände durchsetzen; sich darauf konzentrieren, wo man gut sei. Und die «Weitsicht» fängt die langfristige Perspektive des Unternehmens ein. Maja Baumann: «Wir laufen nicht jeder Modeströmung nach, sondern treiben das voran, wo wir Mehrwert bieten können.»

Die so zur Kenntlichkeit gebrachten Firmenwerte seien sowohl bei der Kundenbindung als auch bei der Mitarbeitergewinnung sehr wichtig. Gerade das «langfristige Denken», betont Maja Baumann, «entspricht dem Bedürfnis des Zeitgeists». Vontobel habe sich schon um das Thema Nachhaltigkeit gekümmert, «als das noch Öko hiess».

### Nachschub an Talenten

Insofern schätzen die beiden Verwaltungsräte die Chancen für eine erfolgreiche Fortsetzung der Familiensaga als intakt ein. «Es wurde immer wieder gesagt, Vontobel sei zu klein – aber man sieht ja, dass es funktioniert.» Natürlich hänge das aber auch von der Entwicklung des Schweizer Finanzplatzes ab. Laut Maja Baumann und Björn Wettergren hat das Land nach wie vor gewisse Standortvorteile: die grosse Erfahrung der Schweizer Finanzbranche, ein reichhaltiger Nachschub an Talenten aus den Universitäten, die institutionelle Stabilität des Landes und dessen Lebensqualität, die es erlaube, Top-Kräfte aus aller Welt anzuziehen. «Wir müssen aber aufpassen, dass wir nicht mit zu viel Regulierung unseren Vorsprung verspielen», so Maja Baumann.

Die beiden Vontobel-Erben sind sicher, dass auch in drei Jahrzehnten der Name Vontobel weiterhin für ein erfolgreiches Schweizer Finanzinstitut im Mehrheitsbesitz der Familie stehen werde. Wie stark ist der familiäre Anker der Aktiengesellschaft? Könnte vielleicht doch dereinst ein Verkauf notwendig werden? «Das ist überhaupt kein Thema», sagt Björn Wettergren. Der Anker sei «fest mit dem Untergrund verwachsen und mit Moos überwuchert». ○



# Schiedsrichter der Weltpolitik

Der Basler Jurist Daniel Kipfer entscheidet, ob der Uno-Sicherheitsrat mutmassliche Terroristen von den Sanktionslisten nehmen muss. Als neutraler Schweizer wird er von allen akzeptiert.

Von Katharina Fontana

Eigentlich sollte Daniel Kipfer, als wir uns im Frühsommer treffen, in einem Staat am Persischen Golf sein. Doch dieser hat wegen der Corona-Pandemie seine Grenzen geschlossen und auf das Einreisegesuch bis anhin nicht reagiert. Und so sitzt Kipfer in Basel fest, wo er seine Heimbasis hat und das eigentlich nur eine Zwischenstation auf dem Weg von New York in den Wüstenstaat hätte sein sollen. Nun wird es für Wochen zu seinem Home-Office.

Der Gegensatz zwischen dem idyllischen Münsterplatz in Basel, wo wir uns in einem Café gegenüber sitzen, und Kipfers üblichen Einsatzorten könnte kaum grösser sein. Der Sechzigjährige ist Ombudsmann beim Sicherheitsrat der Vereinten Nationen. Er reist in der Welt herum, häufig in Konfliktländer im Nahen und Mittleren Osten und in Nordafrika. Dort befragt er Personen, die als Geldgeber oder Hintermänner der Terrorgruppen al-Qaida oder Islamischer Staat gelten und die vom Uno-Sicherheitsrat auf Sanktionslisten gesetzt wurden. Wer auf einer der Terrorlisten steht, ist international ein Paria: Er darf nicht reisen und nicht auf sein Vermögen zugreifen, er ist weltweit geächtet.

## «Ich war für alle akzeptabel»

Unter den Hunderten von Namen, die aufgeführt sind, finden sich islamistische Top-Terroristen, aber nicht nur. Vom Uno-Bannstrahl getroffen werden auch Personen, bei denen nicht klar ist, ob sie tatsächlich in terroristische Aktivitäten verstrickt sind oder ob sie aufgrund dubioser Quellen und falscher Informationen auf einer Liste gelandet sind. Hier kommt Kipfer ins Spiel: Er prüft auf Gesuch hin, wer ungefährlich ist und wer nicht. Dazu braucht es umfassende Recherchen, Gespräche mit lokalen Beamten, Geheimdienstmitarbeitern, Diplomaten. Und mit den mutmasslichen Terroristen selber.

Bevor er vor zwei Jahren nach New York ging – «mit zwei Koffern und einer Reservierung für ein Airbnb-Zimmer» –, arbeitete Daniel Kipfer am Bundesstrafgericht in Bellinzona. Der Grüne führte mehrere Prozesse, die hierzulande für Aufsehen sorgten, so etwa jenen gegen Funktionäre des russischen Energiekonzerns Gazprom. Ursprünglich hatte sich Kipfer ganz dem Studium der Philosophie und Germanistik verschrieben, später studierte er Recht, war Gerichtsschreiber am Bundesgericht, wechselte dann nach Bellin-



Erstaunliche Machtfülle: Ombudsmann Kipfer.

zona ans Bundesstrafgericht und wurde 2014 dessen Präsident.

Mit 58 Jahren wollte der freundliche Jurist und Philosoph, der ohne Allüren daherkommt, in die weite Welt hinaus und bewarb sich für die Ombudsstelle bei der Uno – ohne dass er vorher schon einmal in einem internationalen Umfeld gearbeitet oder über besonders gute Englischkenntnisse verfügt hätte. «Ich hatte enormen Respekt vor der Aufgabe.» Nun hat Kipfer sein Büro im Uno-Campus, «mit Sicht auf den East River». Das ist natür-

## Bis jetzt ist der Sicherheitsrat den Empfehlungen Kipfers stets gefolgt.

lich etwas anderes, als im Provinznest Bellinzona zu sitzen, handkehrum sind die Arbeitsbedingungen eines Uno-Experten, gemessen an Schweizer Verhältnissen, nicht besonders attraktiv.

Vor Kipfers Amtsantritt im Sommer 2018 war die Ombudsstelle ein Jahr lang vakant, unter den fünfzehn Mitgliedern des Sicher-

heitsrats gab es Schwierigkeiten, sich auf einen Kandidaten zu einigen. «Schliesslich ist man dann auf mich gekommen, den Schweizer. Ich war für alle akzeptabel.» Die Funktion existiert seit rund zehn Jahren. Dass es sie gibt, ist auch der Schweiz zu verdanken. Sie hatte sich zusammen mit anderen Ländern dafür starkgemacht, dass die fünfzehn Mächtigen dieser Welt nicht mehr nach freiem Gusto Menschen auf Terrorlisten setzen dürfen, ohne dass sich diese wehren können.

Anders als man vielleicht annehmen könnte, ist die Aufgabe des Ombudsmannes kein blosses Feigenblatt. Kipfer ist mit einer erstaunlich grossen Machtfülle ausgestattet, auch wenn er formell bloss Empfehlungen abgibt. «Wenn ich dem zuständigen Ausschuss beantrage, eine Person von der Sanktionsliste zu streichen, dann ist das faktisch so entschieden. Denn es reicht, dass ein einziger der fünfzehn Staaten meinen Antrag unterstützt. Es gibt einige Länder, die Mühe damit haben, dass eine Einzelperson faktisch entscheidet und nicht ein Gremium aus mehreren Personen», so Kipfer. Doch auch wenn seine Funktion nicht allen genehm sei und jede Streichung ein Kampf, könne er machen, was er für richtig halte. Es gebe keine Versuche, ihn zu beeinflussen. Und straffe Fristen sorgten dafür, dass die Verfahren nicht verschleppt würden. «Vom Gesuch bis zum Entscheid vergehen maximal vierzehn Monate – auch an Schweizer Gerichten muss man mit dieser Dauer rechnen.»

## Wer schlechte Chancen hat

Bis jetzt ist der Sicherheitsrat den Empfehlungen Kipfers und seiner beiden Amtsvorgängerinnen stets gefolgt und hat viele Personen von der Liste gestrichen; drei Viertel der Gesuche wurden bisher gutgeheissen. Nach einem Beispiel gefragt, erzählt er von einer Gruppe von Tunesiern, die sich vor zwanzig Jahren in Italien aufgehalten hatten, in einem radikalislamistischen Milieu gelandet und wegen des Verkaufs gefälschter Pässe von der italienischen Justiz wegen Unterstützung von al-Qaida verurteilt worden waren. «Diese Männer sind wohl eher durch unglückliche Umstände auf der Sanktionsliste gelandet und gehören heute definitiv nicht mehr dahin. Wer hingegen nachgewiesenermassen ein grosser Geldgeber von al-Qaida war, dürfte mit seinem Streichungsgesuch eher schlechte Chancen haben.»





«Enormer Respekt vor der Aufgabe»: vor der Uno in New York.

Kipfer ist ein Einzelkämpfer. Eine Juristin und eine Politologin unterstützen ihn bei seiner Arbeit, doch davon abgesehen kann er nicht auf Unterstützung seitens der Uno zählen, auch nicht, wenn ein Land den Schweizer auflaufen lässt. So etwa bei seinem ersten Fall, der politisch brisant und verwickelt war wie kein anderer: Es ging um den Pakistani Hafiz Saeed, der als Drahtzieher des 2008 verübten Attentats in Mumbai gilt, bei dem mehr als 160 Personen ums Leben kamen. Kipfer wollte Saeed persönlich befragen, in Pakistan, doch man liess ihn nicht einreisen, ohne dafür Gründe anzugeben. So musste er Saeed eben per Video befragen. Nach dem Gespräch war für Kipfer klar, dass der Islamist nach wie vor eine Gefahr darstellt und auf der Sanktionsliste bleiben sollte.

Zahlreiche Personen wurden auf Betreiben der USA auf die Sanktionslisten gesetzt. Die Amerikaner seien kooperativ, wenn es um einen ihrer Fälle gehe, erzählt Kipfer. «Sie sind ja daran interessiert, dass die verhängten Sanktionen weitergeführt werden. Dafür geben sie mir auch Zugang zu ihren Geheimdienstinformationen. Sie zeigen mir nicht al-

les, was sie zu einem entsprechenden Fall haben, sondern nur das, was sie mir zeigen wollen.» Bei europäischen Fällen ist die Überprüfung für Kipfer einfacher, «da kann ich mich auf rechtskräftige Strafurteile abstützen und nicht nur auf selektive Geheimdienstinformationen, bei denen man nie weiss, wie zuverlässig sie sind.»

#### Anrührende Heimatgefühle

Die vielen Reisen, die zahlreichen Kontakte, das politische Milieu der Uno mit den häufigen personellen Wechseln: Die Arbeit sei an-

#### Vom Leben in New York ist der Basler begeistert, seine Frau ist aus der Schweiz nachgezogen.

spruchsvoll, sagt Kipfer. Auch falle es schwer, eine gemeinsame Basis mit den Verfahrensbeteiligten der Mitgliedstaaten zu finden. «In eineinhalb Jahren wurden von den fünfzehn Mitgliedern des Sicherheitsrats, die im Sanktionsausschuss sitzen, deren vierzehn ersetzt. Für eine justizielle Funktion wie meine ist das

nicht optimal.» Dass er innerhalb der Uno ein Aussenseiter ist, mache ihm eigentlich keine Probleme; als Ombudsmann erhalte er reichlich Anerkennung. Es gibt aber doch Dinge im Uno-Universum, die ihn stören, etwa dass er nur über einen befristeten Mandatsvertrag verfüge und, verglichen mit dem angestellten Uno-Personal, sehr schlecht gestellt sei. Das sei der Preis, den er für seine Unabhängigkeit zahlen müsse. Was Kipfer nach seinem Mandat, das 2023 ausläuft, macht, ob er auf den früheren Richterposten im Tessin zurückkehren wird, von dem er derzeit beurlaubt ist, ist noch offen.

Vom Leben in New York ist der Basler begeistert, seine Frau ist mittlerweile aus der Schweiz nachgezogen, er hat eine eigene kleine Wohnung in Queens – «sehr teuer, die Preise hier sind enorm» – und ist mit dem Velo in zehn Minuten bei der Uno. «Es ist fast kitschig, das zu sagen, aber die multikulturelle Umgebung ist einfach toll. Und was mich an der Uno rührt: Woher auch immer jemand kommt, alle haben Heimatgefühle für ihr Land und sind stolz auf ihre Herkunft, auf ihre Sprache und Kultur.»





*Kampf gegen den Volksaberglauben: Philosoph Kant (2. v. l.) am Tisch der Aufgeklärten.*

## Debatten

# Wenn Kant plötzlich Rassist ist

**Immanuel Kants Auffassungen über indigene Völker werden neuerdings als Rassismus denunziert. Dabei markieren die Worte des Grossphilosophen keinen Bruch mit der Aufklärung, sondern sind eine Konsequenz davon. Von Pirmin Meier**

Das Leben von Immanuel Kant (1724–1804), «einzigster deutscher Philosoph von unbestrittener Weltgeltung» (Ludger Lütkehaus), war das eines pünktlichen Spaziergängers in seiner Stadt Königsberg (als Kaliningrad heute eine russische Exklave in Polen). Der Professor hat die Stadt und ihre Umgebung nie verlassen. Es hielt den weltläufigen Denker nicht davon ab, Grossereignisse wie die Französische Revolution vielfach genauer zu analysieren, als dies den in Paris ins Geschehen verwickelten Protagonisten möglich war.

Den Revolutionsterror deutete Kant als Haltung eines «undankbaren Geschlechts». Mangels Aufklärung sei die Chance der Weltstunde nicht wahrgenommen worden.

Dabei gehörte Kant zur Minderheit unter den Aufklärern, die den vulgär an Rousseau orientierten Glauben an das Gute im Menschen nicht teilten. Den Berichten Georg Forsters, eines deutschen Teilnehmers von James Cooks Entdeckungsfahrten, schenkte er keinen Glauben. Ein paradiesisches Leben von Frauen und Männern auf der Insel Tahiti, später von Gauguin gemalt, hielt er für Unsinn, für eine Mär vom «edlen Wilden». Gutes Handeln folge nicht dem Glück, sondern sei dem Gewissen verpflichtet. Zur Aufklärung dürfe sich das Gewissen nicht resistent verhalten. Sonst verfallende der Mensch schnurstracks dem «radikal Bösen».

### Vertrauen in die englische Presse

Zu Kants Überzeugungen passte auch ein entschiedener Kampf gegen den Volksaberglauben. Diesem gegenüber kannte er kein

Pardon, im Gegensatz zum britischen Konservativen Edmund Burke (1729–1797), der aus Erfahrung gerechtfertigte «Vor-Urteile» von blossen Ressentiments unterschied. Für den Königsberger galt im Prinzip nur rational begründbares Tun als sittliche Handlung.

Über die Völkerschaften der Kontinente setzte sich Kant durch Reise-Enzyklopädien und Standardwerke ins Bild. Dazu liess er sich für das Weltgeschehen englische Zeitungen zustellen: «Die Engländer», ermahnte er seine Hörer, «haben die beste Volksbildung, weil sie die besten Zeitungsleser sind. Sie bekommen von ihren Blättern ununterbrochen Kunde aus aller Welt und können diese Nachrichten stets an der richtigen Stelle vorbringen.»

Aus heutiger Sicht berührt ein im Münchner Heimeran-Verlag 1960 erschienenes Buch peinlich: «Kants grosse Völkerschau». Das Vorwort bekundet, «einen amüsanten Kant» zu präsentieren. Das Titelblatt zeigt die Karikatur eines dunkelhäutigen «Wilden» mit pfeildurchdrungenem Kraushaar: Standard der Witzblätter seit dem 19. Jahrhundert. Kant wollte aber nicht karikieren, sondern die «Urteilkraft» eines aufgeklärten Geschmacks bestätigen.

Demnach glaubte Kant zu wissen, dass Chinesen zwar fast alles essen würden, aber längst nicht alle Chinesen Hundefleisch. Damit kam er dem heutigen westlichen Informationsstand schon recht nahe. «Den Hottentotten ist der Kuhmist ein Lieblingsgeruch.» Die Naturvölker würden sich stark auf den Geruch als Orientierungssinn verlassen.

Zur gruppenbezogenen Typologie erfährt man: «Der Asiate» ist «grausam, prachtlie-

bend, geizig. Hüllt sich in weite Gewänder. Wird durch Meinungen regiert.» «Der Afrikaner» sei im Gegensatz zum fleissigen Asiaten «phlegmatisch, schlaff, schlau, träge. Salbt sich mit Fett. Wird durch Willkür regiert.»

Die Hautfarbe Schwarz wird in acht Ausprägungen unterschieden, bis hin zu Mischlingen und Albinos. Typ acht: «Die Mohren, alle Einwohner der heissen Zone, haben eine dicke Haut, wie man sie denn auch nicht mit Ruten, sondern gespaltenen Röhren peitscht, damit das Blut einen Ausgang finde und nicht unter der Haut eitere.»

### «Mission am Ende»

Anders als der Luzerner Jesuiten-Missionar Anton von Segesser beherrschte Kant keine «Eingeborenen»-Sprache, worin schon im 19. Jahrhundert Pionierleistungen von Philologen der protestantischen Basler Mission bestanden. Über die Sprache wird im Vergleich zu Gelehrsamkeit ein höheres Mass an Verständnis einer fremden Kultur möglich. Die paternalistische Haltung der traditionellen Missionare verschont diese aber erst recht nicht vor dem Verdammungsurteil «Rassismus». Auch darum dekretierte Ex-Missionar Al Imfeld: «Mission am Ende» (Buchtitel).

Für Kant standen die Anliegen der Aufklärung im Vordergrund. Wenn er Europäer kritisierte, es fehle ihnen an Aufklärung, konnte er diesen Mangel bei den fleissigen Asiaten und selbst bei den als primitiv eingeschätzten «Negern» und «Eskimos» nicht durchgehen lassen. Es widerspräche der Vernunftfähigkeit aller Menschen. Im Vertrauen auf die aufgeklärtesten Medien der Zeit kamen bei Kant deshalb Gesichtspunkte zu Wort, die heute als rassistisch gelten.



**Pirmin Meier** ist historiografischer Schriftsteller.

# Amors digitale Pfeile

Amorana hat das Geschäft mit Sexspielzeug aus der Schmutzdecke befreit. Von der Gründung in der Garage zum zweistelligen Millionen-Umsatz: Wie haben das Alan Frei und Lukas Speiser gemacht? Von Florian Schwab

Als Alan Frei und Lukas Speiser auf die Suche nach einem Bankkonto für ihre frisch gegründete Firma Amorana gingen, haperte es zunächst. Das war vor knapp zehn Jahren. Ihre Firma hatte damals erstens keine längere Historie vorzuweisen. Und zweitens trieb ihr Geschäftsmodell nicht wenigen Bankern die Schamesröte ins Gesicht: der Verkauf von Sexspielzeug.

Heute beisst sich wohl manch einer dieser Banker vor Ärger auf die Lippe: Amorana gehört mittlerweile zur Crème de la Crème der Schweizer Online-Shops. Die Firma erwirtschaftet mit Sextoys und Produkten für sexuelle Gesundheit und Wohlbefinden einen mittleren zweistelligen Millionenumsatz. Tagtäglich gehen vom Unternehmenssitz im zürcherischen Glattbrugg aus etliche hundert Pakete direkt in die Schlafzimmer des Landes. Im Verwaltungsrat der Firma haben Online-Handel-Pioniere wie Roland Brack und Peter Schüpbach Einsitz genommen. Bei den Investoren ist der Silicon-Valley-erprobte Schweizer Risikokapital-Investor Cédric Waldburger dabei.

Wir treffen die beiden Firmengründer Alan Frei und Lukas Speiser. Die Atmosphäre in dem Industriegebäude erinnert nicht im Entferntesten an einen Sexshop. Im sorgfältig organisierten Lager (total über 11 000 Produkte) sind junge und gutgelaunte Mitarbeiter damit beschäftigt, Pakete zu befüllen. In einer Ecke der grossen Halle stehen einige Ikea-Regale, Modell Billy. Sie sind Zeitzeugen aus den Anfängen von Amorana, als die beiden Gründer in der Zürcher Privatwohnung von Lukas Speiser die Pakete noch selbst verschickten. Ein Stockwerk höher schlägt das digitale Herz von Amorana: An rund zwanzig Bildschirmen sitzen Mitarbeiter. Sie werten den Datenverkehr aus, bearbeiten Bestellungen, halten Kontakt zu Lieferanten und beraten die Kunden.

## Dreimal mehr Umsatz

Man merkt, dass das Unternehmer-Duo stark vom Geist digitaler Start-ups geprägt ist. Ihre Vorbilder sind Jeff Bezos von Amazon und Eric Schmidt, ehemals Google. Von Letzterem haben Frei und Speiser ein Motto übernommen: Vertrauen haben wir in Gott – alle anderen sollen Daten liefern («In God we trust, all others bring data»). Der stark datenbezogene Ansatz bringt es mit sich, dass Amorana jederzeit in Echtzeit weiss, wer seine Kunden sind und wie es um die Umsätze steht. Während des Shutdowns im April haben sich die Bestellungen im Vergleich zum Vorjahr verdreifacht. Und auch



11 000 Produkte: Startup-Gründer Speiser (l.), Frei.

im Juli verzeichnet das Unternehmen ein Umsatzwachstum von über 100 Prozent, wie Alan Frei mit einem Blick auf sein Handy herausfindet. «Die Corona-Krise treibt den Online-Handel in der Schweiz mit Warp-Antrieb voran», bemerkt er. Und Speiser erzählt, dass man besonders über das gewachsene Interesse der älteren Kunden über 65 erfreut sei. «Hier stellen wir eine Versiebenfachung fest.»

Auch in ihrer persönlichen Lebensgestaltung suchen die beiden Gründer die Extreme. Lukas Speiser ist ein begeisterter Sportler und sieht auch so aus. Während seiner Highschool-Zeit in den USA hat er die Begeisterung für Kraftsport, Basketball und Leichtathletik entdeckt. Er bemüht sich um einen besonders gesunden Lebenswandel («Ich maximiere meine *health span*»). Vor Jahren hat er aufgehört, Kaffee zu trinken. Währenddessen maximiert Alan Frei sozusagen seine persönliche Freiheit. Als sogenannter Minimalist will er möglichst wenige physische Gegenstände besitzen. «Am liebsten würde ich im Hotel leben.» Das «Baur au Lac» sei aber leider etwas teuer, fügt er lachend hinzu. Aber ja, das Wissen, jederzeit innert zwölf Minuten umziehen zu können, sei befreiend.

Kennengelernt haben sich die Unternehmer während des Studiums der Finanzwirtschaft an der Universität Zürich. Anschliessend arbeitete Speiser vier Jahre als Investmentbanker für Goldman Sachs, Frei sammelte erste Erfahrungen als Internet-Unternehmer im Bereich des elektronischen Lernens. «Seitdem wir uns kennen, war uns klar, dass wir zusammen ein Start-up gründen wollten», erinnern sich die beiden. Allerdings hätten sie länger nach der zündenden Idee gesucht. Irgend-

wann habe sich der Blickwinkel dann auf den Online-Handel gerichtet, «weil es schon damals eine der stärksten Wachstumsbranchen war». Aber es dauerte eine Weile, bis sie die entsprechende Nische ausgespäht hatten. «Unsere Recherchen haben gezeigt, dass 90 Prozent der Männer und 80 Prozent der Frauen im Bett gerne mehr ausprobieren würden», erzählt Alan Frei.

## Tischgespräch Amorana

Nachdem die ersten Erfahrungen in der Wohnung erfolversprechend waren, trieben die beiden bei Freunden und Familie 200 000 Franken auf und gründeten eine Aktiengesellschaft. Seither haben sie in total drei Finanzierungsrunden einen mittleren einstelligen Millionenbetrag an Investorengeldern akquiriert.

Die Kernkompetenz ihres Unternehmens sehen Frei und Speiser in dem mittlerweile aufgebauten Marktwissen. Sie helfen auch anderen Online-Shops dabei, die Produktkategorie zu pflegen. In den letzten zehn Jahren haben die beiden einen bemerkenswerten Kulturwandel festgestellt, auch weil Amorana das Sexspielzeug salontauglich gemacht habe. «Wenn man heute bei einem Abendessen erzählt, dass man für Amorana arbeitet, muss man eine Stunde lang über die Produkte erzählen.» An der jährlichen Geburtstagsparty im Prime Tower taucht viel Prominenz auf, darunter etliche Schweizer Missen. Den nächsten grossen Wachstumsschub erwarten die Amorana-Gründer bei Produkten für sexuelles Wohlergehen und Gesundheit, etwa Apps für die Fruchtbarkeit der Frau. Das Ende der Fahnenstange scheint noch lange nicht erreicht. ○



# Der Mann, der aus dem Zug stieg und unter einen Stein kroch

Ein exzentrischer englischer Adliger erhitzt sechzig Jahre nach seinem Tod noch immer die Gemüter des Bergdorfs Reckingen im Wallis. *Von Hubert Mooser*

Es war vor dem Zweiten Weltkrieg: Der Konsumverein von Reckingen war pleitegegangen, und der Gemeinderat musste zurücktreten – das war ein gewaltiger Skandal. Schnell fanden die Dorfbewohner einen Sündenbock, einen hochgebildeten, aber seltsamen englischen Adligen, der in der Nähe des Dorfes in einem Erdloch unter einem Findling lebte und in Frauenkleidern herumlief. Gegen ihn richtete sich der Volkszorn, weil er im Konsum hohe Schulden angehäuft hatte.

## Theologie und Jura in Oxford

Bis heute gibt es eine Kontroverse darüber, ob der Laden seinetwegen bankrottging oder ob er bloss als Prügelknabe herhalten musste, um von den Schulden anderer Dorfbewohner abzulenken. Schriftsteller Oskar Freysinger hat die Lebensgeschichte des Engländers, gestützt auf die jahrelangen Recherchen der in Reckingen lebenden Englischlehrerin Ilse Carlen-Steiner, in einem Briefroman literarisch verdichtet. Die Fakten stammen aus Unterlagen und Briefen, die der Brite in einem Koffer bei einem mit ihm bis zum bitteren Ende befreundeten Posthalter in Reckingen zurückgelassen hatte. Besonders der Briefverkehr, den der Engländer jahrelang mit der Amerikanerin Martha Scudder unterhielt, die er ein einziges Mal in seinem Leben getroffen hatte, hat Freysinger inspiriert.

Er setzt mit «Nachtwehen», so der Name des Buches, in dem Moment an, als der junge Schriftsteller Percy Azleby Vicenti de Pereda Donovan, kurz Richard, der Sohn einer spanischen Gräfin und eines englischen Vikars, London verlässt, um in den USA das Leben eines Bohémiens zu führen. Er wurde 1882 in London geboren, wächst im Wohlstand auf und startet eine standesgemässe schulische Laufbahn. Donovan studiert Theologie und Rechtswissenschaften in Oxford, das Leben verläuft in geregelten Bahnen und vorbestimmt. Freysinger beschreibt ihn als Mann zwischen zwei Welten, der hin- und hergerissen ist. Donovan verzweifelt an den viktorianischen Zwängen der englischen Gesellschaft, schmeisst sein Studium, steigt 1912 an Bord der «Merion» und bricht auf in Richtung Vereinigte Staaten. Mit dabei – als ständiger Begleiter – der ominöse Koffer oder, wie er es nennt, seine Reisebibliothek. In den USA lernt er Martha Scudder kennen, die bei einem Verlagshaus arbeitet.



*Wie viel ist Realität, wie viel ist Fiktion?* Einsiedler Richard alias Franca Donovan.



Die beiden teilen eine Passion, die griechische Mythologie. Auch Martha träumt von einer Karriere als Schriftstellerin, Donovan hat bereits einen Roman geschrieben («A Heroine of Reality»). Um sich über Wasser zu halten, schreibt er ausserdem Gedichte, Rezensionen und Kurzgeschichten, die hin und wieder veröffentlicht werden. Zwei Jahre lang trampft der Engländer durch die Neue Welt, von einer Arbeitsstelle zur anderen. 1929 wird es ihm zu laut in Amerika. Er kommt auf Umwegen ins Walliser Hochtal Goms, wo er zuerst im Hotel «Post» logiert. Die Gegend kennt er von früher. Bei einer Wanderung im wildromantischen Blinnental bei Reckingen machen ihn dann Hirtenjungen auf eine Höhle unter einem Findling aufmerksam. Die Hüterbuben nutzen sie bei schlechtem Wetter als Unterschlupf. Donovan ist begeistert.

Er lässt das Innere von den Einheimischen zu einer Wohnstatt ausbauen, unter einem anderen Findling lässt er eine Wanne ausheben und mit Steinplatten belegen. Eine Naturbadewanne – das war in Reckingen damals eine Sensation. Die meisten im Ort waren schon zufrieden, wenn sie eine Toilette hatten. Die Bauarbeiten entlohnte der Brite fürstlich. Es gibt heute Stimmen, die der Meinung sind, einzelne Dorfbewohner hätten den spendablen Engländer ausgenommen wie eine Weihnachts-gans. Er hatte ja auch genug Geld, seine Mutter schickte ihm jeden Monat achtzig Pfund, das entsprach damals den jährlichen Lebenskosten einer siebenköpfigen Familie im Dorf.

### Frauen schätzen seine Manieren

Aber aus der Ruhe und Kontemplation, die er im Blinnental suchte, wird vorerst nichts, viele wollen den schrulligen Einsiedler sehen. Sogar Zeitungen machen Jagd auf ihn. Schliesslich erscheint in der *Zürcher Illustrierten* eine Geschichte inklusive Fotos über ihn. Noch hat er viele Fans im Dorf. Besonders die Frauen schätzen seine feinen Manieren. Einzelne ver-

### Aber aus Ruhe und Kontemplation, die er im Blinnental suchte, wird vorerst nichts.

klären den Engländer zum Heiligen. Freysinger zeichnet in seinem biografischen Briefroman ein einfühlsames, aber auch differenziertes Bild des Sonderlings. Er kehrt manchmal auch die überhebliche, zuweilen boshafte Seite Donovans hervor, wenn dieser in seinen Briefen über die Dorfbewohner oder seine Schwester Lenox lästert und sich über sie lustig macht. Donovan kommt streckenweise auch als abgehobener exzentrischer Intellektueller daher, der ausser einem Gedicht über das Weisshorn fast nichts auf die Reihe kriegt. Er schreibe lieber gar nicht, wie er Martha einmal in einem Brief gesteht, «als seine Werke an

Orten anzubieten, an denen auch Krimskrams wie zum Beispiel importierte Kekse gekauft werden können».

### Schleichende Verwandlung zu Franca

Wie viel ist Realität, wie viel ist literarische Fiktion? Fakt ist, dass ein paar unvollendete Theaterstücke, angefangene Manuskripte und halbausgelegene Projekte Donovans Weg pflastern. Freysinger ist es gelungen, die schleichende Verwandlung von Donovan zu Richard und schliesslich zu Franca auf einfühlsame Weise darzustellen, ohne den sexuellen Aspekt besonders herauszustreichen. Dass Donovan ein besonderes Verhältnis zu Frauenkleidern hat und deren Bedeutung in den schillerndsten Farben beschreibt, nimmt man lange Zeit unvoreingenommen zur Kenntnis. Erst gegen Schluss offenbart sich die tiefere Ursache dieser Vorliebe: die abgöttische Verklärung der Mutter.

Dann braut sich langsam ein Gewitter zusammen. Ab 1931 muss er mit weniger Geld auskommen, mit zwanzig bis vierzig Pfund monatlich. Das ist immer noch mehr, als viele in Reckingen zum Leben haben, aber Donovan kommt damit nicht über die Runden. Richard, der sich jetzt Franca nennt, muss Schulden machen. Die Leute zeigen sich anfangs hilfsbereit. Er selber erweist den Leuten im Dorf kleine Gefälligkeiten. Als die Mutter – Sponsorin seines Lebensstils – stirbt, nimmt das Verhängnis seinen Lauf. Donovan schreibt an Martha: «Zum Hunger gesellt sich die zunehmende Feindseligkeit im Dorf hinzu. Immer häufiger bin ich derben Äusserungen ausgesetzt. Lediglich die Frauen haben ein Herz für mich und stecken mir manchmal Esswaren zu.»

### Tod im Bombenhagel der Deutschen

Der Gemeinderat hat Angst, Donovan könnte zum Sozialfall werden, und plant ein Husarenstück. Der Engländer wohnt im Winter in einer Bretterbude am Ufer der Rhone, pikanterweise dort, wo heute der Campingplatz steht. Der Gemeinderat will die Hütte auf das Territorium der Nachbargemeinde verschieben, damit diese für den Engländer aufkommen muss. Dann überstürzen sich die Ereignisse. Es stellt sich heraus, dass einzelne Gemeinderäte Subventionsgelder des Staates für die Instandstellung eines Weges zweckentfremdet haben – um das Schuldenloch in der Kasse des Konsumvereins zu stopfen. Donovan soll dort am Schluss mit 3000 Franken in der Kreide gestanden sein – ein für damalige Verhältnisse immenser Betrag. Für ihn ist der Moment gekommen, das Dorf fluchtartig zu verlassen. Am 17. Oktober 1940 berichtet er Martha in einem Brief von seiner Abschiebung. Wenige Monate nach seiner Rückkehr stirbt Richard Donovan im Bombenhagel der deutschen Flugwaffe. ○

## Gesundheit

# Unterschiedliche Sicht auf Honorare

Arzthonorare sind ins öffentliche Scheinwerferlicht geraten – so in der Debatte über das Spitalgesetz im Kanton Zürich. Gesundheitskosten sowie Spitzengehälter erhitzen die Gemüter und setzen Politik und Verwaltung unter Druck, sich in die Lohnpraxis der Spitäler einzuschalten. So bringt der Regierungsrat bei der Gesetzesrevision nun eine Lohndeckelung ins Spiel.

Für die regulierten Spitäler sieht der Kanton Honorar-Obergrenzen vor, zudem soll die Entlohnung von der Menge erbrach-

Kolumne präsentiert von  
Klinik Pyramide am See



ter Leistungen entkoppelt werden, um Umsatzmaximierungen zu verhindern. Und schliesslich sollen die Ärzte Zusatzhonorare aus der Behandlung von Privatpatienten grösstenteils in die Spitalkasse geben. Kurz: Der Gesundheitsbetrieb soll vermehrt auf fixe Entlohnung umgepolt werden. Einige Spitäler gingen schon voran.

Was heisst das für die Gesundheitsversorgung? Die vieldiskutierten und -kritisierten Arzthonorare sind nur ein Teil der Problematik, wenn es um Privatpatienten geht. Die Bedeutung der freien Arztwahl und der Preis, den die Patienten dafür zu bezahlen bereit sind, rücken ins Zentrum der Beurteilung. Für Belegärzte, die freiberuflich tätig sind, also nicht angestellt sind, keinen Lohn beziehen und sich persönlich von A bis Z um die eigenen Patientinnen und Patienten kümmern, widerspiegelt das Privathonorar die zeitintensive Betreuung über den ganzen Behandlungsprozess hinweg, die Verfügbarkeit, aber auch die Kosten für den eigenen Betrieb und das unternehmerische Risiko, welches eine Ärztin oder ein Arzt in der Selbstständigkeit tragen.

Natürlich sind Honorarexzesse auf allen Ebenen und sowohl in öffentlichen wie privaten Spitälern zu verurteilen und zu vermeiden. Gleichzeitig müssten alle Akteure im Gesundheitswesen jedoch ein Interesse an Effizienz- und Qualitätssteigerungen haben. Privatärzte, die sich im Markt mit Wahlfreiheit und Qualitätsleistungen bewähren, sind gerade die Vorreiter auf diesem Weg. *Frank Weiss*



# Volkers Sound

Armand Volker war Gitarrist von TEA, der populärsten Schweizer Rockband der siebziger Jahre, die mit Queen und Status Quo auf Tour ging. Dann zog es den Zürcher Oberländer nach München, wo er als Produzent die Neue Deutsche Welle mitprägte. Jetzt steht er nochmals auf der Bühne. *Von Ueli Frey*

Vermutlich klang es scheusslich, aber der junge Armand Volker war begeistert. Am Gymi-Fest in Wetzikon im Zürcher Oberland spielte die Band Upshot die Hits der Rolling Stones über die scherbeltende Lautsprecheranlage des Schulhauses nach. Bald war Volker, der sich jahrelang durch den klassischen Gitarrenunterricht quälte, Upshot-Mitglied. Jetzt aber mit seiner ungewöhnlichen E-Gitarre, auf der er nicht bloss unerhörte Sachen spielte – er hatte sie auch gleich selber gebaut!

Es galt, auf Teufel komm raus Eindruck zu machen und um jeden Preis cool zu sein. Andere Ziele hatte die Band nicht, weder wirtschaftlich noch musikalisch. Mit der nächsten Formation änderte sich dies kaum. Tusk hiess die Band, die von der Plattenfirma irgendwann ins Studio gedrängt wurde. Das Resultat war die Single «Child of My Kingdom», die es 1970 auf Platz 7 der Schweizer Hitparade schaffte. Ein Erfolg, der an Armand Volker völlig vorbeiging. Er interessierte sich nur für den Sound seiner Gitarre und dafür, wie er neben dem Sänger der Band, dem charismatischen Ernesto Vögeli, auf der Bühne eine gute Figur machen konnte. Die Musik wurde zu seinem Lebensinhalt. Er brach sein Psychologiestudium an der Uni Zürich ab und verdiente ein wenig Geld in der Nachtschicht bei der Sihlpöst. Sonst tat er nichts anderes als üben.

## Frauen arbeiteten, Männer musizierten

Ziele oder auch nur ein Bewusstsein für die Band hatten die Mitglieder von Tusk nicht. So

gab es auch kein definiertes Ende der Gruppe. Sie zerbröselte irgendwie. Jeder wandte sich anderen musikalischen Projekten zu. Dasjenige von Volker hiess TEA, das zuerst aus einem Power-Trio à la Cream – Bass, Schlagzeug, Gitarre – bestand. Die Musiker lebten zusammen in einem Haus auf dem Land und verbrachten den Tag mit Jammen. Bald wurde TEA mit Keyboards und der Powerstimme des späteren Krokus-Sängers Marc Storace verstärkt und zur angesagtesten Rockband der Schweiz. Volker kann sich jedoch beim besten Willen nicht daran erinnern, dass er in dieser Zeit einmal Geld gesehen hätte. Im Gegenteil: Die arbeitenden Freundinnen ermöglichten einen minimalen Lebensstandard. Auch die legendäre England-Tour als erste Schweizer Band – im Vorprogramm von Baker Gurvitz Army – war für Aussenstehende eine Zumutung. Sie froren in ungeheizten Absteigen und hatten kaum zu essen: So sah der Alltag der erfolgreichen Schweizer Rockband aus. TEA veröffentlichte drei Platten, wurde mehrmals von den Lesern der Zeitschrift Pop zur besten Gruppe gewählt, spielte an grossen Festivals und ging mit Queen und Status Quo auf Tournee, aber Geld verdienten sie kaum. Das kümmerte die Musiker nicht sonderlich: Sie machten das, wovon sie immer geträumt hatten. Wenn einmal Bares da war, floss es sofort in die Anlagen: Man brauchte gutes Licht und guten Sound. Heute sagt Volker, dass TEA ihm vor allem den Ruf eines guten Gitarristen und Kontakte eingebracht habe, die den

nächsten grossen Schritt seiner Karriere ermöglichten.

## Bei Spider Murphy Gang an den Reglern

Nachdem sich TEA aufgelöst hatte, stand Volker eine Weile lang als Gitarrist der Scorpions zur Diskussion. Eine Aufnahme für den Eurovision Song Contest in München, wo er einen Gitarrenpart einspielen sollte, stellte die Weichen neu. Man bot ihm dort den Job des Chefingenieurs im Rainbow Studio an. Aufnahmemeerfahrung hatte sich Volker in der Schweiz zur Genüge angeeignet. Die Idee, in Zukunft Musik quasi von aussen zu gestalten, gefiel ihm. Und er war genau zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Deutschland war im Bann der Neuen Deutschen Welle, und Volker war einer der Steuermänner. 1982 sass er am Mischpult, als Spider Murphy Gang die LP «Dolce Vita» mit dem Hit «Skandal im Sperrbezirk» aufnahm. Sie war in Deutschland die bestverkaufte Platte des Jahres. Volker und das Rainbow Studio in München wurden zu Erfolgsgaranten. Viele grosse Namen gehörten zu seinen Kunden: Relax, Geier Sturzflug, Dieter Bohlen und die Münchener Freiheit, später auch Nena, Boney M., Moti Special und Hubert Kah.

## Michael Jacksons «Social Distancing»

Sony-Plattenboss Jochen Leuschner vermittelte ihm gar eine Session mit dem «King of Pop», Michael Jackson. Dazu gehörten auch die nötigen Benimmregeln. Volker wurde informiert, dass man den King zwar mit Handschlag be-



Um jeden Preis cool sein: TEA mit Volker (l.), 1977 an der Uni Zürich.



Zur richtigen Zeit am richtigen Ort: im Studio in München.



Münchener Freiheit, Nena, Boney M., Hubert Kah: Tausensassa Volker.

grüssen dürfe, dann aber sofort einen Meter zurücktreten sollte – *Social Distancing avant la lettre*.

Volker wurde zum Getriebenen seines Erfolgs. Heute beschreibt er es als einen Strahl, dem er gefolgt sei. Alles, was nicht im Licht war, habe ihn nicht interessiert. Ein Familienleben gab es keines mehr, eine Beziehung endete nach 36 Jahren. Alle und alles mussten sich seiner Vision und Produktionsethik unterwerfen. Er folgte seinem Gefühl und war oft erstaunt, dass sein Geschmack den Künstlern stets auch gute Verkaufszahlen bescherte. Vielleicht weil er es verstand, das Beste aus den Musikern herauszuholen, auch wenn dies ans Lebendige ging. Es wurde geweint und geschrien im Studio. Viele Künstler sind Narzissten mit einer guten Portion Genialität. Dahinter kommen Neurosen, Unsicherheiten und Abgründe zum Vorschein. Als Produzent muss man deshalb nicht nur ein Musikgehör, sondern auch sehr viel Menschenkenntnis haben. Armand Volker hatte beides.

### Es ging nur noch um Einschaltquoten

Wenn er Ferien machte, verbrachte er die Zeit am Telefon und versuchte aus der Ferne die Geschicke im Studio zu lenken. Doch die Musikbranche war im Wandel. Downloads statt

CDs und Medienkonzerne statt Plattenfirmen – an allen Ecken bekam Volker die Änderungen zu spüren. Der Schweizer erlebte die neue Welt von Fernsehstationen, die «Superstars» mit einer Halbwertszeit von bloss einer Saison kürten oder Bewerber geradezu der Lächerlichkeit preisgaben. Hier ging es nicht mehr

### Es wurde geweint und geschrien im Studio.

um die Musik, sondern nur noch um Einschaltquoten. An solchen Produktionen wollte Volker nicht beteiligt sein.

Er kehrte der Branche den Rücken zu und kam in die Schweiz zurück. Er produzierte noch eine CD von Gianna Nannini, und dann war Schluss. Er sagt heute, dass er einige Jahre an einer «Studio-Phobie» litt. Er wollte nichts mehr von den klimatisierten Kontrollräumen mit den vielen Reglern wissen. Bis er vor einiger Zeit vom Winterthurer Sänger Giovanni Giorgi angefragt wurde und nicht nein sagen konnte. So arbeitet er jetzt wieder an einer Produktion. Noch maximal zwei Tage pro Woche sitzt der mittlerweile siebzigjährige Volker zu Hause im zürcherischen Hombrechtikon vor

seinen Reglern und den Bildschirmen. Und auch seine Gitarren hat er wieder aus dem Schrank geholt. In zwei Jahren sind fünfzehn Songs entstanden, die bald reif für die Veröffentlichung sind. Dann wird sich Armand Volker wohl oder übel nochmals mit dem Musikmarkt der Downloads und Streamings auseinandersetzen müssen.

Musikalisch schliesst sich der Kreis aber auch, weil er bald wieder auf der Bühne steht: In «This Is Rock» zelebriert eine Schweizer Allstar-Formation ab Ende November den klassischen Rock – mit Mäne Volker an der Gitarre –, diesmal hat er sie aber nicht selbst gebaut.

#### «This Is Rock» – Tourdaten

- 26. 11. 2020: Das Zelt, Luzern, Alpenquai
- 30. 12. 2020: Das Zelt, Bern, Allmend
- 31. 12. 2020: Das Zelt, Bern, Allmend
- 9. 1. 2021: Das Zelt, Zug, Stierenmarkt
- 19. 3. 2021: Das Zelt, Wohlen, Merkur-Areal
- 16. 4. 2021: Das Zelt, Zürich, Kasernenareal
- 17. 4. 2021: Das Zelt, Zürich, Kasernenareal
- 21. 5. 2021: Das Zelt, Basel, Rosentalanlage
- 22. 5. 2021: Das Zelt, Basel, Rosentalanlage



# Im Auto über Land

Was tut der Geniesser nach Wochen des Stillstandes? Er begibt sich auf eine kleine, exklusive Reise. Ein Kurztrip im Rolls-Royce Ghost. Drei Tage, drei Restaurants und je drei Sterne.

Von David Schnapp



*Magic Carpet Ride:* Unterwegs mit dem Rolls-Royce Ghost Black Badge.

Dass das Leben plötzlich nur noch im Zeitlupentempo an einem vorüberzieht, während man zu Hause sitzt, seinen Sauerteigansatz füttert, den Kindern die englischen Begriffe für das Leben im Wald beibringt und sich ab und zu mittels Videokonferenz in sicherer Distanz in den Austausch mit andern begibt, scheint mir kein Modell für die Zukunft zu sein.

Während des sogenannten Shutdowns wurde genau dieses Modell während quälend langer Wochen praktiziert. Dabei gingen viele Dinge, welche die Schönheit des Lebens ausmachen, verloren, und sie sind noch nicht in ihrer ganzen Pracht zurückgekehrt. Zum Beispiel das Reisen und das Essen: Zu den ersten Projekten, die ich nach dem Ende der gesellschaftlichen Lähmungserscheinungen deshalb sofort in Angriff genommen habe, gehörte die Planung eines Kurztrips zu drei Destinationen des hervorragenden Essens und der hochstehenden Lebensfreude.

## Magie und Geheimnis

Es sollte eine intime Feier des Genusses werden, ein Fest, das ich durchaus mit etwas Glanz und Girlanden, aber letztlich ganz für mich alleine

feiern wollte. Als Erstes besorgte ich mir ein Fahrzeug, das diesem durchaus symbolträchtigen Vorhaben gerecht werden sollte. Ein Rolls-Royce Ghost Black Badge, «die dunkle Seite der Pracht», wie der *Spiegel* diese Limousine einmal nannte, die das einzigartige Fahrgefühl der Marke aus Goodwood, England, mit einer luxuriösen Note von Magie und Geheimnis vereint.

Die Serie Black Badge soll jüngere Kunden ansprechen, solche, die zum Beispiel dank eines weltweit erfolgreichen Rap-Songs zu ausreichend Vermögen gekommen sind, um die Ansprüche an ihr Fahrzeug etwas höher anzusetzen als andere Autofahrer. Wenn man, wie ich beispielsweise, keinen Welthit geschrieben hat, ist die Fahrt in einem Rolls-Royce wie ein beinahe etwas unwirklicher Kurztrip durch die luftgefederte Leichtigkeit des Seins.

In München fuhr ich los, bloss etwas mehr als eine Stunde bis an den Tegernsee. Im «Althoff Seehotel Überfahrt» arbeitet Christian Jürgens, einer der zehn besten Köche Deutschlands, ausgezeichnet mit drei Sternen im «Guide Michelin» und 19,5 Punkten im «Gault Millau». Jürgens' Restaurant «Überfahrt» besuche ich seit



*Bodenständigkeit und Luxus:* «Überfahrt»-Chef Jürgens.





**Optimierte französische Haute Cuisine:**  
«Bareiss»-Küchenchef Lump.

Jahren immer wieder: Ich mag den Koch, und ich mag sein Essen, das sich durch Humor, Geschmack und eine eigenwillige Mischung aus Bodenständigkeit und Luxus auszeichnet.

Jürgens hat etwa den Mut, in dem Restaurant, dessen Wände mit Hirschleder bespannt sind, eine Pizza als Amuse-Bouche zu servieren. Sie ist fluffig und knusprig, mit Rohschinken, Artischocken und Trüffel belegt und wird am Ende mit etwas Blattgold verziert, was ihr eine besondere Note verleiht, auch wenn die Verzierung keinerlei Einfluss auf den Geschmack hat. Es ist vergleichsweise wie die Kühlerfigur «Spirit of Ecstasy», die beim Rolls-Royce Ghost Black Badge ganz in Schwarz gehalten ist und ankündigt, dass hier nicht irgendein Auto vorfährt, sondern «ein Rolls».

### Ausgleichende Kontraste

Nach diesem Pizza gewordenen Ausrufezeichen gibt es eine ganze Reihe von Gerichten, über die es sich am nächsten Tag, auf einer fünfständigen Fahrt in den Schwarzwald, lohnt nachzudenken. Etwa die grandiose Kombination aus Rauchstör-Mousse, Gurke und Gin-Fizz-Sorbet oder etwas, was der Küchenchef mit feiner Fine-Dining-Ironie «Fish 'n' Chips» nennt: gebeizter Saibling, Reis-Mayonnaise sowie frittierte Kartoffel. Was unspektakulär klingt, schmeckt umso besser, und ohnehin zeichnet Christian Jürgens aus, dass er unermüdlich nach Mitteln und Wegen sucht, seine Küche zu verändern, noch besser zu machen, noch mehr auf den Kern eines guten Gerichtes zu reduzieren. Statt Eindruck schindender Teller im Stile miniaturisierter Gartenarchitektur stehen Produkt und Geschmack im Zentrum –

und zum Glück ist da auch noch etwas Platz für lockere, unterhaltende Einlagen.

Um 6.45 Uhr fahre ich anderntags los, der Schwarzwald ist also mein Ziel, wo ich im Hotel «Bareiss» zum Mittagessen erwartet werde. Weil es ja mein eigenes kleines Fest der Freude sein soll, habe ich nur in Restaurants reserviert, die einerseits zu den besten des Landes gehören und andererseits von Küchenchefs geleitet werden, die ich persönlich kenne und die mir sympathisch sind. Dazu gehört Claus-Peter Lump, der im «Bareiss» einen Stil auf Basis der klassischen französischen Haute Cuisine pflegt, den er, wie er es ausdrückt, «optimiert» hat.

Im «Bareiss» wirken verschiedene Kontraste angenehm ausgleichend. Lump arbeitet gern mit Luxusprodukten, richtet aber mit einer gewissen Bodenständigkeit an. Das Serviceteam tritt locker und humorvoll auf, was dem innenarchitektonischen Stil des Schwarzwald-Barocks etwas die prunkvolle Schwere nimmt. Es lohnt sich, hier nicht das Menü, sondern à la carte zu bestellen. Claus-Peter Lump ist ein Meister der Deklination, stellt ein Produkt wie etwa bretonischen Hummer in verschiedenen Nuancen dar – auch hier entsteht aus den Kontrasten anregende Energie. Nach dem Krustentier sowie einer Elsässer Taube in jeweils drei, vier Variationen und einem Dessert aus Himbeeren und Schokolade, das Pâtissier Stefan Leitner über fünf verschiedene Gefässe aufgefächert hat, endet mein Schwarzwälder Glück in grösstmöglicher, satter Zufriedenheit.

Auf dem langen Weg zurück nach Bayern fällt mir wieder auf, dass die grosse Qualität des Ghost neben seinem Fahrgefühl, das der Hersteller in aller britischer Bescheidenheit «Magic Carpet Ride» nennt, die Ruhe ist, welche der Wagen einem ermöglicht. Ausser dem Luftzug, der leise über die senkrecht im Wind stehenden Aussenspiegel streift, ist im Innern dieser einzigartigen Limousine nichts zu vernehmen. Es ist darin so leise, dass ich meine eigenen Gedanken hören kann, die noch beim Essen von gestern sind und sich mischen mit der Vorfreude auf das Essen von heute.

Um die Ruhe zu beenden, höre ich die Live-Aufnahme «Pulse» von Pink Floyd aus dem Jahr 1995. Die britische Band spielt darauf auch «The Dark Side of the Moon» integral, und der Song «Money» passt ja ganz gut zu meiner Genussreise: «New car, caviar, four-star daydream» heisst es da. Mein Ziel ist der «Bayerische Hof» mitten in München, wo im Restaurant «Atelier» mit Jan Hartwig ein junger Mann auf höchstem Niveau kocht.

2017 erhielt der 37-Jährige für seine Arbeit den dritten Guide-Michelin-Stern, der «Gault Millau» zeichnet ihn seit 2019 mit 19 Punkten aus. Hartwig scheut sich nicht, den immensen Aufwand, der vielen seinen Gerichten zugrunde liegt, auch selbstbewusst darzustellen. Ein erstes Highlight ist das nicht zu fein geschnittene Tatar vom Reh, das mit knackigem Kohlrabi,

fermentierten Shiitake-Pilzen und Brombeergelee in einen überraschenden Zusammenhang gebracht wird. Der sympathische Küchenchef hat eine klare Haltung beim Kochen: Er bringt zusammen, was seiner Meinung nach zusammenpasst – freies Assoziieren in der Aromenwelt nach Jan Hartwig: N25-Imperialkaviar kombiniert er mit der japanischen Eiercreme Chawanmushi, mit Haselnüssen, Rumrosinen, weisser Sojasauce und Lauchöl oder rohe Gillardeau-Austern mit würzigen, grillierten Merguez, knackigen Granatapfelkernen, etwas Hollandaise und einer Spätburgunder-«Luft».

### Würdiger Abschluss

Vom britischen Philosophen Theodore Zeldin stammt der Spruch: «Die Gastronomie ist die Kunst, mit Nahrung Glück zu erschaffen.» Dieser ereignisreiche kulinarische Abend voller Abwechslung, Komplexität und Überraschungen ist, so gesehen, ein würdiger Abschluss dieser dreitägigen Feier des Lebens. ○



**Freies Assoziieren in der Aromenwelt:**  
«Atelier»-Koch Hartwig.

### Rolls-Royce Ghost Black Badge

V12 Biturbo-Benzinmotor, Hubraum: 6592 ccm  
Leistung: 612 PS (450 kW), max. Drehmoment: 840 Nm  
(bei 1650–5000 U/Min.); Höchstgeschwindigkeit:  
250 km/h, Beschleunigung 0–100 km/h: 4,8 Sek.  
Verbrauch: 14,6 l/100 km  
Preis: ab Fr. 388 700.–. Ein neues Ghost-Modell  
wird im September 2020 vorgestellt.

**Restaurant Überfahrt**, Althoff Seehotel Überfahrt,  
Überfahrtstrasse 10, 83700 Rottach-Egern  
Tel. +49 8022 669 0

**Restaurant Bareiss**, Hotel Bareiss  
Hermine-Bareiss-Weg 1, 72270 Baiersbronn  
Tel. +49 7442 470

**Restaurant Atelier**, Hotel Bayerischer Hof,  
Promenadepl. 2-6, 80333 München  
Tel. +49 89 2120743



# Wie eine tropische Insel

Vom «Jurablick» am Üetliberg zum fürstlichen Wald oberhalb von Vaduz: Redaktorinnen und Redaktoren der *Weltwoche* verraten ihre sommerlichen Sehnsuchtsorte in nächster Umgebung.

## Zmutt (VS)

Wenn es mich im Sommer nach Zermatt verschlägt, führt eine Wanderung fast immer über den Weiler Zmutt. Diese kleine Alp, die auf dem Weg zur Schönbielhütte oder zum Schwarzsee liegt, hat es mir irgendwie angetan. Die Siedlung mit ihren zwanzig Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, um eine Kapelle gruppiert, ist denn auch ein Bijou, einzelne Bauten sind 500 bis 800 Jahre alt. Für mich setzt Zmutt einen ruhigen Kontrapunkt zum manchmal etwas hektischen Ferienbetrieb in Zermatt. Man braucht zu Fuss etwa eine Stunde vom Matterhorn Dorf bis Zmutt. Man kann es aber auch gemütlicher nehmen, mit der Gondelbahn bis zur Bergstation Furi oder noch höher hinauf zum Schwarzsee fahren und dann entspannt über Zmutt nach Zermatt zurückwandern. Wer es gerne sportlich hat, kann bis zum Schwarzsee hochlaufen, auf halbem Weg beim «Hermetje» einkehren, wo es vorzüglichen Kuchen gibt, und dann in einer Schlaufe auf dem Rückweg Zmutt einen Besuch abstatten. Es lohnt sich auf jeden Fall. Das gleichnamige Alpbeizli ist nämlich bekannt für seine Walliser Spezialitäten und italienischen Pastagerichte. Man kann hier unter dem Vordach eines Stadels gemütlich essen und den Blick auf die beeindruckende Nordwand des Matterhorns geniessen. Es gibt noch einen zweiten Betrieb im Dörfli, die «Jägerstube», wo es unter anderem feinen Apfelstrudel gibt. *Hubert Mooser*

## Zürich von allen Seiten

Im Sommer ist Zürich die perfekte Ferienstadt. Als Auslandschweizer sehne ich mich nach dem See, nach einem Bummel durch die Altstadt, nach der Bratwurst beim «Sternen-Grill» am Bellevue und nach einem Bier auf dem Bauschänzli. Einmalig ist die Sicht auf die Alpen, wie sie sich von der Ganymed-Statue aus präsentiert. Oben am Üetliberg, dem Hausberg mit seinen lauschigen Wanderwegen durch den Wald, schätze ich die Beiz «Jurablick», die etwas abseits der ausgetrampelten Pfade liegt, um eine Pause von der Hektik auf der Welt einzuschalten. Als Muss empfinde ich zudem das Restaurant «Schöpfe 16» mit seiner einladenden Terrasse an der Limmat. Von da weiter auf den Lindenhof mit seiner paradiesischen Ruhe. Und wenn mich dann nach ein paar Tagen in Zürich wieder die Sehnsucht nach den Genüssen des Nahen Ostens packt, gibt es nur eines: ab ins «Le Cèdre» beim Bellevue mit seiner exzellenten libanesischen Küche und dem Angebot an libanesischen Weinen. *Pierre Heumann*

## «Kronenhof», Pontresina (GR)

Zugegeben, ich hatte die Vorstellung von zwei Wochen, die ich sommers auf irgendeiner weissandigen Malediveninsel verbringen wollte. Keine gute Idee in einer epidemisch aufgewühlten Welt, wenn der Blick gezwungenermassen von der Ferne in die Nähe schweift. Der Engadiner Bergsommer schien mir da bald annähernd so exotisch wie eine tropische Insel zu sein. Im «Kronenhof» in Pontresina habe ich beruflich schon einige Nächte verbracht, nun schien die alte Dame der Grand Hotellerie im Engadin plötzlich der perfekte Ort für die Sommerfrische. Dazu wird das denkmalgeschützte Haus natürlich durch die perfekte Infrastruktur mit Spa, Kinderbetreuung und grandiosem Speisesaal, aber vielmehr noch durch seinen Geist bereichert. Hoteldirektor Marc Eichenberger führt den Betrieb seit 2013 mit ruhiger Hand und unaufgeregtem Auftritt. Der «Kronenhof» ist familiär, die Gäste kommen vornehmlich aus der Schweiz oder aus Deutschland, und Pontresina hat im Gegensatz zum entfernten schicken Verwandten St. Moritz noch den typischen, leicht herben Charme eines Schweizer Bergdorfs. *David Schnapp*

## Twannbachschlucht (BE)

Ein Berg schöner als der andere, ein See klarer als der nächste. Die Schweizer Natur ist der helle Wahnsinn – schwer, einen Ort zu empfehlen. Aber wenn sich wieder alle am Aussichtspunkt mit Panoramablick gegenseitig auf die Füsse treten: Wie wär's, die sonnige Weite gegen was Dunkleres zu tauschen? In der von Bäumen umzingelten Twannbachschlucht: da bin ich im Sommer gerne. Das satte Grün und das kühle Nass: ein mystischer Ort. Hier hat Dürrenmatt in «Der Richter und sein Henker» die Leiche hingelegt – eine der besten Schauplatzentscheidungen der Literaturgeschichte. Die Twannbachschlucht beflügelt auf jeden Fall die Fantasie, und schaut man genau hin, tanzen Feen auf dem Moos. Wem es irgendwann unheimlich wird: Am Ende der Schlucht wartet der Blick auf den Bielersee. Auf dem Rückweg kann man in Twann gleich noch eine Flasche Wein vom ansässigen Winzer holen.

*Claudia Schumacher*

## Etzel-Kulm (SZ)

Die Schweiz ist zu Recht für vieles bekannt, aber das meiste kostet Geld. Es gibt freilich Sehenswürdigkeiten, die einem nicht den letz-



*Mystisch:* Twannbachschlucht.





**Unbedingt zwingend:** Bürgenstock.



**Von Zermatt über Zmutt zum Schwarzsee.**

ten Franken aus der Börse rauben, sondern nur den Atem wegen ihrer Schönheit: spektakuläre Blicke von Bergeshöhen hinunter auf Täler, Seen, Wälder und Städte. Einer meiner Lieblingsplätze liegt ganz nah bei Zürich, doch er vermittelt das Gefühl, ganz weit weg zu sein – der 1098 Meter hohe Etzel-Kulm, mitten zwischen Zürichsee und Sihlsee gelegen. Dass er relativ unbekannt ist, liegt wohl daran, dass man ihn sich erwandern muss – Strassen und Bergbahnen führen nicht hinauf. Doch der Blick entschädigt für alle Strapazen: zu Füßen hier Rapperswil und dort der Sihlsee, am Horizont auf der einen Seite Zürich, auf der anderen die Glarner Alpen und der Pilatus. Bei gutem Wetter erkennt man sogar den Schwarzwald. Mit Proviant braucht man sich nicht zu belasten: Nirgendwo schmecken Ghackets mit Hörnli und ein guter Fendant besser als im Berggasthof «Kulm». *Wolfgang Koydl*

### Jurasüdfuss

Die Traumreise – als Tagestour oder in Etappe – beginnt in der Vergangenheit und endet in der Zukunft. Am Jurasüdfuss reihen sich wie eine historische Perlenkette die Bilderbuchstädtchen auf. Baden, die alte Bäder- und Sündenkolonie des Zwingli-Zürich. Aarau hoch über der Flusslandschaft der Aare, erste Hauptstadt der Schweiz, Einsteins Kantonschule, ein Kunsthaus wie eine Wundertüte. Olten, der Verkehrsknoten- und Treffpunkt mit dem einst berühmtesten Bahnhofbuffet der Welt. Solothurn, die schönste Barockstadt nach Lecce (tausend Kilometer weiter in Süd-

italien), Messestadt der Filmer und Literaten. Biel, einst die «Zukunftsstadt», jetzt wieder im anarchisch-gemütlichen Aufbruch. Murten, zum Ausschneiden. Das aristokratische Neuenburg wie eine französische Enklave. Im Hintergrund immer der Kühle spendende Jura als Sinnsuche- und Wanderparadies. Der sprichwörtliche Südfuss-Nebel hat sich im Klimawandel fast aufgelöst. Wer endlich rauskommt aus den Shutdown-Wänden, träumt vielleicht auch von einem neuen Zuhause – hier wäre es zu finden, bestens verbunden mit den Metropolen Zürich, Basel oder Bern.

*Peter Hartmann*

### St. Moritz (GR)

Es ist nicht sehr originell, aber: Ich liebe das Engadin. Im Winter zum Skifahren, im Sommer, weil es eine atemberaubende Landschaft ist, in der man vieles unternehmen kann. Die Luft, das Licht, die Naturschönheit – Maler, Dichter, Philosophen haben dieses wunderbare Stück Erde in ihren Werken verewigt. Ich mag es, wenn nach dem Herumklettern auf den Bergen und der Waldeinsamkeit auch noch etwas los ist. In St. Moritz ist immer etwas los. Ein Brennpunkt der gepflegten Geselligkeit. Wo man auch hingehet, man trifft jemanden, den man kennt. Das Festival da Jazz bringt Schwung in die Gegend, überall Musik, ein Ausgleich zur Beschaulichkeit. Ob man auf «Hauser's Terrasse» sitzt (Jazzbands spielen, die Menschen flanieren vorbei) oder in einem Konzert im Hotel «Reine Victoria», der Belle-Epoque-Schönheit in St. Moritz-Bad, hier erlebt man, was man sich von Ferien wünscht: Alles ist weit weg; man kann sich gar nicht mehr vorstellen, dass es Schlechtes gibt auf dieser Welt. *Hildegard Schwaninger*

### Bürgenstock (NW)

Es ist womöglich die zauberhafteste Gegend Mitteleuropas, das funkelndste Kleinod am Vierwaldstättersee, frühes Ergebnis auch des touristischen Unternehmergenies der Innerschweiz. Der Bürgenstock ist ein Biotop der Stille und Ruhe, von seinen Aussichtspunkten aus lässt sich das Mittelland weitläufig überblicken. Die Paläste Luzerns und die Villen Meggens sind mit dem Feldstecher zu erkennen. In dieses Paradies lockte der damalige Hotelier Fritz Frey Hollywoodstars und Politiker von Kissinger bis Adenauer. Die Schauspielerin Audrey Hepburn pflegte er jeweils mit der Vespa vom Bahnhof Luzern abzuholen. Der Bürgenstock, entdeckt und urbar gemacht von Franz Josef Bucher und Josef Durrer noch im 19. Jahrhundert, ist mutmasslich das erste moderne Luxusresort der Weltgeschichte. Nach der Familie Frey und späteren Kurzbesitzern übernahmen die Emire von Katar mit dem ganz grossen Portemonnaie das Szepter. Sie pumpten Hunderte Millionen Franken in die Renovation. Es ent-





Privater Seezugang inklusive: «Glasdiamant» am Murtensee.

stand eine Mischung aus Märchenoase, James-Bond-Kulisse und Rückzugsfestung für die Fürsten aus dem Morgenland. An dieser Stelle müssen die Investoren aber gelobt werden für ihren brillanten Wurf, die enorme Qualität ihrer Konzepte und Bauten, die sich bei aller Pracht nahtlos in den Felsen fügen. Danke, Katar! Wer den Bürgenstock, diese Zeitkapsel mit weiten Wiesen, knorrigem Wanderwäldern, Wunderaussicht, Kuhglockengebimmel und genialer Gastronomie noch nicht kennt, sollte dorthin. Und von der «Villa Honegg», die vor zwanzig Jahren noch eine bröckelnde Ruine war und heute prächtig strahlt, können wir aus Platzgründen leider nichts mehr erzählen. Prädikat: Unbedingt zwingend. *Roger Köppel*

#### Murten (FR)

Es war Mitte der neunziger Jahre mit zwanzig, als mich das mittelalterliche Freiburger Städtchen Murten und seine reizende Umgebung in den Bann zog. Wir gingen hinauf zum Mont Vully, von wo aus man einen herrlichen Blick auf den Bieler-, den Neuenburger- und den Murtensee hat. Unten, etwas verborgen, befand sich kurz vor Murten das einzigartige «Vieux Manoir au Lac», ein Hotel im ritterlichen Landhausstil, selbstredend direkt am See gelegen mit einem hervorragenden Restaurant. Heute heisst es «La Pinte du Vieux Manoir». Übernachten kann man im spektakulären Baumhaus «Glasdiamant», inklusive privaten Seezugangs. Wer es etwas bodenständiger mag, flaniert durchs geschichtsträchtige Städtchen, geniesst die gelebte Zweisprachigkeit und isst abends, vom sanften Sommer-

wind beschwingt, unter den kühlenden Arkaden in der «Freiburger Falle» ein Käsefondue. Murtens Zauber wirkt auf mich bis heute.

*Benjamin Bögli*

#### «Villa Cassel» (VS)

Der mächtige Aletschgletscher zu Füssen, die Monumente der Walliser Alpen mit Weisshorn, Dom und Matterhorn als grandiose Kulisse. Auf der Riederalp, hoch über dem Rhonetal, scheint man im Schwebestand zwischen Himmel und Erde. Und auf der Riederfurka ragt ein Gebäude aus dem Nadelgehölz, das so gar nicht in diese wilde Landschaft passen will – wie ein fehlgeleitetes Ufo, das statt auf dem Mars an einem Schwingfest gelandet ist: die «Villa Cassel», ein Anfang des 20. Jahrhunderts vom deutsch-englischen Bankier Sir Ernest Cassel errichtetes Herrschaftshaus im viktorianischen Stil. Auch Winston Churchill genoss hier mehrmals den Walliser Sommer. Er soll sich vor allem seinen schriftstellerischen Arbeiten gewidmet haben. Im Aletschgebiet erzählt man sich, dass sich der berühmte Besucher am Geläute der Kuhglocken

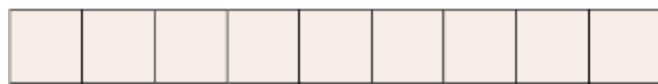
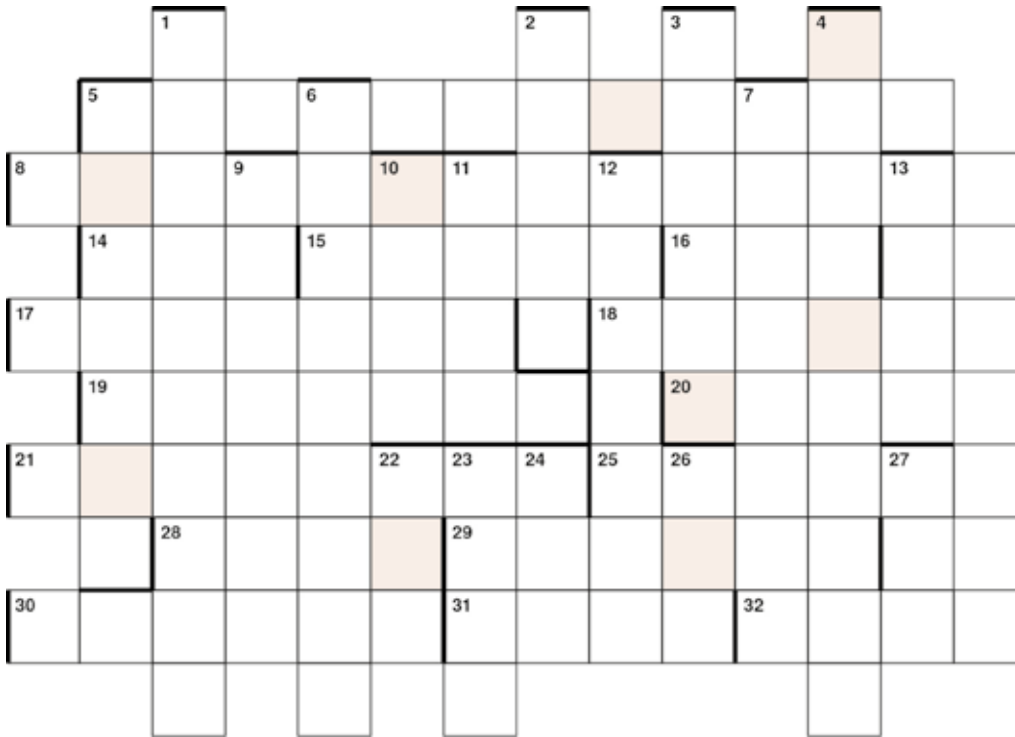


Als sei Churchill noch immer hier: «Villa Cassel».

gestört habe. Gastgeber Cassel soll den Bauern Geld bezahlt haben, damit die Glocken mit Stroh ausgestopft und schallgedämpft wurden. Heute dürfen die Kühe wieder ungehindert läuten und muhen. Und die «Villa Cassel» erstrahlt frisch renoviert als Zentrum von Pro Natura und vielleicht speziellste Herberge im ganzen Alpenraum. Und im historischen Tearoom lässt sich's den Tag very British ausklingen und den Five o'Clock Tea geniessen – als sei Churchill noch immer hier. *Thomas Renggli*

#### Und die Schweiz irgendwo am Horizont

Vor einigen Tagen verlor ein junges deutsches Paar die Orientierung im fürstlichen Wald oberhalb von Vaduz. Sie fragten in nordischem Dialekt nach dem Weg, sie wollten wandern gehen. Verständlich, dass einen die idyllische Bergwelt fasziniert, wenn die Augen das ganze Jahr über vom wattenmeer umgeben sind. Zugegeben: Bergtouren und verborgene Pfade gibt es auch im Tessin oder im Berner Oberland, Wandern kann man fast überall. Doch das Flair eines Kleinstaates lässt sich nicht so leicht imitieren. Denn auch wenn sich in der ganzen Schweiz Museen, Schlösser und Schlenderwege entlang gemütlich aussehender Cafés finden lassen, entfaltet das Wissen, sich eben nicht in der Schweiz zu befinden und doch die Schweiz irgendwo am Horizont zu sehen, einen ganz besonderen Reiz. Gerade in Zeiten der Seuche, wenn Viren vor weiten Reisen abschrecken, sättigt Liechtenstein das Schweizer Fernweh, dieses kribbelige Verlangen, unter einem fremden Himmel zu wandeln. Wer das nicht glaubt, soll es am besten selbst ausprobieren. *Anton Beck* ○

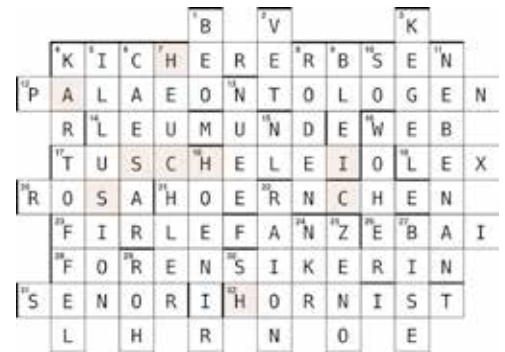
**Lösungswort** — Peripheriegerätedepone

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **5** Mehr Information zur gesuchten Transaktion liefert eine paarweise Transposition: ie gn le ld so se eG cs äh tf. **8** Wenn selbst das Weggli Fläggli zeigt, dann ist's wieder so weit. **14** Zügelt zwecks geschäftlicher Geheimniskrämereien die Zungen der beteiligten Vertragsparteien. **15** Ein kauziger Kumpel, schweinisher Schenkel oder verbales Totschlagargument. **16** Bloss, aber nicht nur. **17** Im Keller, wie die Decke alter Bauernhäuser. **18** Quella d'oro è: Le eccezioni la confermano. **19** Er trödelt geschäftig und geschäftlich im Tante-Emma-Laden. **20** Der deutsche Oskar, eine spanische Dolores. **21** Potz Blitz, ist das ein Donnerwetter. **25** Diese gewaltige Steingravur ist ein erosiv reliefiertes wonder der Natur. **28** Nicht Bibelbruder Jakob, sondern Jakobs biblischer Bruder. **29** Schläfrig schleichend oder schleppend schlappen. **30** Worüber des Feudalregenten Agenten regierten. (Ez.) **31** Hot genau der richtige zum drahtlosen Netzwerken. **32** Ritsch, ratsch! Oder in dem Fall vielleicht eher ritsch, ritsch! Ein grosses Geschäft aus und mit Rille und Rippe.

**Senkrecht** — **1** Verlaufen durch Feld, Wald und Wiese über Berg und Tal. **2** Ex-Muschelhändler und Experte auf dem Gebiet der Schwarzgoldexploration und -extraktion. **3** Sowas wie Kwasserdampf oder Kdunst, ist brachial beruhigend. **4** Ein unterirdischer Bahnarm im mutterstädtischen Netzplan. **5** Was Stolen- und Togenträger drunter trugen. **6** Inkognitopult, assistiert beim Korrespondieren und Organisieren. **7** Drachenköpfiger Pferdereiter mit Feuerwaffe. **9** Kunstkritischer Satirekünstler. **10** Ziemlich zähflüssiger Saft von gestern, auch umgekehrt beklagenswert. **11** Die musikalische Verfolgungsjagd verspricht ein flüchtiges Vergnügen. **12** Wo – die Schofaren waren's? – die Stadtmauern nach sieben Tagen in Trümmern lagen. **13** Schülerkonzertsaal und Lehrervortragslokal. **22** Macht, will man deren Slogan glauben, jeden Wunsch zur Reise. **23** Die animierte Frau wird zunächst ihrer frostigen Kräfte nicht Herr. **24** Tightes Spitten von Bars über derbst fette Beats. **26** Der zentrale Posten in jedem Dreamteam. **27** Mithilfe dieser Muschel kann man nicht allein dem Meeresrauschen lauschen.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 677**

**Waagrecht** — **4** KICHERERBSEN **12** PALAEONTOLOGEN **14** LEUMUND **16** WEB: Internet **17** TUSCHELEI **19** LEX (Luthor): lat. Gesetz **20** ROSA **21** (Eich) HOERNCHEN **23** FIRLEFANZ **26** EBAL: bay = engl. Bucht **28** FORENSIKERIN **31** SENOR: span. Herr **32** HORNIST

**Senkrecht** — **1** BEO: Singvogel aus der Familie der Stare **2** VET: engl. Tierarzt oder Veteran **3** KEGEL **4** KARTOFFEL: Der dümmste Bauer erntet die grössten Kartoffeln (Redensart). **5** ILLUSION **6** CAESAR **7** HEUHLER **8** RODEN **9** BLEI **10** SO (Kanton Solothurn): Elf ist die Solothurnerzahl. **11** NEBENAN(schluss) **13** NUEE: franz. grosse Wolke/Anzahl (Schwarm) **15** NL: Nanoliter, Niederlande **16** WOHER **18** HOENIR: Anagramm von «Heroin» **22** RAION: Warenhausabteilung, franz. Wabe/Speiche **24** NKR: Norwegische Krone (Währung) **25** ZENO **27** BISE **29** ROH **30** SH: Kanton Schaffhausen

**Lösungswort** — **HASCHISCH**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



BLIB WIE DÜ BISCH.  
GNIESSES JETZ NO MEH.



Buche jetzt mindestens zwei Übernachtungen und erhalte einen 100-Franken-Gutschein\* für fast alles im Wallis. Jetzt profitieren auf [wallis.ch/100](http://wallis.ch/100)

\* Ab 2 Hotelnächten, 4 Nächten in einer Ferienwohnung, 7 Nächten auf einem Campingplatz einen von 100 000 Gutscheinen im Wert von CHF 100.- erhalten.



INS HERZ GEMEISSELT.